

MARY SCOTT

*Und abends etwas Liebe*

*Ein heiterer Roman  
aus Neuseeland*



G

GOLDMANN



GOLDMANNS GELBE TASCHENBÜCHER

Band 2377

---

Mary Scott · Und abends etwas Liebe

## *Zu diesem Buch*

*Dieser Roman setzt die Reihe der beliebten und erfolgreichen heiteren Neuseelandbücher der Bestsellerautorin Mary Scott fort.*

*Wieder begegnen wir Susan, Larry und vielen lieben alten Bekannten, die uns erneut zeigen, daß das Leben auf der Schaf-farm fröhlich und voll urkomischer Zwischenfälle sein kann. Ein Supermarkt, eine neue Schule und ein altes Auto, das Sprünge macht, bringen die Gemüter in große Erregung. Und schließlich taucht eine junge Nichte auf, die hübsche Tony, die allerhand Trubel verursacht und in den Männerherzen heillose Verwirrung anrichtet. Und auch diesmal können die beiden Freundinnen das Ehestiften nicht lassen . . .*

Bitte beachten Sie auch die letzten Seiten und die Rückseite dieses Buches!



MARY SCOTT

# Und abends etwas Liebe

Ein heiterer Roman aus Neuseeland



WILHELM GOLDMANN VERLAG  
MÜNCHEN

Dieses Buch wird unter der Bedingung verkauft, daß es ohne Zustimmung des Verlages weder in Leihbibliotheken eingestellt noch gewerbsmäßig weiterverkauft, vermietet oder auf ähnliche Weise genutzt wird. Die vom Verlag gewählte Ausstattung darf weder durch einen festen Einband noch durch einen besonderen Umschlag noch in sonstiger Weise verändert werden.

7022 • Made in Germany • 5. Auflage • Titel der englischen Originalausgabe:  
»A Change from Mutton«. Ins Deutsche übertragen von Conrad Wirtz. Alle  
deutschen Rechte besitzt der Wilhelm Goldmann Verlag, München. Umschlag-  
entwurf: Ulrik Schramm. Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua.

Druck: Presse-Druck Augsburg. Verlagsnummer 2377 • We/St

ISBN 3-442-02377-7

Ein Supermarkt! Komische Bezeichnung für einen Laden in unserem kleinen Ort. In einer Großstadt, ja, aber doch nicht hier bei uns. Warum nennt man ihn nicht einfach Kaufhaus, und damit hätte sich die ganze Geschichte?

Typisch für Paul, so zu denken. Er mochte den sogenannten Fortschritt nicht, trauerte den guten, alten Zeiten nach und dergleichen mehr. Und es konnte kaum überraschen, daß Sam sich dieser Meinung sofort anschloß.

»Supermarkt in Riesenlettern! Dabei ist dieser protzige Palast doch nichts weiter als ein Haufen von Chrom und Glas. Dazu nimmt eine große Tiefkühlabteilung auch noch den meisten Platz weg. Und der Boss gibt überall damit an. Weiß der liebe Himmel, was uns noch alles bevorsteht!«

Larry nahm das Ganze mehr von der praktischen Seite. »Mir ist ziemlich gleich, wie sie den Laden nennen, und von mir aus können sie Dutzende von Tiefkühltruhen aufstellen, wenn es ihnen Spaß macht. Tantchen ist es, die mir Kummer macht!«

Ich kannte Miss Adams, oder »Tantchen«, wie ihre treuesten Stammkunden sie nannten, schon acht Jahre. Es war das erste mal während dieser langen Zeit, daß sie jemandem Anlaß dazu gab, sich zu sorgen. Vielmehr waren wir es gewesen, die ihr schon oft Kummer bereitet hatten. Umsichtig und zuverlässig, und ganz im Gegensatz zu dem Spitznamen, der ihr anhing, hatte sie nie jemandem auch nur für einen Augenblick lang Kummer bereitet. Sie war der ruhende Pol in dem Leben unserer kleinen Gemeinde, und alles andere als etwa das dickliche, geschwätzige, schlampige Tantchen, das einen Kramladen betreibt und neugierig jede Postkarte liest, die ihm in die Finger fällt. Nein, ganz im Gegenteil... freundlich, immer hilfsbereit und klug, war sie eigentlich unser bester Freund. Kaum zu begreifen, daß gerade diese fähige Geschäftsfrau uns plötzlich Sorgen machen würde. Aber genau so war es.

Nicht etwa, daß sie an einer heimtückischen Krankheit litt. Es handelte sich einfach darum, daß in Tiri ein riesiges, sehr aufwendig ausgestattetes Konkurrenzgeschäft eröffnet worden war, das sich Supermarkt nannte. Und wir fürchteten um Miss Adams' Geschäft.

Ich wehrte mich gegen diese Vorstellung. »Niemand würde auf die Idee kommen, nicht mehr bei ihr zu kaufen . . . nur weil irgend jemand so unverschämt war, direkt gegenüber von Tantchens Laden einen Supermarkt zu eröffnen.«

Wenn schon ein Supermarkt, dann bitte am richtigen Ort. In der nächsten Stadt bummeln wir gerne durch diese Paläste und kaufen eine Menge Dinge, die wir eigentlich gar nicht brauchen, weil sie als Sonderangebote angepriesen werden. Aber in Tiri legten wir einfach keinen Wert auf einen Supermarkt, der Tantchen ihre Geschäfte erschweren und neu zugezogene Kunden weglocken würde, die die Vorzüge unserer Freundin nie schätzen gelernt hatten. Nicht zuletzt bedeutete die Bezeichnung Supermarkt für unseren kleinen Ort eine gräßliche Neuerung.

Pikiert fuhr Sam fort: »Erst gestern traf ich diesen Burschen Freeman, der den neuen Laden leitet. Er hatte doch tatsächlich die Nerven, mich vor Tantchens Laden anzusprechen. Er sagte, er würde sich freuen, auch mich zu seinen Kunden zählen zu dürfen. Ich sagte ihm klipp und klar, da wäre für ihn nichts drin, aber er schwätzte von den vielen Dingen, die es in seinem Laden zu kaufen gebe, von all den Dingen, die meine Frau und ich uns jemals erträumen könnten. Schön übersichtlich ausgestellt und ausnahmslos mit gut lesbaren Preisen ausgezeichnet. Dann stieß er mich buchstäblich in die Rippen und grinste mich an: »Jede Menge Rindfleisch im Tiefkühlfach, sauber verpackt. Ein nettes kleines Steak ist doch einmal eine angenehme Abwechslung an Stelle des ewigen Einerleis von Hammelfleisch, oder?«

»Widerlicher Kerl«, sagte Larry so heftig, daß ich sofort wußte — auch sie machte sich Sorgen. Dann meinte sie mit einem hoffnungsvollen Unterton: »Vielleicht stellt sich Tantchen auch auf Tiefkühlkost um. Schließlich bieten heutzutage die meisten Geschäfte auf dem Lande diese Möglichkeit. Rohteig, tiefgefrorene Erbsen und sogar Fisch. So praktisch.«



Dann aber, unter dem Druck der Augen ihrer besseren Hälfte, die sie kalt und fragend musterten, fügte sie hastig hinzu: »Obwohl man natürlich durchaus auch ohne Tiefkühlkost leben kann!« »Ohne?« wiederholte Paul. »Ich bin da ganz anderer Meinung. Wer hätte denn überhaupt vor zehn Jahren an diese Möglichkeit gedacht? Aber heute betrachtet man doch sogar hier bei uns das Ganze nur noch als eine Selbstverständlichkeit. Ich wage nicht, mir auszumalen, was noch alles auf uns zukommen wird. Mir hängt dieses zivilisierte Leben sowieso zum Halse heraus. Überall Schlaraffenland. Wenn Susan und die Kinder nicht wären, würde ich ernstlich überlegen, ob ich nicht alles verkaufen und mich in ein primitiveres, urwüchsiges Leben zurückziehen sollte!«

In Wahrheit aber hätte nichts auf dieser Welt ihn dazu bewegen können, die Farm zu verkaufen, die er aufgebaut hatte und an der er mit jeder Faser seines Herzens hing. Nichts hätte ihn dazu bewegen können, seine beiden Freunde Sam und Tim zu verlassen, die gemeinsam mit ihm den Krieg durchgestanden hatten. Nachdem die drei nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg mit Hilfe der Regierung sesshaft wurden und soviel Klugheit besaßen, solche Frauen zu heiraten, die genauso kameradschaftlich waren wie ihre männlichen Gegenstücke. Übrigens wäre keiner von uns dazu bereit gewesen, Colonel Gerard im Stich zu lassen, dessen Tochter Tim geheiratet hatte. Julian, sein jüngerer Vetter, war aus England zu uns herübergekommen, um die Leitung der großen Farm des Colonel zu übernehmen. Wir waren nicht weniger als eine große, harmonische und sehr glückliche Familie, und das ganze Gerede von »aufgeben« war der reinste Bluff. Genau das sagte Larry Paul auf den Kopf zu und meinte außerdem: »Dieser Unsinn von wegen »früher war alles anders und wir alle gehen eines Tages baden«! Das klingt so, als würdest du doch langsam alt. Wenn du nicht aufpaßt, kriegst du noch die Idee, dein Testament zu machen. So wie der alte Colonel.«

Es gab einmal eine Zeit, in der Paul bei einer solchen Bemerkung wütend aufgesprungen wäre. Unsere Männer hatten lange Zeit dazu gebraucht, sich an Colonel Gerard zu gewöhnen. Der Colonel nämlich war ein Mensch, der die einfach sagen-



haften Ansichten eines Feudalherrn vertrat und dauernd von Tagelöhnern und Eingeborenen redete.

Auch dem Colonel war es recht schwergefallen, sich mit uns abzufinden. Seine Einstellung zu den Kriegsheimkehrern, die die Rehab Farmen bewirtschafteten, war zunächst unausstehlich überheblich gewesen. Aber als dann sein einziges Kind einen dieser heimgekehrten Soldaten geheiratet hatte, sah er ein, daß er langsam seine Einstellung ändern mußte. Heute aber hätte unsere Männer nichts von ihrem Kummer ablenken können. »Die ganze Gegend hat sich geändert. Außer dem Colonel und uns ist keiner von der alten Garde übriggeblieben.«

»Aber egal«, bemerkte Larry, »es ist direkt ein Segen, daß die Fremden in unsere Gegend ziehen. Etwas finde ich schon großartig an ihnen! Sie haben nämlich viele Kinder.«

Diese Äußerung kam so unerwartet gefühlsbetont aus Larrys Mund, daß wir alle erstaunt aufblickten. Larry hatte, soweit wir zurückdenken konnten, nie zu den besonders begeisterten Anhängern einer großen Schar von Kindern gezählt. Zumindest hatte sie vorgegeben, so zu denken. Dann spürten wir plötzlich, was sie eigentlich meinte. Die ständig wachsende Kinderschar hatte auch in unserem Ort die fehlende Schule zu einem Problem werden lassen. Und schließlich wurde dann tatsächlich eine Schule gebaut.

Nicht einen einzigen Tag zu früh. Mein Sohn Christopher war sieben Jahre alt und ließ nicht die geringsten Anzeichen von Schwachsinn erkennen. Als Schüler wäre er reif für das zweite Schuljahr. Was Larrys sechs Jahre alte Tochter Christina betraf, so hatte deren Mutter sich irgendwie den resignierenden Standpunkt zu eigen gemacht, die Kleine sei weniger als normal begabt, obwohl wir auch für diese Einschätzung nicht den geringsten Grund erkennen konnten. »Aber sie kann doch einfach nicht normal begabt sein, sie kann doch nicht einmal ein einziges Wort lesen, und wenn sie schreibt, kehrt sie das Unterste nach oben. Wirklich, wir sollten sie von einem Psychiater behandeln lassen.«

Das alles war natürlich Unsinn. Christina war nicht nur ein süßes, kleines Mädchen. Sie konnte genauso gut reiten wie laufen

und war geradezu boshaft intelligent. Genauso wie Christopher, wenn es darum ging, einen Streich auszuhecken. Sah er sich aber ein paar geschriebenen Worten gegenüber, dann reagierte er, als habe er einfach keinen Verstand.

Die Schwierigkeit bestand darin, daß keines der beiden Kinder jemals systematisch unterrichtet worden war. Jedenfalls nahmen sie von den anstrengenden Bemühungen ihrer Mütter kaum Notiz.

Über diesen Zustand waren wir uns eines Tages völlig einig, und wir versuchten, jemanden zu finden, der die Kinder unterrichten könnte. Aber wir waren vom Pech verfolgt. Vielleicht war dies nicht gerade die richtige Art, unseren ersten Versuch in dieser Richtung zu unternehmen. Es handelte sich um Lydia Forbes. Sie war eine reizende Person, und als sie zu uns kam, glaubten wir, alle unsere Sorgen seien für immer ausgestanden. Sehr zu unserem Kummer jedoch, aber sehr zur Freude von Richard O'Neill, Larrys Onkel, beschloß sie, die Sorgen dieses Herrn ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Aber es kam noch schlimmer. Als die beiden heirateten, verloren wir auch noch unseren anderen Verbündeten, denn Mick, viele Jahre lang Richards ergebener Diener, kehrte auf der Stelle zu seinem früheren Herrn zurück. Sechs Monate lang war er praktisch Kindermädchen für alle Familien gewesen. Wenn auch die Umgangssprache unserer Kinder langsam für unsere Ohren unverständlich wurde, so machte uns das dennoch wenig aus, denn Mick und unser Nachwuchs amüsierten sich prächtig miteinander.

Der in unserer Gegend sehr harte Winter aber war für den alten Mann dann doch zuviel, und Lydia hatte Mick dazu überredet, in seine Heimatstadt zurückzukehren.

Seit diesen Ereignissen hatten wir dann zwei weitere Erzieherinnen »ausprobiert«, die sich jedoch auch als »Fehlschläge« erwiesen. Danach beschlossen wir selbst die Kinder zu unterrichten, mit der unersetzlich wertvollen Hilfe einer Fernschule.

Aber irgendwie klappte die ganze Sache einfach nicht.

Niedergeschlagen meinte Larry eines Tages: »Ich weiß nicht, was los ist. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, noch blöder als

Mrs. Carter zu sein. Dabei scheint die aber durchaus fähig zu sein, ihre Kinder zu unterrichten.«

Traurig stimmte ich zu: »Ich weiß. Die Kinder scheinen ganz flüssig lesen zu können.«

Und hier nahmen unsere Männer, die gewöhnlich unsere Fehler mit diebischer Freude herausstellen und kritisieren, uns mit großem Geschrei in Schutz. »Ich mag Mrs. Carter«, begann Sam. »Eine dieser wirklich fraulichen Frauen. Trotzdem bleibt es eine Tatsache, daß sie niemals einen Schritt unternimmt, ihrem Mann zu helfen.« Ich mußte ein bißchen albern lächeln, als ich mich daran erinnerte, erst gestern die Kinder mitten in einer wichtigen Lektion alleine gelassen zu haben, um Paul dabei zu helfen, eine kranke Kuh zu füttern. Natürlich hätte ich sehr gerne den Versuch aufgegeben, Christina davon zu überzeugen, daß drei und drei tatsächlich sechs sind. Trotzdem komme ich nicht an der Tatsache vorbei, daß ich weggerufen wurde, um ein Schaf festzuhalten, als ich eigentlich die Pflicht gehabt hätte, den Sprößlingen beizubringen, klare, saubere Buchstaben und Zahlen zu schreiben.

Leider haßten sowohl Larry als auch ich es einfach, drinnen zu sitzen und zu versuchen, Kinder zu unterrichten, die gar nicht unterrichtet werden wollten, während es draußen so viele ebenso wichtige wie interessante Dinge zu tun gab.

Alle diese Probleme fanden dann endlich doch ihre Lösung. Fünfzehn Kinder waren im schulpflichtigen Alter, und man hatte eine kleine Schule gebaut. Es bestand sogar die Aussicht, noch mehr Kinder zusammenzubringen, wenn wir nur die Frage der Hinfahrt zur Schule und des Heimwegs klären konnten. Schon im nächsten Jahr würden auch Annes Zwillinge und meine kleine Prudence die Schule besuchen. Sie würden Seite an Seite mit den reizenden, kleinen Maoris, den Kindern unseres alten Freundes Tom, unterrichtet werden.

Larry begeisterte sich. »Ein herrlicher Gedanke . . . die Schule ist bald fertig. Übrigens rief Mr. Taylor heute morgen an. Er setzt noch einen zusätzlichen Arbeiter ein und hofft, daß die Kinder die Schule gerne besuchen werden!«

Der Gedanke an eine Schule und den Wegfall der ewigen

Zurechtweisungen von zwei hoffnungslos unwissenden Müttern, die einen zur Verzweiflung treiben konnten, würden sie genügend reizen. Die gleichen Gründe würden unseren Männern das Gefühl geben, es sei die Sache schon wert, möglichst viel Zeit damit zu verbringen, an dem Schulbau mitzuarbeiten.

Zunächst hatten wir damit gerechnet, abwechselnd dem Lehrer Unterkunft zu bieten. Wir hatten uns gegenseitig versichert, das sei ein Preis, den jeder von uns gerne zu zahlen bereit sein müsse. Dann hörten wir aber, uns werde ein junger Mann zugeteilt, der es vorziehe, in seinen eigenen vier Wänden zu leben, und seien sie noch so primitiv. Das war zu schön, um wahr zu sein.

Zum Glück war ein kleines Häuschen frei, in dem vor einiger Zeit noch ein Straßenarbeiter gewohnt hatte. Wir alle machten uns begeistert an die Arbeit, die Böden zu scheuern, die Wände zu tapezieren und Türen und Fenster frisch zu streichen.

Selbst die erwartungsfrohen, aufgeregten Diskussionen über die neue Schule konnten unsere Sorgen wegen Tantchen nicht ganz verscheuchen. »Sie nimmt das Ganze genau so, wie es ihre ganze Art ist«, meinte Paul. »Sie lächelte nur, als ich ihr sagte, der Bursche mit dem Supermarkt würde wahrscheinlich pleite gehen. Sie sagte nur, sie hoffe doch, daß es Platz genug für beide Geschäfte gebe, und überhaupt belebe jede Konkurrenz doch das Geschäft und sei daher eine gute Sache!«

Ohne jeden ersichtlichen Grund wandte sich Sam plötzlich zu Larry und sagte: »Also paß mal auf, mein Kind, ein für allemal kein Lieferwagen von diesem Burschen Freeman. Nichts von wegen in diesen verfluchten Supermarkt schleichen, um dort ein Päckchen tiefgefrorene Erbsen zu kaufen, oder ein paar Pfund Würstchen, weil du zu spät nach Hause gekommen bist und das Abendessen vergessen hast.«

Larry war natürlich sehr ungehalten. »Samuel Lee, hast du den Verstand völlig verloren? Du könntest einen Monat lang ohne Abendessen ausgehen, bevor mein Schatten in die Türe dieses Mannes fallen würde . . . ein Mann, der nichts weiter im Sinn hatte als hierherzukommen, um unser liebes Tantchen zu ruinieren.«



Ich war unbedingt für den totalen Krieg gegen diese schmutzigen Eindringlinge, und am nächsten Tag, als wir Anne und Tim besuchten, wußten wir, daß die beiden genauso dachten. Anne erklärte feierlich: »Nichts in diesem Leben könnte mich dazu verleiten, bei irgend jemand anderem zu kaufen. Wie hätten wir ohne Tantchen diese ganzen Jahre überlebt und überstanden? Susan, erinnerst du dich noch, wie sie Tim und mich zusammenbrachte, als Vater sich so aufsässig gab? Nicht etwa«, so meinte sie noch hastig, »daß du und Larry nicht auch ein Großteil dazu beigetragen hättet.«

Zu behaupten, der Colonel habe sich anlässlich des großen Tages von Annes Hochzeit verdrießlich gezeigt, war ganz bestimmt stark untertrieben. Klar, Tantchen war die erste gewesen, die den beiden geholfen hatte. Aber unsere Männer wurden nicht müde, Larry und mich immer wieder daran zu erinnern, unsere »gemeingefährliche Einmischung« mit Hilfe des öffentlichen Telefonnetzes habe sie an den Rand des Kerkers gebracht.

Gerade als wir uns über den Supermarkt unterhielten, traf der Colonel ein. In diesem letzten Jahr war er doch stark gealtert, vor allem seit dem schweren Herzanfall, der ihn dazu zwang, seinem Vetter Julian die Leitung seiner großen Farm zu übertragen. Aber immer noch war er eine große, stattliche Erscheinung, vielleicht ein wenig gebeugter als früher. Seine Augen leuchteten auf bei dem Anblick seiner Tochter Anne und der Zwillinge. Als er eintrat, hörten die vier Kinder, die Zwillinge, Larrys Mark und meine Prudence, sofort zu spielen auf und liefen auf den Colonel zu. Der Colonel ging mit Kindern immer sehr nett um. Er versicherte uns immer wieder, er glaube fest an den Wert militärischer Disziplin, aber davon war eigentlich nur sehr wenig zu merken. Gleichzeitig gehorchten ihm die Kinder und hingen sehr an ihm. Wir erzählten ihm von unseren Sorgen in bezug auf Miss Adams. Von seiner bitteren Reaktion auf den Supermarkt waren wir sehr angetan.

»Der Bursche ist ein Prolet«, erklärte er, und ich wechselte einen entzückten Blick mit Larry über diesen herrlichen Edward-schen Ausdruck. »Er besaß die Frechheit, mich zu besuchen. Ich



sagte lediglich: »Mein guter Mann, dieser Haushalt arbeitet ausschließlich mit Miss Adams, und wir haben die feste Absicht, dabei zu bleiben. Wir verfügen über eine Tür an der Rückseite unseres Hauses, die für Vertreter geschaffen wurde. Und wir dürfen erwarten, daß Vertreter sich grundsätzlich nur dieser Tür an der Rückseite des Hauses nähern, um dort ihre Vorschläge zu unterbreiten.«

Uns allen stockte der Atem. Es gab Augenblicke, in denen der Colonel fast zu sehr dem Bild von einem englischen Colonel entsprach, um wirklich einer zu sein. Aber Anne lachte und klopfte ihm auf die Hand.

»Schatz, ich könnte mich in dich verlieben, wenn du wie der Kaiser von China sprichst. Aber du hast natürlich völlig richtig gehandelt. Wir alle halten unbedingt zu Miss Adams. Larry, wir müssen eine Liga zur Bekämpfung des Supermarkts gründen und auf der Stelle die Anstruthers für unseren Plan gewinnen. Auch bei den seit kurzem hier ansässigen Familien müssen wir unser Bestes tun, denn gerade diese Leute hatten noch gar nicht die Zeit, sich darüber klarzuwerden, wie wichtig Tantchen für uns alle ist. Ich bin jetzt sehr froh darüber, Susan, daß wir diese Familien besucht haben. Auf der Stelle können wir an das Thema anknüpfen, was alles Tantchen für diese Gegend getan hat und was wir alle ihr verdanken.«

»Von denen habe ich eigentlich bisher nicht allzuviel gesehen«, meinte Larry. »Wenn aber erst einmal die Schule eröffnet wird, dann werden die gegenseitigen Beziehungen von selbst enger werden!«

Ich sagte: »Schade, daß du weder mit Anne noch mit mir diese Leute besuchen willst. Sie alle sind so entgegenkommend, so freundlich, und sicher werden sie dir gefallen. Ich werde niemals ganz begreifen, warum du dich so sehr dagegen wehrst, neue Freunde zu gewinnen. Schließlich und endlich liegt darin doch auch eine gewisse Abwechslung.«

Larry lachte. »Du redest wie Freeman. Eine hübsche, kleine Abwechslung von dem ewigen Hammelfleisch.«

Ich ignorierte diesen verlogenen und versteckten Angriff völlig und bemerkte nur, am nächsten Tag, wenn wir gemeinsam

den Arbeitern am Schulbau das Essen brächten, würde sich ihr die Chance bieten.

»Eher werde ich dann das Thema Tantchen vorbringen, aber natürlich taktvoll und zurückhaltend. Und dann kommt auch der Tag, an dem die Schule ihre Tore öffnet. Denk doch, Susan, ist es nicht zu schön, um wahr zu sein, daß in weniger als einer Woche unsere Lieblinge bereits um halb acht in der Frühe aus dem Haus gehen. Dann, um vier Uhr nachmittags, heißen wir sie mit offenen Armen wieder zu Hause willkommen. Ich kann es einfach noch nicht glauben.«

Das war für uns alle ein bißchen zuviel des Guten, obwohl kaum Zweifel daran bestehen konnten, daß Larry meinte, was sie sagte. Die Arbeiten an der Schule waren die ganze Zeit über zügig vorangetrieben worden, natürlich mit kleineren Unterbrechungen. Denn allzu oft nur wurden die Farmer gerade während der Sommer- und Erntezeit weggerufen. Dann schließlich war der Bauplatz gesäubert und eine größere Fläche, direkt am Schulgebäude gelegen, betoniert worden. Wir hatten den Plan, eines Tages auch ein kleines Schwimmbad und einen Tennisplatz an der Schule anzulegen, aber zunächst lag das Gebäude inmitten eines großen Rasens. Alle Männer unseres Ortes arbeiteten bereitwillig an der Fertigstellung der Schule mit, und wir Frauen trugen unser Teil dazu bei, indem wir kochten und den Männern das Essen brachten. Larry hatte sich mit großer Begeisterung an ihrer gegen den Supermarkt gerichteten Kampagne entzündet und war ein wenig enttäuscht über die geringe Wirkung, die die Mundpropaganda der Männer zeigte.

»Sam schwätzte in dieser dummen Art davon, es müsse den Burschen überlassen bleiben, zu bestimmen, bei wem sie kaufen. Und Paul sagte, alles, was sie tun könnten, wäre, den Leuten zu erzählen, Tantchen hätte immer zu sehr anständigen Preisen verkauft. Auch sei sie die vielen Jahre hindurch immer eine erstklassige Postmeisterin gewesen. Alles sehr logisch, wenig eindrucksvoll und praktisch ohne jeden Wert.«

»Aber was könnte man sonst noch ins Feld führen?« fragte ich sie nervös. »Erzählt denen doch, was für ein dreckiger, kleiner Knölch dieser Freeman ist. Sagt ihnen, sein einziges Ziel wäre,

Tantchen fertigzumachen. Wenn er das dann geschafft hat, dann schraubt er die Preise hoch, übernimmt das Postbüro und öffnet mit Dampf alle unsere Briefe«, meinte sie, munter vor sich hin schwätzend. Ich stritt mich eine Zeitlang mit ihr herum und überzeugte sie endlich davon, es sei kaum die Sache wert, Freeman eines Tages Schadenersatz für die ihm zugefügten Nachteile zahlen zu müssen. Auf keinen Fall würde ein solches Gerede Tantchen wirklich aus ihrer Bedrängnis helfen können. Ich konnte kaum glauben, daß Larry mir tatsächlich zuhörte, sich eher bescheiden gab und mich wirklich beeindruckte. Dann brachte sie das Thema erneut zur Sprache, als alle unsere Männer herumsaßen und den herrlichen Eierpfannkuchen aßen, den Larry zubereitet hatte. Und genau dieser Pfannkuchen führte dazu, daß Leonard Taylor bemerkte, es sei umwerfend, welche Auswahl an verschiedensten Lebensmitteln Freeman in seiner Tiefkühlabteilung anbiete. »Es gibt dort sogar Pfannkuchen, genau wie diesen hier, aber natürlich nicht so gut . . .«

Larry nahm dieses Kompliment zur Kenntnis und warf dann, wie nebenbei, das Argument in die Diskussion, es sei lächerlich, anzunehmen, ein Laden wie dieser Supermarkt würde sich jemals in einem Ort wie Tiri bezahlt machen. Voller Vertrauen in die eigene Sache meinte sie: »Ihr dürft euch darauf verlassen, daß der hier einfrieren wird!« Einer der Anwesenden machte den unvermeidlichen Witz über Freemans Tiefkühlkost und fragte dann Larry zänkisch, ob sie sich manchmal nicht doch nach einem schönen, zarten Steak sehne. Larry fuhr förmlich zusammen, aber sie bestätigte mit fester Stimme, sie glaube an echte Freundschaft. Und diese Freundschaft bestand bei ihr aus Miss Adams und Hammelfleisch.

Alle lachten laut, und dann sagte Ted Willis, ein großer, warmherziger Mann mit furchtbar viel Geld, die Gegend ändere sich eben doch langsam. Neue Leute würden zuziehen, und der Stillstand der vergangenen Jahre sei überwunden. Vielleicht war dies nicht gerade eine sehr taktvolle Art, den Stand der Dinge zu beschreiben, denn schließlich waren wir es ja, die für diesen Stillstand verantwortlich waren. Aber Larry lächelte süß und stimmte zu.

»Alle möglichen Veränderungen. Natürlich zählt die Schule zu den guten Seiten, und dann noch diese netten, lebensfrohen Menschen, die zu uns stoßen!«

Sam sah ein wenig nervös aus und überstürzte seine Worte, als er sagte: »Ich habe erfahren, Doktor North werde diesen Teil seiner Praxis verkaufen, und Tiri soll schon bald nur für diesen Ort allein einen Arzt haben. Eine sehr gute Neuigkeit. Mit einem Pfarrer, der uns beerdigen kann, und einem Arzt, der uns heilt, lebt es sich doch eigentlich recht angenehm, oder etwa nicht?«

Seit mehr als einem Jahr hatten wir in Tiri einen Vikar, der aber für ein sehr großes Gebiet zuständig war. Im Augenblick hielt sich Mr. Blundell zu einem sechsmonatigen Urlaub in England auf, ein Stellvertreter nahm für diese Zeit dessen Aufgaben wahr.

Ted Willis sagte: »Nun ja, der Neue, den sie uns für die Zeit geschickt haben, die Blundell in England verbringt, sieht mehr danach aus, als müsse er schon bald selbst begraben werden. Netter kleiner Bursche, aber ein Kriegsversehrter. Verlor ein Bein und sieht nicht besonders gut aus.«

Ich antwortete: »Ich selbst habe Mr. Craig noch nicht kennengelernt, aber es hat den Anschein, als sei er nicht gerade für eine so große Randgemeinde geeignet.«

»Er ist ja nur vorübergehend hier. Ich habe gehört, er sei ein Marinepfarrer gewesen«, meinte Carter. Alle sprachen dann von den Hoffnungen, die sie in die neuen Verordnungen des Erziehungsausschusses setzten, Hoffnungen, die Verbesserungen im Schulwesen galten.

Diese Gespräche brachten uns von dem Hauptthema natürlich ab, aber trotzdem hatten wir den Eindruck, unsere Bemühungen seien nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Als dann Larry die Männer anschließend noch einmal auf Miss Adams ansprach, stimmten sie alle sehr vernünftig in der Ansicht überein, niemand könne von den neu Zugezogenen erwarten, eine entsprechende Einstellung gegenüber Tantchen zu haben. »Wenn sie das gerade nicht hat, was diese Leute kaufen wollen, dann ist es doch nur zu natürlich, daß sie Freeman anrufen, der ihnen

die Ware direkt ins Haus schickt. Er hat es einfach darauf angelegt, jeden zu seinem Kunden zu machen!«

## 2

Unsere Gegend hatte plötzlich einen großen Aufschwung bekommen. Die Gemeinde hatte ihren eigenen Vikar, und schon in Kürze würde ein Arzt in Tiri seine Praxis eröffnen. Er nahm dann die Stelle des Doktors ein, der in Te Rimu praktizierte und der in Notfällen 30 Meilen weit anreisen mußte, um zu uns zu kommen. Außerdem waren verschiedene Farmen in andere Hände übergegangen. Kein Wunder, daß die neuen Siedler die Eröffnung eines zweiten Geschäftes begrüßten.

Diese Siedler hatten tief in die Tasche greifen müssen für Land, das einmal spottbillig gewesen war. Die Meinungen unserer Männer gingen weit auseinander. Sie schwankten zwischen Verachtung für die Dummköpfe, die kurzsichtig genug gewesen waren, ihr Land zu verkaufen, und Genugtuung und Anerkennung für diejenigen, die so klug gewesen waren, Land zu kaufen. Aber trotzdem hatte man allgemein etwas gegen diese Leute — sie waren eben Fremde.

Letzten Endes aber hatten diese Familien die Absicht, uns mit einer großen Zahl von Kindern zu beschenken, die uns eine Schule einbrachten. Die Carters hatten vier Kinder, aber der Älteste war schon elf Jahre alt und würde in Kürze auf die höhere Schule überwechseln. Die Taylors hatten drei Sprößlinge, die alle so jung waren, daß sie noch für eine Reihe von Jahren unsere Schule besuchen mußten. Auch Mrs. Willis, unsere zuletzt zugezogene und gleichzeitig reichste Nachbarin, stellte einen Aktivposten für unsere Schule dar. Selbst Larry, die dazu neigte, die Dinge äußerst kritisch zu betrachten, mußte Mrs. Willis gewisse Vorzüge zugestehen. Aber sie konnte trotzdem das Nörgeln einfach nicht lassen.

»Meine Liebe, man könnte den Eindruck haben, das Haus sei ein Rohbau gewesen. Jetzt wimmelt es dort nur so von Schreibern und allen möglichen Handwerkern. Sie brechen weitere



Fenster aus, bauen ein zweites Badezimmer ein und Duschen in den komischsten Ecken und Winkeln.«

In Wirklichkeit haßte es Larry, zusehen zu müssen, wie David Wells' Farm verkauft wurde. Verständlich, daß sie die Käufer besonders kritisch und argwöhnisch betrachtete. David hatte eine von Tantchens jüngeren Freundinnen geheiratet, die ihm besonders gut gefallen hatte. Wir hofften damals, Rachel in unserem Kreis einen festen Platz geben zu können. Aber Davids Vater war plötzlich gestorben, und sein Sohn, der ohnehin schon über ein ansehnliches Bankkonto verfügte, war mehr oder weniger dazu gezwungen, sein eigenes Anwesen zu verkaufen, um den großen Besitz seines Vaters im Süden zu übernehmen.

Wir alle wußten, daß er für seine Farm einen sehr hohen Kaufpreis verlangt und auch tatsächlich bar auf den Tisch erhalten hatte. Die neuen Besitzer waren zweifellos sehr wohlhabende Leute. Sie fuhren einen erstklassigen, großen Wagen, und Mrs. Willis war stets so gekleidet, wie Larry und ich es uns immer erträumt hatten. Sie war eine sehr gutaussiehende Frau, etwas älter als wir, und hatte vier Kinder.

»So mütterlich. Direkt eine Schande für dich, Susan, mit deinen zwei«, meinte Larry, die schließlich selbst Mutter von zwei Kindern war. »Aber egal, was zählt, ist, daß sie drei weitere Kinder für unsere Schule hat. Der älteste Junge besucht ein Internat, aber die zuvorkommende Mrs. Willis gibt sich damit zufrieden, die anderen drei Kinder unserer dürftigen, kleinen Institution anzuvertrauen. Sie sagte, es sei so ein Glück, daß fast alle Kinder sich ähnlich wären, obwohl ihr zu Ohren gekommen sei, daß auch ein paar kleine Maoris die Schule besuchten. Aber das mache nichts, denn diese kleinen Eingeborenen seien ebenfalls sehr nett.«

»Die sind bestimmt sehr nett. Honi und Wana sind süß.«

»Ich weiß. Ich sagte Mrs. Willis schon, die beiden seien besser erzogen und unbedingt viel sauberer als Christopher und Christina. Leider muß ich sagen, daß sie ganz meiner Meinung war. Übrigens, hast du schon davon gehört, daß May Carters jüngere Schwester Cecily mit Kenneth Young verlobt ist? Ist das nicht herrlich?«

Ich war nicht gerade begeistert. Cecily Harper war ein hübsches, junges Ding. Sie hatte sich drei Monate bei ihrer Schwester aufgehalten. Ich war gar nicht überrascht, daß Kenneth Young, ein ernster Mann und Farmer aus der nächsten Nachbarschaft, sich in Cecily verliebt hatte. Aber auf keinen Fall hatte ich damit gerechnet, Cecily würde auf Kenneth eingehen. Ich sagte: »Ich hätte nicht gedacht, daß daraus etwas würde. Cecily ist so schrecklich lebenslustig, und Kenneth so ein nüchterner, ernster Typ. – Also, das Häuschen für den Lehrer steht jetzt bereit zum Empfang, und seine Möbel kommen morgen mit einem Lastwagen hier an. Ich hoffe nur, daß er nett ist. Sag, Larry, glaubst du, daß er wirklich nett zu den Kindern ist?«

»Aber natürlich. Heutzutage sind die Lehrer immer nett zu den Kindern, und er ist ja nicht gerade ein Kind. Irgend jemand, der ihn schon kennengelernt hat, erzählte Sam, der Lehrer habe diesen Beruf in einem Alter gewählt, wo andere schon lange Unterricht geben. Er ist so an die vierundzwanzig alt.«

»Das kann nur ein Vorteil sein. Jetzt, wo der ersehnte Tag fast da ist, fällt es direkt schwer, die Kleinen in die grausame Welt zu schicken, nicht wahr?«

Larry wechselte so schnell das Thema, daß ich genau wußte: Sie fühlte wie ich.

»Ich muß jetzt nach Hause gehen, um für den großen Tag zu kochen, an dem sich die Tore der Schule öffnen werden. Kaltes Buffet – viele schöne kalte Platten. Die ganze Gegend wird da sein. Ach, Susan, wäre es nicht schön, wenn dieser lumpige Freeman nicht versuchen würde, Tantchen zu ruinieren? Dann könnten wir einfach in seinen Supermarkt stapfen und alle die Fertiggerichte wählen, die wie hausgemacht aussehen, und sie unseren Männern vorsetzen!«

Wie Larry schon vorausgesagt hatte, fand sich die ganze Gegend zur Eröffnung der Schule ein. Mrs. A., die Gattin unseres Parlamentsabgeordneten, sollte die Übergabe des Schlüssels der Schule feierlich vollziehen. Dann sollte ihr Mann eine Ansprache halten, und wir alle wollten uns anschließend zu einer gemeinsamen Teestunde in dem Schulgebäude versammeln.

Es war das erstemal, daß ich Barry Lusk, den neuen Lehrer,

sah, und er gefiel mir sofort. Er war ein großer, gutaussehender, junger Mann mit einem offenen, intelligenten Gesicht und ausgezeichneten Manieren. Er zeigte sich an allem äußerst interessiert und offensichtlich entschlossen, sich das Leben auf dem Lande so angenehm wie möglich zu machen. Auch Larry mochte ihn. Und das, obwohl sie sich die Bemerkung nicht verkneifen konnte, er sehe verwirrend gut aus, und ob auch mir aufgefallen sei, daß er scheinbar großen Eindruck auf Cecily Harper machte?

Auch der neue Vikar war anwesend. Ein größerer Kontrast zu Lusk war kaum denkbar. Er war ein schwächlicher, kränklicher Mann mit einer Beinprothese, die ihn stark behinderte. Aber er hatte etwas an sich, das sowohl Larry als auch mich beeindruckt. Er wirkte durchgeistigt und aufrichtig, und dennoch schien er einen gesunden Menschenverstand und echten Humor zu besitzen. Wie Paul mir anschließend sagte: »Im Krieg wäre er sehr nützlich gewesen. Auch wenn er nicht gerade die Figur eines Preisboxers hat. Es ist gut, so einen Mann bei sich zu haben, wenn man mitten im Dreck steckt.« Ich war der Meinung, wir hätten mit beiden, dem Vikar wie auch dem Lehrer, Glück gehabt.

Mr. A. war ein untersetzter, kleiner Mann mit einem freundlichen Herzen und einem Auge auf die bevorstehenden Wahlen. Seine Ansprache wollte kein Ende finden und war ziemlich nichtssagend. Sie befaßte sich vor allem mit den überwältigenden Anstrengungen des Abgeordneten, unsere Gegend zu unterstützen, den Farmen zu helfen und für den Bau unserer Schule zu sorgen.

Als er dann endlich seine Rede abschloß, überreichte die kleine, fünf Jahre alte Nancy Carter der Frau des Abgeordneten einen Blumenstrauß.

Die kleine Nancy sah süß in ihrem weißen Rüschenkleidchen aus und überreichte den Blumenstrauß nahezu formvollendet. Bestimmt wäre sie ein Musterbeispiel guten Benehmens für Christina gewesen. Leider aber wurde Christina der ganze Festakt dann doch zu langweilig, und sie war mit Christopher davongeschlichen. Ich hatte sie nicht verschwinden sehen, weil

mich die Turnübungen meiner vier Jahre alten Tochter Prudence voll in Anspruch nahmen.

»Wo glaubst du könnten die Kinder jetzt sein?« flüsterte ich Larry zu, während wir in das Klassenzimmer strömten.

»Ich schätze, sie sind unten am Fluß. Sie werden bestimmt von dort aus völlig verdreht nach Hause kommen.«

Der Fluß barg absolut keine Gefahren für die Kinder, und wir brauchten uns keine Sorgen zu machen. Wir waren auch viel zu sehr damit beschäftigt, Tee an die zahllosen Anwesenden auszuschenken und wichtige Leute miteinander in ein Gespräch zu verwickeln. So zum Beispiel den Colonel, der sich mit dem Abgeordneten unterhalten sollte. Die ganze Angelegenheit war etwas schwierig. Die Leute schienen nicht gerade leicht Kontakt zueinander zu finden. Die neuen Siedler schlossen sich in einer kleinen Gruppe zusammen und zeigten eine abwehrende Haltung. Die »Alten« dagegen steckten ihre Köpfe zusammen, um über Pilotenkombinationen und die Ereignisse des Jahres 1952 zu schwätzen. Aber Ida Willis schien sich prächtig mit der Frau des Abgeordneten zu verstehen, und Barry Lusk unterhielt sich ausgezeichnet mit unserem neuen Pfarrer.

Der Abgeordnete gab sich sehr leutselig und unterhielt sich mit jedem. Vor allem mit Larry amüsierte er sich anscheinend sehr. Sie wirkte wie eine unnahbare Schönheit in ihrem glatten Baumwollkleid. Er lachte ausgelassen über eine Bemerkung, die sie offenbar gerade hatte fallenlassen, als plötzlich alles erstaunt über den lauten, ohrenbetäubenden Lärm aufschaute, der von draußen zu uns hereindrang. Irgend jemand stand scheinbar auf einer Autohupe, und als wäre das noch nicht genug für unsere Nerven, stimmte einen Augenblick später auch noch eine zweite Hupe in diesen Krach ein. Es schien sich dabei um eine Art Wettstreit zu handeln.

Was war mit ihren Autos passiert? Keiner der Anwesenden konnte nahe an das Schulgebäude heranfahren, weil ein breites, frischgepflügtes Feld die Zufahrt von der Straße her versperrte. Sämtliche Wagen mußten daher auf der Straße, in einiger Entfernung vom Schulgebäude, geparkt werden. Der Lärm hielt unvermindert an. Eher nahm er noch zu, und plötzlich war Larry

nicht mehr der strahlende Mittelpunkt für den Abgeordneten. Das Lächeln auf ihrem Gesicht erfror, und sie wandte sich mir zu. »Diese Kinder«, war alles, was sie herausbrachte, aber das genügte mir.

Ohne jede Hemmung entledigte ich mich meiner kleinen Tochter und stürzte mich wild entschlossen in die Menschenmenge, um mir meinen Weg nach draußen wie ein Rugby-Spieler freizukämpfen. Kaum nötig, noch zu erzählen, wer die Übeltäter waren. In der ganzen Gegend gab es nur zwei Kinder, die die Fähigkeit besaßen, in fremde Autos einzusteigen und sich dort so zu betätigen, daß die ganze Welt erfahren konnte, wo sie sich aufhielten.

Von dem Gehweg des Schulgebäudes weg stürzte ich mich mit einem großen Satz mitten in den Staub der Furchen. Die überraschten und entsetzten Gesichter unserer ortsfremden Gäste kümmerten mich dabei nur sehr wenig. Paul hatte sich der wilden Jagd angeschlossen.

Es schien mir, als brauche es Jahre, das große Vorfeld zu überqueren, und unter anderen Umständen hätte ich eine kleine Pause eingelegt und nach Luft geschnappt. Paul überholte mich wortlos, aber ich blieb an der Spitze der restlichen Meute. Als ich mir einen Moment erlaubte, einmal kurz über die Schulter zu blicken, sah ich, daß die ganze Gesellschaft sich aufgelöst hatte. Der ganze Verein rannte uns nach, über den Köpfen wirbelten riesige Staubwolken auf. Eigentlich war es für mich ein wenig enttäuschend, daß Larry, eine erstklassige Läuferin, von der ich auf der Stelle die vollste Unterstützung erwartet hatte, so weit zurücklag. Augenscheinlich hinderte sie die Rücksicht auf den Abgeordneten an einer besseren, sportlichen Leistung. Seine Figur bot sich nicht gerade für ein Querfeldeinrennen über einen frisch gepflügten Acker an.

Mindestens dreißig Wagen mußten entlang dem Gitter abgestellt sein. Aber mit einer teuflischen Gelassenheit hatte Christopher sich den Wagen des Abgeordneten für seine Experimente ausgesucht. Christina dagegen mußte sich mit dem gepflegten Wagen von Mrs. Willis zufriedengeben. Ich konnte ihren kleinen Lockenkopf gerade noch oberhalb des Steuerrads



erkennen. Hinter dem geschlossenen Fenster des Wagen des Abgeordneten zeigte sich das verzückte, glückliche Gesicht meines Sohnes.

Als ich ihn wieder einholte, keuchte Paul mir zu: »Um Gottes willen, stecken da etwa auch noch die Schlüssel drin?«

Ich betete im stillen, erwartete aber jeden Augenblick zu sehen, wie die Wagen einen Satz nach vorne auf das neue Gitter zu machen würden, vorne völlig verbeult, sich überschlagen und unsere Nachkommen töten würden. Aber die Autobesitzer waren so umsichtig gewesen, die Zündschlüssel nicht steckenzulassen, obwohl die Wagentüren nicht verschlossen waren. Christina und Christopher konnten also nicht mehr als die Hupen betätigen, die Radios einschalten, die Heizungen anstellen, die Scheibenwischer laufen lassen und alle Lichter einschalten. Kaum nötig, noch zu sagen, daß sie alle diese netten Dinge auch in Gang gesetzt hatten.

Es handelte sich um phantastische Hupen, die meiner Meinung nach dazu geschaffen waren, dem Fahrer über Meilen hinweg Gehör zu verschaffen. Ihr Lärm war ohrenbetäubend, vor allem weil sie im Wettstreit miteinander lagen. Paul erreichte den Wagen des Abgeordneten, riß an dem Türgriff, hatte aber kein Glück. Die Wagentür öffnete sich nicht. Er gestikulierte wie verrückt und schrie in der höchsten Tonlage, über die er verfügte: »Mach die Tür auf. Und zwar auf der Stelle!«

Es war einfach unmöglich für Christopher, bei dem Lärm der Hupe auch nur ein Wort zu hören. Aber plötzlich schaute er durch das Seitenfenster und erkannte seine vor Wut rasenden Eltern. Er zeigte sich ziemlich entsetzt und zog seine Hand, oder seinen Fuß, oder womit immer er auf die Hupe drückte, sofort zurück und starrte Paul an wie ein hypnotisiertes Kaninchen. Der wiederum gab sich einer völlig fruchtlosen Pantomime hemmungsloser Wut hin. Und noch einmal versuchte er sich an der Wagentür, die auch diesmal nicht nachgab und verschlossen zu sein schien. Durch irgendeinen unmenschlichen Zufall hatte das Kind eine Feder oder sonst ein Patent berührt und ausgelöst und sich so selbst eingeschlossen. Der Kleine schien wie gelähmt zu sein und war natürlich in diesem Zustand nicht fähig, diesen

Mechanismus wiederzufinden. Vielleicht per Zufall, wahrscheinlicher noch aber aus reiner Teufelei drückte er von neuem auf die Hupe, während das Radio plärrte, die Scheibenwischer hin und her tanzten, alle Lampen im Sonnenschein aufleuchteten und die Windschutzscheibe unaufhörlich von Wasserstrahlen überspült wurde.

Paul verlor völlig den Kopf und hörte nicht auf, seinem Sohn zu befehlen, endlich aus dem Auto herauszukommen. Plötzlich schien es, als habe Christopher die Stimme des bevorstehenden Untergangs erkannt und gewußt, daß das Ende nahte. Aus der Tiefe des Wageninnern konnte man seine Stimme hören, die jetzt voller Panik kreischte: »Ich kann nicht mehr heraus. Ich bin eingesperrt.«

»Du kannst die Wagentür wieder öffnen.«

Aber hilflos schüttelte der Kleine den Kopf; die Türe blockierte, sie war zu hoch für ihn. Man konnte nicht mehr tun, als auf das Eintreffen des wahrscheinlich mordlüsternen Autobesitzers zu warten.

Ich schaute mich um. Ein merkwürdiger Anblick. Unsere Gäste, verstreut über dem staubigen Feld, wälzten sich entschlossen durch die tiefen Furchen des Ackers. Den Frauen fiel dieser harte Sport sehr schwer. Ihre hohen Absätze blieben immer wieder in dem weichen Boden stecken. Aber die Männer kämpften sich verbissen nach vorne.

Als erster traf Sam ein. Ohne unseren verbrecherischen Sohn und seine rachedurstigen Eltern auch nur eines Blickes zu würdigen, holte er seine Tochter aus dem Wagen der Willis, dessen Tür Gott sei Dank nicht blockierte. Dann sprang er in das Auto, schaltete die Wagenlichter, das Radio, die Heizung und die Scheibenwischer aus und löste die Hupe, die scheinbar klemmte und zunächst weitergetönt hatte.

Christina standen Krokodilstränen in den Augen, und reuevoll meinte sie: »Wir hatten doch nur ein bißchen Spaß. Wir versuchten, welches Auto das meiste bietet, aber dieser hier hat keine Scheibenwaschanlage.« Ihre Reue bezog sich eindeutig auf diesen Mangel.

Inzwischen schrie Paul: »Dreh den Griff nach links. Ich sag'

dir doch, nach links. Dieser kleine Idiot weiß doch tatsächlich nicht einmal, wo seine linke Hand ist.« Und das mit einem beleidigenden Seitenblick auf mich. Augenscheinlich war es mal wieder meine Schuld, wie immer. Ich schrie zurück: »Warte doch auf Mr. A. Er hat einen Schlüssel«, und wir drehten uns beide um, um zu sehen, was aus unserem Abgeordneten geworden war.

Seine kurzen Beine bewegten sich nur sehr schwerfällig in den Furchen des Ackers, und gerade in diesem Augenblick verfring sich ein Bein in einer Farnwurzel, und er fiel der Länge nach hin. Larry, die sich höflich in seiner direkten Nähe gehalten hatte, hielt angesichts dieser Katastrophe ein und schien sich zärtlich darum zu bemühen, dem Mann wieder auf die Beine zu helfen. Als er dann wieder zitternd auf den Beinen stand, war ich entzückt zu sehen, wie er sich gefühlvoll an die Hand klammerte, die ihm geholfen hatte aufzustehen. Und langsam, mit schmerz erfüllten Gesichtern, kamen sie auf uns zu.

In der Zwischenzeit hatte Christopher wohl den Eindruck gewonnen, die Nemesis säße ihm im Nacken, und er unternahm die wildesten Anstrengungen, die Wagentür zu öffnen, leider ohne Erfolg. Paul brüllte: »Schalt das Radio aus. Schalt die Lichter ab. Hör endlich mit der Wassersprüherei auf. Schalt alles ab«, und leise hörte man die ängstliche Antwort: »Ich kann nicht. Ich weiß nicht mehr, wo die Knöpfe und Schalter sind.«

Die meisten Leute in der Menge lachten jetzt, aber Paul hatte jeden Sinn für Humor verloren. Er war in eine aufregende Stummfilmpantomime verwickelt, gestikulierte mit seinen Händen, schrie unklare Befehle und riß ab und zu völlig ergebnislos an dem Griff der Wagentür. Dann hörte man eine sanfte Stimme sehr eindringlich sagen: »Wenn das Kind den Sperriegel nicht finden kann, dann müssen wir eben auf den Schlüssel warten. Ach ja, hier ist ja mein Mann.«

Ich bewunderte die Selbstdisziplin, die Mrs. A. angesichts einer solchen Behandlung des Wagens zeigte. Und diese Haltung, außerdem im Anblick eines schweratmenden Ehemannes, der, liebevoll von der Hand einer jungen Frau geleitet, die sich krampfhaft das Lachen verbeißen mußte, auf uns zustolperte.

In diesem Augenblick erreichten die beiden ihr Ziel, und der Abgeordnete verhielt sich geradezu vorbildlich. Und dieses Verhalten trug ihm in unserer Gegend für alle Zeiten den Ruf eines fairen Burschen mit einer guten Portion Humor ein. Freundlich sagte er zu Paul: »Das geht schon in Ordnung. Der Kleine wollte ja nur ein bißchen Spaß haben.«

Der Abgeordnete suchte in sämtlichen Taschen nach, aber er fand den Autoschlüssel nicht. Die Umstehenden zeigten sich merklich beunruhigt. Einen Ausruf der Ungeduld von seiten seiner Frau schnitt der Abgeordnete kurz und energisch ab. Fröhlich bemerkte Larry: »Keine Sorge. Ich werde ihn schon finden, an der Stelle, wo Sie hingefallen sind. Ich werde ihn sofort wiederfinden. Die Stelle erkennt man doch sicher.« Und wie ein Hase spurtete sie los, eine Geste von Sympathie, aber in Wirklichkeit von dem Wunsch diktiert, einen Lachanfall zu verbergen.

Peinliche Stille trat ein. Christopher war sich nunmehr ganz der Tragweite seiner Untaten bewußt. Hektisch tappte er bei seinem Versuch, die verschiedenen Anlagen abzuschalten, die er leichten Herzens in Gang gesetzt hatte, nach den verschiedenen Knöpfen und Schaltern.

In dem Leben eines Mannes gibt es gewiß nur wenig Dinge, die so erniedrigend für ihn sind, wie von einem kleinen Kind herausgefordert zu werden. Und dazu noch von einem kleinen Kind, das sich hinter einer blockierten Türe in Sicherheit befindet. In Wahrheit hatte Christopher jetzt nur noch den einen Wunsch: aus dem Wagen zu entkommen und zu fliehen. Aber leider hatte ihn sein angeborener Einfallsreichtum völlig verlassen. Er starrte reuevoll durch das Seitenfenster, wobei er seinen Vater bittend, den Colonel aber flehend ansah. Der Colonel war schon immer Christophers bester Freund gewesen und ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Mit der ganzen Autorität der britischen Armee im Rücken übernahm er das Kommando und brachte es fast auf der Stelle fertig, den zunehmenden Unmut von Mrs. A. zu besänftigen. »Ich fürchte, alle diese technischen Dinge üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Kinder aus. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Christopher je in seinem Leben ein so tolles Auto zu Gesicht bekommen hat.«

Hier handelte es sich um einen besonders bemerkenswerten, sehr diplomatischen Schachzug des Colonel, der ihn wirklich Überwindung kostete. Denn er hatte wie alle konservativ eingestellten Engländer eine tiefe Abneigung gegen jede prahlerische und übertriebene Ausstattung von Autos. Humorvoll fügte er dann noch hinzu: »Ich glaube nicht, daß der Kleine irgendwelchen Schaden angerichtet hat, außer vielleicht, was das Gemüt seines Vaters angeht.«

In diesem Augenblick kam auch der kleine, stille Priester gerade zur richtigen Zeit zu Hilfe. Aufgeräumt sagte er: »Der kleine Mann hat sich selbst wahrscheinlich eine sehr gute Lektion erteilt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemals in seinem Leben ein Auto stehlen wird.« Wir alle waren von diesen netten, freundlichen Worten sehr beeindruckt.

Paul hörte endlich mit seiner Brüllerei auf und beschränkte sich darauf, mit düsterer Miene abzuwarten. Entgegenkommend meinte dann Mrs. A., der Kleine habe als erster die ganzen Vorzüge des Wagens einmal voll ausgekostet. Ihr Mann stimmte dieser Ansicht eifrig zu und erklärte, nicht der geringste Schaden sei angerichtet worden.

Larry hatte schnell gehandelt. Sie hatte den Schlüssel gefunden, und zwar »ich kann euch sagen, der war ganz schön tief im Boden vergraben«, wie sie später sagte. Sie hatte inzwischen ihre Fassung wiedergewonnen und händigte Mrs. A. den Schlüssel mit einem leisen Ausdruck höflichen Bedauerns aus. Dann drehte sie sich rachsüchtig nach ihrer Tochter um. Leider mußte Larry feststellen, daß Christina mit ihrem angeborenen Scharfsinn die Chance erkannt hatte, die ihr das allgemeine Durcheinander bot. Die Kleine war spurlos verschwunden. Erst sehr viel später zog Larry dann Christina unter unserem Wagen hervor, ein Bild des Jammers, aufgelöst in Tränen und Motoröl.

Der Abgeordnete schloß seinen Wagen fast mit der gleichen Würde auf, mit der seine Frau die Schulpforte aufgeschlossen hatte. Und der Applaus war hier noch ungleich stärker. Wie ein Aal wand sich Christopher aus dem inzwischen verhaßten Auto. Um Haaresbreite kam er an seinem Vater vorbei und suchte instinktiv Schutz bei Colonel Gerard. Mr. A. besiegelte ein



für allemal seine Popularität durch die Worte: »Jetzt, meine Freunde, werden sie immer den Wagen des Abgeordneten erkennen, sollte er einmal in dieser Gegend auftauchen.« Und anschließend stolpterten wir alle über diesen schrecklichen Acker zurück zum Schulgebäude.

Wir gossen frischen Tee auf und verteilten runde Sandwiches. Allgemein war man sich darüber einig, daß diese kleine Episode höchst amüsant und originell gewesen war und den Abgeordneten in einem sehr günstigen Licht erscheinen ließ.

Kurz gesagt, die zunächst etwas langweilige Gesellschaft wandelte sich in eine ausgelassene Party, und der Colonel flüsterte Paul zu: »Alle amüsieren sich hier, außer Christopher. Er hat doch wirklich eine Lektion bekommen. Warum lassen sie es nicht dabei?« Und unser Vikar gab der allgemeinen Ansicht Ausdruck, als er erklärte, wenn Christopher schon in dem Auto nichts zerbrochen habe, dann habe er zumindest das Eis bei dieser Party gebrochen.

Das letzte Wort aber hatte unsere lokale Tageszeitung. Unter der Überschrift »Die Eröffnung einer neuen Schule« veröffentlichte das Blatt einen sehr lustigen Bericht von den Ereignissen. In diesem Artikel wurde Christopher als der unternehmungslustige Sohn eines der Pioniere beschrieben, die unsere Gegend erschließen halfen. Dann fuhr der Bericht fort: »Unser Abgeordneter trug selbst in dieser Situation die für ihn typische Haltung zur Schau. Sein unvergleichlicher Humor hat auch Schwankende davon überzeugen können, daß er der richtige Mann ist, der ihre Interessen vertreten kann.«

### 3

Nur zwei Meilen weit war es von unserem Haus zur Schule. Von Larry aus war der Weg noch kürzer. Wir hatten ausgemacht, daß Christopher jeden Morgen bei Larry vorbeireiten und dort Christina abholen würde. Lange Zeit hatten wir geplant und überlegt, aber der erste Schultag war dann doch durchaus kein Spaß. Sam und Paul halfen am frühen Nachmit-

tag Tim dabei, an der Rückseite der Farm einen Zaun zu errichten, als Larry angeritten kam. Der kleine Mark saß vor ihr auf dem Sattelknauf.

»Ich habe immer geglaubt, es sei herrlich, Christinas Butterbrote fertigzumachen, ihr dankbar nachzuwinken und anschließend sieben verhältnismäßig friedliche Stunden zu genießen. Aber die Dinge stellen sich immer anders heraus, als man sie sich jahrelang erträumt hat. Sie sah so schwächling aus, als die beiden davonritten. Ich hoffe nur, die großen Kinder vertragen sich mit der Kleinen.«

»Aber sie hat doch Christopher. Die beiden bilden ein starkes Team. Das wird schon in Ordnung gehen«, meinte ich beruhigend, obwohl ich, was Christopher betraf, das gleiche Gefühl hatte.

»Kindisch, plötzlich so mütterlich und rührselig zu denken«, sagte Larry mit einem halbherzigen Anlauf in Richtung auf ihre typische Kaltschnäuzigkeit.

Wir hielten uns gerade im Garten auf und pflückten Bohnen, als Larry sich plötzlich aufrichtete und sagte: »Da ist ja der Erzfeind.« Ich sah, wie ein großer, weißer Lieferwagen in schneller Fahrt den Hügel herunterkam.

Es war Freemans Lieferwagen, sehr imposant anzusehen und mit solchen Sprüchen wie »Niedrigste Preise«, »Tiefgekühlte Kost« und »Alles direkt frei Haus« beschriftet. Freeman selbst fuhr den Lieferwagen, während seine Frau, eine hübsche, sanfte, kleine Person sich um das Ladengeschäft kümmerte.

»Entsetzliches Ding. Ich möchte mich am liebsten voller Ekel abwenden, wenn ich den Wagen nur sehe. Ganz anders als der kleine Halbtonner von Tantchen. Ich frage mich, ob sich bei ihr der Druck dieser Schmutzkonkurrenz schon bemerkbar macht. Ich habe so das Gefühl, Freeman gewinnt mehr und mehr Kunden.«

»Als ich sie vorige Woche traf, war sie wie immer. Mrs. Freeman war in Tantchens Laden und holte dort die Post ab. Die beiden gingen sehr nett miteinander um.«

»Sie ist wirklich nett. Eine völlig harmlose, kleine Person. Man erzählt sich, Freeman quäle und schurigele sie. Aber egal,

Tantchen würde nie einen so großen, bombastischen Lieferwagen wollen. Das Ding muß doch das Benzin einfach nur so weg-saufen, und außerdem ist es auf den Straßen eine ausgesprochene Gefahr. Hei, sieh mal an. Die Gefahr nähert sich deinem Haus. Was hast du vor, Susan? Etwa ein saftiges Steak zu kaufen, während ich treu und brav bei Hammelfleisch bleibe?»

»Nun red doch bitte keinen Unsinn«, sagte ich aufgebracht. »In dem Laden bin ich bis heute nicht gewesen, geschweige denn, daß ich bei Freeman etwas bestellt hätte. Der Mann macht einen großen Fehler. Hier gibt es nichts abzuliefern.«

Aber Freeman lieferte doch etwas. Denn er fuhr direkt bis an den Gartenzaun heran, in einer eleganten Drehung. Dann sprang er schwungvoll von dem Fahrersitz herunter. Während er unsere eiskalten, fragenden Blicke ignorierte, setzte er direkt vor dem Eingang gelassen einen Koffer ab. Nur einen Augenblick später öffnete sich die andere Tür des Wagens, und heraus kam ein Mädchen. Zunächst stand sie da und schaute sich unschlüssig um. Dann sagte sie etwas zu Freeman, der auf uns zeigte. Sie nahm eine kleine Geldbörse aus ihrer Handtasche, gab Freeman Geld und sah zu, wie er wieder in seinen Wagen stieg. Er setzte zurück, bis er den Wagen drehen konnte, um dann wie wild davonzufahren.

»Wer ist das Kind?« fragte Larry, und wir gingen gemeinsam zum Gartentor, um sie zu begrüßen.

Noch immer stand sie bei ihrem Koffer, und mein erster Eindruck war, daß sie nicht älter als fünfzehn sein konnte. Sie war nicht sehr groß, hatte eher unordentliches, lockiges, rotes Haar und ein schmales Gesicht mit dunklen Augen. Sie war nicht gerade besonders gut gekleidet und sah merkwürdig hilflos aus. Aber in einem Anflug von Entschlossenheit packte sie ihren Koffer und kam auf das Gartentor zu, um uns zu begrüßen. Bei ihren ersten Worten traf mich fast der Schlag. »Wer von Ihnen«, fragte das Mädchen mit einem nervösen Lächeln, »ist meine Tante Susan?«

Dieser Frage folgte zunächst eine tödliche Stille. Dann sagte ich mit einer, wie ich hoffte, nicht zu unterdrückten Stimme: »Ich bin Susan Russel, aber ich bin nicht die Tante von irgend

jemandem.« Irgendeine teuflische Verderbtheit veranlaßte Larry, einmal in ihrem Leben sehr genau zu sein.

»Aber Susan, natürlich bist du das«, sagte sie vorwurfsvoll.  
»Denk doch nur an die Kinder deiner Schwester.«

Ich war ein wenig aus der Fassung gebracht. Felicitys Sohn ist fünf und Dawns Tochter zwei Jahre alt. Ich antwortete spitz: »Ich bin auf keinen Fall die Tante irgendwelcher schon halberwachsenen Neffen oder Nichten.«

Nach einem Augenblick peinlichen Schweigens lachte das Mädchen laut auf. Dann dachte ich, dies sei eigentlich ein sehr lustiges Gesicht. Alles in diesem Gesicht war leicht geschwungen, die dunklen Brauen über den braunen Augen, die Nase und die hübschen Mundwinkel. Das Mädchen sagte: »Nicht meine richtige Tante. Und das wird Ihnen nicht besonders gefallen. Was ich meinte, war, daß Ihr Gatte mein Onkel ist. Ich bin Tony Smale!«

»Tony Smale«, wiederholte ich langsam und nachdenklich, und dann ging mir ein Licht auf. Nach dem Tode seiner Mutter, die wenige Jahre nach unserer Heirat gestorben war, blieb Pauls Schwester Claudia, die in Sydney wohnte, als seine einzige nahe Verwandte zurück. Ich hatte sie nie kennengelernt, wußte aber, daß sie einen erfolgreichen Geschäftsmann geheiratet hatte. Später hatte es Schwierigkeiten gegeben, und die beiden hatten sich scheiden lassen. Aber außer der Nachricht von der Scheidung hatte ich keine weiteren Einzelheiten erfahren und wußte, daß Paul über die ganze Sache nicht gerne sprach. Claudia war nach ihrer Heirat nur noch einmal in Neuseeland gewesen, bevor ich Paul kennengelernt hatte. Aber ich wußte, sie war wesentlich älter als mein Mann. Ich nahm mit Recht an, daß zwischen den beiden Geschwistern keine besonders engen Bande bestanden. Paul hatte zwei Wochen mit ihr und ihren beiden Kindern, einem aufgeweckten Jungen und einem hübschen Mädchen, verbracht. Plötzlich fiel mir ein, daß ich ihn einmal danach gefragt hatte, was für ein Mädchen Antonia sei. Er hatte kurz und bündig erklärt: »Nur eine Handvoll. Unansehnlich. Rotes Haar und Sommersprossen.« Aber die Sommersprossen waren verschwunden. Das rote Haar war inzwischen kastanienbraun,

und dieses Mädchen war ganz sicher nicht unansehnlich. Man konnte sie auch nicht gerade mehr eine Handvoll nennen. Sie sah jung und hilflos aus. Ich brauchte nur einen Augenblick, um mich wieder zusammenzureißen; dann meinte ich warmherzig, wie ich hoffte: »Ach, du bist ja Antonia! Welch eine Überraschung. Wie nett, dich hier bei uns zu sehen. Aber, aber, wo ist deine Mutter?« Ein wenig verstört schaute ich mich um, so, als würde Claudia sich hinter einem der Büsche verstecken. Tony lachte. »In Melbourne, hoffe ich«, sagte sie kurz. Irgend etwas in dem Ton, den sie anschlug, verführte mich dazu, dumm daherzureden. »Ach, dann bist du also alleine gekommen. Aber warum hast du uns vorher nicht geschrieben? Wie hast du es geschafft, bis vor unsere Haustür zu kommen? . . . Ach, Liebling, wie ich doch daherschwätze, aber das kommt alles so überraschend und ist so aufregend. Komm doch bitte herein. Dann trinken wir eine Tasse Tee zusammen, und du kannst alles erzählen.«

Paul meint, meine unvermeidliche Reaktion auf eine peinliche Situation oder einen kritischen Augenblick sei die, Tee zuzubereiten. Und ich war der Ansicht, hier handele es sich um einen solchen Augenblick. Als nächste Reaktion, so meint mein Mann, würde ich dann auch noch viel zuviel reden. Es schien wirklich so, als könne ich mich heute überhaupt nicht beherrschen. »Und das ist Larry Lee, meine nächste Nachbarin. Die Farm der Lees liegt direkt unterhalb unserer. Aber wie ungewöhnlich, in diesem Lieferwagen hier anzukommen. Wie hast du das nur gemacht? Ach ja, bitte nenn mich doch Tante Susan.«

Larry betrachtete Tony zwar etwas überrascht, aber dennoch mit Blicken uneingeschränkter Sympathie. Eine ihrer liebenswertesten Eigenschaften ist die, daß sie jüngere Frauen gerne mag. Viele hübsche Frauen denken da ganz anders. Aber Larry scheint vor allem dann gerne jüngere Frauen zu sehen, wenn sie hübsch und attraktiv sind. Sind diese Frauen aber nicht hübsch und attraktiv, dann setzt Larry alles in Bewegung, um sie dahin zu bringen. Tony war nicht gerade eine Schönheit, aber sie war ein attraktives, junges Mädchen, und Larrys Stimme klang so warmherzig und freundlich, wie meine wahrscheinlich vorhin nicht geklungen hatte.



Wir waren jetzt alle im Haus, und die kleine Fremde schaute sich mit offensichtlichem Behagen in den Räumen um. »Wie schön es bei euch ist. Ich mag ein Haus, das nicht so nagelneu ist und in dem es einige ausgesucht nette Sachen gibt. Und welch ein Ausblick. Ach ja, ich werde das alles hier sehr lieb gewinnen.«

Zweifellos sehr nett, das zu sagen. Aber Larrys Augen trafen die meinen in wahrer Bestürzung. Diesen Worten mußte ich entnehmen, Tony habe endlich das ersehnte Zuhause gefunden und beabsichtige, sich hier niederzulassen. Ich war Larry direkt dankbar dafür, daß sie der Sache etwas mehr auf den Grund ging.

»Auch wir lieben dieses Heim, aber um Himmels willen, erzähl uns doch endlich mal, warum du hierhergekommen bist . . . und alles andere auch.«

Schlicht und einfach erklärte Tony: »Na ja, es sieht so aus, als sei ich ausgerissen.«

Nach einem tiefen Seufzer meinte ich unentschlossen: »Von der Schule weggelaufen?« Aber Tony schüttelte auf diese Frage nur ihren Kopf. »O nein, ich bin schon voriges Jahr Weihnachten von der Schule abgegangen.«

Larry fragte weiter: »Ja, ausgerissen, weggelaufen – aber wovor denn?«

»Na ja, eigentlich sollte das ›vor wem‹ heißen.« Dann lachte sie wieder und sagte: »Mensch, ich kann mir so richtig vorstellen, wie Macgregor sagt: ›Hast du nie an der Grammatik gearbeitet?‹«

Aber so kamen wir natürlich überhaupt nicht weiter. Larry und ich starrten das Mädchen völlig verwirrt an. Mein erster Gedanke war, daß sie eigentlich noch zu jung sei, um von der Schule abzugehen. Mein zweiter Gedanke aber galt der Frage, wer wohl dieser Macgregor sei. Soweit ich mich noch erinnerte, hieß ihr Vater Alistair Smale.

Antonia spürte unsere Bestürzung und fragte schnell: »Susan, wußtest du nicht, daß Mutter wieder geheiratet hat? Macgregor Maclean geheiratet hat?«

Ich war sicher, nie ein Wort davon erfahren zu haben, daß Claudia Smale wieder geheiratet hatte. Aber schließlich ist

Paul schon mehr als schreibfaul, und Claudia hatte sich sowieso nie besonders für mich interessiert. Mein Kontakt zu ihr hatte sich auf einen einzigen Brief beschränkt, mit dem ich mich für ein sehr hübsches Hochzeitsgeschenk bedankte, Fischmesser und Fischgabeln, die nie benutzt wurden.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Paul nach Claudias Scheidung noch einen besonders engen Kontakt zu ihr unterhalten hatte. Ich nahm eher an, seine Sympathien gehörten dem geschiedenen Mann, denn er hatte einmal zu mir gesagt: »Claudia ist ziemlich schwierig, vor allem als Ehefrau.« Als ich ihn dann nach dem Grund für diese Meinung fragte, meinte er auf eine merkwürdige Art, sie gehöre zu den Frauen, die immer das letzte Wort haben müssen.

Ich betrachtete Antonia ein wenig genauer, denn plötzlich hatte ich den Eindruck, sie müsse älter als fünfzehn sein. Sie war acht Jahre alt gewesen, als Paul sie damals gesehen und anschließend so eindeutig beschrieben hatte, und das war noch vor unserer Heirat gewesen. Sie mußte inzwischen mindestens siebzehn sein. Merkwürdig, daß sie so wenig erwachsen aussah. Mit siebzehn Jahren waren meine Schwestern schon besonders hübsch und auch raffiniert gewesen. Sie gingen zum Tanz und dachten daran, zu heiraten. Dieses Mädchen aber war nicht einmal hübsch gekleidet.

Fast tonlos bemerkte ich: »Nein, davon war mir nichts bekannt.« Dann zögerte ich. Heutzutage sollte man über Dinge wie Scheidungen deutlich und sachlich sprechen können. Aber ich mochte Tony einfach nicht über die Wiederheirat ihrer Mutter und ihren Stiefvater ausfragen. Aber das Mädchen litt unter derartigen Hemmungen überhaupt nicht. Nachdenklich blickte sie vor sich hin, als sie sagte: »Ja, ein Professor. Sie sind schon so lange befreundet, wie ich zurückdenken kann, und heirateten vor zehn Tagen.«

»Magst du ihn?« fragte Larry. Tony dachte einen Moment nach, bevor sie antwortete.

»Nein, nicht so besonders, aber wahrscheinlich deswegen, weil er sich nicht mit mir beschäftigen mag. Er glaubt, ich sei blöde und dumm, und ich glaube, er ist ein eingebildeter Pedant.«

Ohne jeden bitteren Unterton fuhr Tony fort: »Natürlich haben wir beide die Sache falsch angefangen, obwohl ich nie Macgregors Typ war. Ich hielt zu meinem Vater. Ihn mochte ich wirklich gern.«

Die außergewöhnliche Objektivität, die in dieser Bemerkung lag, erschreckte mich so, daß mir der Teewärmer aus der Hand fiel. Larry dagegen gab sich völlig ungerührt. Sie meinte: »Ja, ich glaube schon, daß das alles die Sache etwas schwierig macht.« Über diese Untertreibung hätte ich fast lachen müssen.

Aber Tony meinte sehr ernst: »Oh, ganz bestimmt sogar. Bei Robert, meinem Bruder, der vier Jahre älter ist als ich, lagen die Dinge ganz anders. Er ist tüchtig, sieht gut aus und ist außerdem sehr stolz darauf, Arzt zu sein. Er wohnt nicht mehr zu Hause, und so interessiert es ihn schließlich nur recht wenig, wie viele Männer Mutter heiratet.«

Diese Art, die Dinge zu sehen, erschien mir ein wenig komisch. Und Claudia gegenüber eigentlich sehr hart. Larry fragte nur: »Aber macht dir das was aus?« Sie scheint ihre Mitmenschen nie vor den Kopf zu stoßen, wenn sie Fragen stellt, weil sie immer den Eindruck macht, als frage sie eher aus Interesse als aus Neugier.

Tony dachte kurz darüber nach. »Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn ich weiter zur Schule gegangen wäre. Meine Schule war hundert Meilen von zu Hause weg, und als Internatsschülerin hätte ich Macgregor kaum zu Gesicht bekommen.«

»Macgregor«, wiederholte Larry fasziniert. »Ist er wirklich so, wie sein Vorname? Düster und so regelrecht keltisch?«

»Beängstigend, und dazu noch sehr tüchtig. Mutter ist jetzt so richtig in ihrem Element, aber ich selbst halte das Ganze für eine ziemlich verrückte Geschichte. Mutter geht stark auf die Fünfzig zu, und Macgregor ist noch älter als sie. Er ist Witwer. Zum Glück keine Kinder, aber dann hätte Mutter ihn ja auch wohl kaum geheiratet.«

Ich hatte das unglückliche Gefühl, diese Erklärung stamme von Claudia selbst. Ich dachte, diese Meinung klinge doch sehr kaltherzig. In diesem Augenblick war die Ablenkung durch die beiden Kleinsten sehr willkommen, die unerwartet damit auf-

gehört hatten, im Sandkasten zu spielen. Sie standen plötzlich in der Tür und starrten die Fremde mit verzückten Augen an. Prudence rief aus: »Nett! Hübsches Haar«, und wir alle mußten lachen. Ich bestach sie mit Keksen, um sie wieder nach draußen zu befördern, und sofort kam Tony auf das Thema zurück: »Zu Hause wird es schrecklich werden. Deshalb bin ich ausgerissen.«

Nicht mehr und nicht weniger. Ganz gleich, wie die Dinge lagen, dachte ich, auch für uns wird das Ganze eine ziemlich komplizierte Geschichte sein.

»Wie hast du es denn fertiggebracht, allein und ohne Hinweise zu uns zu finden?«

»Ach, das war nicht schwer. Die Leute waren so hilfsbereit und nett.« Ich sah ein, daß die Leute sich diesem kindlich hilflos wirkenden Wesen gegenüber einfach hilfsbereit zeigen mußten. Sie fuhr fort: »Ich hatte noch hundert Pfund, die Vater mir schickte, als ich von der Schule abging. Er hält sich sechs Monate lang in Übersee auf, ich konnte also nicht zu ihm gehen. Und das Geld schickte er mir, ohne Mutter davon auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen.«

Larry warf ein: »Als du die Schule verlassen hast? Aber Tony, wie alt bist du eigentlich?«

»Schon über siebzehn, aber sagen Sie jetzt bitte nicht, ich sähe nicht danach aus. Das geht mir so auf die Nerven. Es ist nun einmal schwer, plötzlich erwachsen zu sein, wenn man in einem Internat eingesperrt war, eine Uniform tragen mußte, keinen Lippenstift benutzen durfte, den Jungs nicht schreiben durfte . . . also alle die Dinge, die ein normales Mädchen so tut. Davon habe ich nach sieben langen Jahren endgültig genug, und erst Weihnachten im letzten Jahr gab ich auf.«

Sieben Jahre. Das hörte sich nach schwerem Kerker an. Und sie hatte gesagt, die Schule sei hundert Meilen weit entfernt gewesen. Das war alles sehr merkwürdig; schließlich hatten ihr nur zwei Monate zur Verfügung gestanden, erwachsen zu werden. In dieser Zeit war sie aber nicht sehr weit gekommen. Larry sagte: »Ach, du wirst schon sehr bald erwachsener werden. Erzähl doch bitte weiter.«

»Na ja, Daddy schickte mir die hundert Pfund. Er schrieb

mir, er werde für sechs Monate verreist sein. Wenn ich aber genau wie er, feststellen sollte, es sei besser, auszureißen, dann würde er mir gerne mehr schicken. Dann schrieb er noch, er wünschte, er wäre da, so daß ich zu ihm laufen könnte. Was ich von dem Farmer, dem Onkel in Neuseeland, halten würde? Vielleicht wären diese Leute die richtigen Menschen für mich!«

Ich schluckte einmal kurz. Tony setzte ihre Schilderung fort: »Daddy muß gewußt haben, daß Macgregor bei Mutter auf der Liste ganz obenan stand. Oder vielleicht wußte er ganz einfach, daß Macgregor und ich nie miteinander auskommen würden. Also behielt ich die ganze Sache für mich, und als Mutter dann Macgregor heiratete, beschloß ich, das zu tun, was Daddy mir vorgeschlagen hatte. Ich kam zu euch herüber.«

»Aber . . . wie hast du das denn gemacht?« Ich konnte mir nicht vorstellen, wie dieses Mädchen eine Flugreise arrangierte.

Sie sagte: »Wißt ihr, da war noch die alte Annie. Sie arbeitet seit Urzeiten als Dienstmädchen bei uns. Wir mögen uns gegenseitig sehr. Als ich ihr von Daddys Brief erzählte, riet sie mir, den Versuch zu machen. Sie wollte mir dabei helfen, so gut sie konnte. Also gab ich ihr das Geld, und sie buchte meinen Flug.«

Ich seufzte und bot ihr noch etwas Gebäck an. Ich bin nicht gerade romantisch veranlagt, und in kritischen Situationen beginne ich schon sehr bald, praktisch zu denken.

»Aber . . . deine Familie?« Larry seufzte. Sie war doch etwas bestürzt. »Och, darüber habe ich nicht besonders nachgedacht. Sie waren auf Hochzeitsreise gegangen, und die nächsten vierzehn Tage werden sie auch noch nicht zurückkommen. Ich bestieg das Flugzeug. Annie brachte mich zum Flughafen und weinte beim Abschied. Ich haßte es, sie verlassen zu müssen.«

Das Ganze klang sehr traurig, so als sei das alte Dienstmädchen wirklich der einzige Mensch, den Tony auf dieser Welt hatte. Auch Larry empfand das so, und aufgeräumt meinte sie: »Aber hier . . .? Wie hast du uns nur gefunden, und womit?« Das war genau die Frage, die ich nicht gerne gestellt hätte. Warum war sie nicht zu irgendwelchen ihrer australischen Freunde gegangen, anstatt das Risiko mit einer völlig fremden Verwandtschaft einzugehen?



In ihrer geraden Art sagte sie: »Na, wenn ich zu australischen Freunden gegangen wäre, hätten die mich ja doch wieder nach Hause zurückgeholt. Mutter hätte nie zugelassen, daß andere Leute glaubten, sie möge mich nicht. Sie ist immer sehr auf das Äußere und ihren Ruf bedacht.« Aus dieser Bemerkung klang nicht die geringste Verbitterung. Die Worte schienen wie eine sachliche Feststellung über Claudia und ihre Art. Dann Tony: »Aber nach Neuseeland zu fliegen, um dort meinen Onkel zu besuchen, hört sich doch durchaus normal und verständlich an. Hier das Land sehen zu wollen und dergleichen. Außerdem hatte mir Daddy ja auch diesen Rat gegeben. Und obwohl Onkel Paul nicht so oft schrieb, hatte er uns ein paar Schnappschüsse von Susan, den Kindern und dem Haus geschickt. Ich hatte das Gefühl, hier würde ich hingehören.«

In dem letzten Satz lag etwas Endgültiges, Selbstverständliches. Und ich meinte mit schwacher Stimme: »Aber — hier so einfach direkt vor unserer Tür anzukommen, ohne jede Hilfe und nur mit unserer Adresse in der Tasche...« Bei den meisten Mädchen in ihrem Alter wäre diese Reise nichts Besonderes gewesen. Aber Tony schien noch so jämmerlich jung.

»Alle waren so furchtbar nett zu mir. Eine Frau im Flugzeug erzählte mir von einer Pension in Auckland, und dort übernachtete ich abends. Dort traf ich einen Mann, der diesen Teil der Erde wie seine Westentasche kennt, ein Vertreter, glaube ich. Er sagte mir, wie ich den Bus erreichen könnte. Als ich in Te Rimu ankam, erkundigte ich mich nach einer Busverbindung nach Tiri. Aber das war gar nicht nötig gewesen. Als ich die Hauptstraße in Te Rimu entlangschlenderte, sah ich den Lieferwagen da stehen, auf dem ›Tiri Supermarkt‹ geschrieben stand. Ich fragte den Mann am Steuer, ob er mich mitnehmen würde. Er sagte, das Haus hier liege ein paar Meilen abseits von seinem Weg, aber für zwei Pfund könne ich gerne mitfahren.«

»Dieser Hai«, warf Larry wütend ein. »Er mußte doch sowieso an dem Zaun vorbei. Ich wußte von Anfang an, daß Freeman ein schmieriger Betrüger ist. Aber, macht ja nichts. Jetzt bist du wenigstens hier.«

»Ein widerlicher, kleiner Kerl, aber die Fahrt nach hier ging ganz glatt«, meinte Tony ein wenig bedrückt.

»Aber was wird denn deine Mutter davon halten?« fragte ich.

»Bis jetzt hat sie nicht einmal die geringste Ahnung. Weißt du, ich bin ja erst zwei Tage von zu Hause weg, und die sind noch vierzehn Tage unterwegs. Mutter meint bestimmt, ich wäre bei den Walters. Chris war gemeinsam mit mir auf der Schule, und ich habe bei ihr zu Hause oft schon meine Ferien verbracht.« Sie schien mit sich selbst zufrieden zu sein wie auch mit ihrer Schilderung und nahm noch ein Stückchen Kuchen. »Mensch, hatte ich einen Hunger!«

Sie war wirklich noch wie ein Kind. Gewissensbisse ihrer Mutter gegenüber schienen sie nicht zu quälen. Sie fand sich ganz einfach mit der Tatsache ab, daß sie und ihre Mutter sich gegenseitig nicht liebten. Ich redete mir selbst ein, Mädchen in diesem Alter würden der älteren Generation sowieso nicht gerade Sympathie oder Respekt entgegenbringen. Aber mein Gefühl sagte mir, daß noch mehr dahinterstecke. Ich fühlte, daß Tony Liebe, die man ihr entgegenbrachte, bestimmt auch mit Liebe erwidern würde. Claudia wollte die Zuneigung ihrer Tochter nicht. Aber ganz gleich, die Tatsache, daß wir etwas unternehmen mußten, bestand nun einmal.

Larry gab sich, wie üblich, ohne jede Hemmung, und holte eine ganze Reihe von Einzelheiten aus dem Mädchen heraus. »Macgregor? Oh, der betet Mutter an. Sie müssen nämlich wissen, sie sieht sehr gut aus. Susan, hast du noch kein Bild von ihr gesehen?« Meinen Vornamen hatte sie mit der Leichtigkeit übernommen, die ihrer Generation anhaftet.

Doch, ich hatte ein Bild von ihr gesehen. Eine schöne Frau, stattlich und arrogant. Dieses Mädchen hier vor uns sah nicht halbwegs so gut aus. Sie kam wohl mehr auf ihren Vater. Leise fuhr Tony fort: »Natürlich war ich ein schreckliches Hindernis. Ich wußte das immer schon, und eines Tages, als ich vom Tennisplatz zurückkam und die Tür zu einem Zimmer nicht geschlossen war, hörte ich, wie Mutter sagte: ›Aber klar, Antonia ist einfach ein Hindernis. Ich weiß das genau. Robert ist so anders.

Auf Robert wirst du noch einmal sehr stolz sein. Aber bist du sicher, daß Antonia dich nicht stört?« Ich war einfach wahn-sinnig wütend und stürzte in das Zimmer.«

Larry nickte ermunternd und zustimmend mit dem Kopf. Wie sie dann später noch sagte, hatte das rote Haar bestimmt eine Bedeutung. »Und was hast du gesagt?«

»Ich erinnerte mich, daß ich sagte: ›Macht euch über mich keine Sorgen. Geht doch ruhig auf eure blöde, mittelalterliche Hochzeitsreise, wenn ihr wollt. Ich kann jederzeit verschwinden und für mich selbst sorgen.‹ Und das gab der Sache den Rest. Ich glaube, es war das ›mittelalterlich‹.«

Larry nickte zustimmend. »Das ist doch völlig klar.« Ich war offengestanden ein wenig schockiert und fragte: »Wann ist denn alles passiert, Tony? Komisch, daß wir nicht wußten, daß deine Mutter wieder heiraten würde!«

»Ich nehme doch an, daß sie euch geschrieben hat. Die beiden faßten den Entschluß sehr plötzlich. Ich glaube, ihre Hochzeitsreise ging nach Melbourne. Ich wollte einfach nicht mehr zu Hause sein, wenn sie von dieser Reise zurückkehren. Ich will einfach nicht mehr das große Hindernis sein.«

Dies war eine einfache, vernünftige, sachliche Erklärung ohne jeden Hintergedanken, und ich war ehrlich entsetzt. Ich sagte: »Na, bei uns wirst du bestimmt kein Hindernis sein. Du wirst uns Freude machen. Larry und ich, wir beiden fühlen uns gelangweilt und alt. Unsere älteren Kinder besuchen seit heute die Schule.«

Sie war echt an den Kindern interessiert, wie auch an allen anderen Dingen, aber sofort kam Larry wieder auf die Reise zurück. »Natürlich sind Susan und ich alte Stubenhocker, aber ich finde das einfach großartig, uns so einfach, und nur mit einer Adresse in der Tasche, zu finden.«

Sachlich bemerkte Tony: »Und mit hundert Pfund. Und Susan, ich werde dir und Onkel bestimmt nicht zur Last fallen. Sofort, wenn die hundert Pfund aufgebraucht sind, gehe ich an die Arbeit und lasse mich in einem Beruf ausbilden.«

»Hast du dich entschlossen hierherzukommen, als du von den Plänen deiner Mutter erfahren hast?« fragte Larry.

»Oh, Onkel Paul und Tante Susan waren immer schon meine stille Reserve. Irgendwie glaubte ich einfach, das seien Menschen, die mir liegen werden und bei denen mein Platz sei.«

Was konnte ich dazu noch sagen, außer: »Ich freue mich aufrichtig, daß du zu uns gekommen bist, Tony. Wir alle freuen uns, wenn du bei uns bleibst. Aber wird es dir denn auch wirklich hier bei uns gefallen? In dieser Gegend ist nicht gerade sehr viel los, und manches Mädchen würde dieses Leben hassen. Nicht viele junge Leute und wenig Gesellschaft!«

Ungeduldig schüttelte Tony den Kopf:

»Aber die Schule hing mir einfach zum Hals heraus. Sieben Jahre davon, das langte mir. Immer dieselbe blöde Uniform, die gleichen, alten Lehrerinnen, ewig das gleiche Essen und die gleichen Lernstunden. Oh, ich mochte die anderen Mädchen sehr gern. Ich weiß, daß sie mir fehlen werden, aber auch, wenn ich in Sydney geblieben wäre, hätte ich nicht viel von ihnen gesehen. Denn die meisten dieser Mädchen kommen vom Land. Die Mädchen aus Sydney besuchen die Schulen in der Stadt. Aber Mutter mußte für mich eine möglichst weit entfernte Schule aussuchen, um zu zeigen, daß ihre Tochter ein Internat besucht.«

Claudia entpuppte sich langsam ganz klar als eine lieblose Mutter. Das Komische an der ganzen Sache war nur, daß Tony nicht im geringsten verletzt oder verbittert schien. Sie hatte sich ganz einfach mit den gegebenen Tatsachen abgefunden. Larry sagte: »Wenn es sich um ein Landinternat handelte, dann ist dir unser Leben doch sicher nicht fremd. Obwohl sich diese Gegend hier natürlich sehr von New South Wales unterscheidet.«

Tony gab zunächst keine Antwort. Sie ging auf das Fenster zu und schaute hinaus in den herrlichen Sommernachmittag. Es war heiß, und ein leichter Dunstschleier lag über den Hügeln, die Stufe um Stufe in das tiefblaue Wasser des Pazifik abfielen. Kaum ein Haus war zu sehen, aber das Tal, das einst karg und rauh gewesen war, lag blühend vor ihr. Ein Bild des Friedens.

Sie schaute mich an und lächelte, aber sie war sehr müde, und ich sah, daß sie den Tränen nahe war. Sie sagte nur: »Hier werde ich mich wohl fühlen. Hier gehöre ich hin. Aber was wird Onkel Paul dazu sagen?«

Larrys Blick begegnete meinem. Ja, was würde Onkel Paul sagen? Schließlich war Tonys Mutter seine Schwester, und die ganze Verantwortung lag bei ihm. Er mochte zwar für Claudia nicht gerade sehr viel übrig haben, aber konnte er gutheißen, daß seine Nichte zu Hause ausgerissen war? Trotzdem war es doch sehr komisch, daß wir von der zweiten Heirat nichts erfahren hatten. Ich wußte genau: Larry würde Tony voll unterstützen, wie alles, was aufsässig war. Paul aber würde unter Umständen einen ganz anderen Standpunkt einnehmen. Tony mußte wohl Zeichen von Zweifel in meinem Gesicht entdeckt haben, denn sie sagte: »Wie ist Onkel Paul eigentlich? Doch wohl nicht wie Mutter, oder? Oh, Susan, er schickt mich doch hoffentlich nicht wieder weg, oder? Das wirst du doch sicher nicht zulassen?«

Kaum hatte sie seinen Namen ausgesprochen, als Paul ins Zimmer trat. Als er die Fremde sah, stutzte er, und Tony erhob sich und stand da, mehr als in den Stunden vorher wie ein kleines Schulmädchen. Paul wirkt auf manche Leute so. Er ist groß, schaut ernst drein und flößt Respekt ein. Hastig bemerkte ich: »Paul, das ist deine Nichte Tony, Tony Smale.«

Paul lächelte gelangweilt und geduldig und wandte sich höflich dem Mädchen zu. »Bitte entschuldigen Sie die witzige Art meiner Frau. Sie und Larry geben sich manchmal so, wenn sie sich treffen. Diesmal hat sie mich nicht hereinlegen können. Ich habe nur eine Nichte, und die lebt in Australien.«

»Nicht mehr«, sagte Larry fröhlich. »Gerade ist sie mit dem Lieferwagen des Supermarkts hier eingetroffen, sie ist zu Hause ausgerissen.«

Das haute Paul wirklich fast um, und langsam wiederholte er die Worte: »Ausgerissen . . . der Lieferwagen des Supermarkts . . . Was redet ihr da eigentlich für ein dummes Zeug?«

Ich versuchte, ihm die ganze Geschichte zu erklären. »Wußtest du etwa, daß deine Schwester wieder geheiratet hat?«

Er zeigte ein schlechtes Gewissen. »Gestern abend traf ein Brief ein. Einer dieser komischen Luftpostbriefe, sehr eng beschrieben. Wie Claudia eben so schreibt. Ich ließ ihn bis heute morgen ungeöffnet liegen, und dann . . . dann . . .«



»Dann hast du den Brief einfach vergessen. Na ja, jetzt ist es eben passiert, und Claudia ist auf Hochzeitsreise gegangen, Tony kommt mit ihrem Stiefvater nicht klar, aber wie könnte sie auch, wenn dessen Vorname Macgregor ist?«

Paul sah allmählich etwas beunruhigt aus. Er meinte, ich sei rasend vor Wut. Deswegen schloß ich hastig: »Und Tony ist zu uns herübergekommen, um uns zu besuchen.«

In dem Augenblick hatte ich noch nicht den Mut, zu sagen, »um bei uns zu bleiben«. Es schien ratsam, Paul behutsam vorzubereiten, Schritt für Schritt.

Tapfer eilte mir Larry zu Hilfe. »Und die Kleine ist von unserer Gegend begeistert. Sie sagt, dies alles sei wie geschaffen für sie. Warum soll sie denn in einer riesigen Stadt bei einem Mann leben müssen, dessen Vorname Macgregor ist?«

Paul war wie betäubt. Eins aber hatte sich bei ihm unauslöschlich eingeprägt. Seine Nichte war bereit, sich für sein geliebtes Hinterland zu begeistern. Und das war doch immerhin eine tolle Sache.

Die ganze Zeit über hatte Tony keinen Ton von sich gegeben. Sie stand da, müde und abgekämpft und nicht gerade besonders hübsch anzusehen. Eher unsicher sagte sie: »Ich hoffe wirklich, dir macht das nichts aus, Onkel Paul!«

Es mußte einfach zu einer peinlichen Pause kommen, denn Paul machte das Ganze sehr wohl etwas aus, aber schnell warf Larry dazwischen: »Aber nein, Tony, ganz bestimmt nicht, dein Onkel Paul hat schließlich eine slawische Seele.«

Wir lachten alle befreit, und das Schlimmste schien überstanden zu sein. Als wir dann aber zu dritt in einer Art von griechischem Sprechchor Paul die Gründe für Tonys Entschluß dargelegt hatten, sagte Paul sehr ernst: »Aber deine Mutter . . . Was wird die wohl denken?«

Tony schob diesen Einwand einfach beiseite. »Aber sie wird natürlich gar nichts denken, bis sie in vierzehn Tagen von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrt. Dann, na ja, dann wird sie wahrscheinlich von Herzen dankbar sein, denn schließlich erklärte sie doch Macgregor, ich sei das große Hindernis in ihren Beziehungen zueinander.«

Paul jedoch ließ sich nicht ablenken. Er ging erneut zum Angriff über. »Aber irgend jemand muß doch für die Zeit ihrer Abwesenheit für den Haushalt in Sydney und für dich verantwortlich sein?«

»O nein. Ich bin schon oft mit Annie allein gewesen. Sie ist unser Dienstmädchen und war schon bei uns, als ich noch ein Baby war. Mutter macht sich keine Sorgen, denn sie kann unmöglich etwas erfahren, bevor sie nach Hause zurückkehrt. Ich bin doch erst zwei Tage von dort weg.«

Tony erzählte von den vielen Leuten, die ihr weitergeholfen hatten, und meinte: »Es war wirklich so leicht. Nicht ein bißchen schwierig. So weit ist das doch nicht. Ich verstehe überhaupt nicht mehr, warum Mutter immer davon spricht, ihr hättet euch im Busch vergraben. Ich finde es hier einfach herrlich, und viel schöner als in den Vorstädten von Sydney.«

Und diese Bemerkung gab den Ausschlag. Paul fand sich mehr und mehr mit allem ab, aber trotzdem sagte er nochmals mit Nachdruck: »Irgendwie müssen wir uns die Adresse deiner Mutter beschaffen und ihr ein Telegramm schicken. Euer altes Dienstmädchen kennt bestimmt diese Adresse. Und ihr müssen wir auch mitteilen – wie heißt sie noch einmal, Annie? – daß du hier heil angekommen bist.«

»Ja, Annie muß das wissen, aber bitte, laß Mutter aus dem Spiel, jedenfalls jetzt noch. Sie wird dir nur dankbar sein. Glaub mir – es ist schrecklich, zu wissen, daß man als ein Hindernis angesehen wird.«

Das überforderte Paul. Die Vorstellung von irgendeiner Tochter, die sich als Hindernis betrachten mußte, war für ihn einfach zu entsetzlich. Später erzählte er ihr dann einmal, daß er sich an diesem Punkt der Unterhaltung dazu entschloß, Tony willkommen zu heißen und ihr ein liebevolles Heim zu bieten.

Eifrig fuhr sie fort: »Ich werde euch nicht zur Last fallen, Onkel Paul. Bestimmt nicht. Vielleicht kann ich den Beruf einer Kinderschwester erlernen. Sobald mein Geld alle ist, fange ich an zu lernen. Ich mag Kinder mehr als alles andere.«

Ich tauschte mit Larry einen gefühlvollen Blick. Das Mädchen war genau an die richtige Stelle geraten.

Paul bemerkte kurz: »Also gut, wenn deine Mutter einverstanden ist. Wenn ja, dann sehe ich keinen Grund, warum du zurückgehen solltest. Und vielleicht solltest du besser auf die Anrede ›Onkel‹ verzichten.«

Die Schlacht war gewonnen. Wir hatten uns eine siebzehn Jahre alte Nichte zugelegt, und ich fragte mich nur, was wir mit ihr anfangen würden.

An diesem Abend, als ich glaubte, Paul sei bereits eingeschlafen, sagte er plötzlich: »Widerlich, wie das bei denen zugeht. Claudia ist ein richtiges kaltes Biest. Als sie einmal hier war, habe ich schon gemerkt, daß sie für Kinder nicht viel übrig hat. Sie sah nur ihre Verehrer. Was hältst du von Tony?«

Hier war äußerste Vorsicht geboten. Ich sagte: »Ich mag sie sehr gerne.«

Mit einer Erleichterung, die für meine Familie wenig schmeichelhaft war, sagte er begeistert: »Gott sei Dank.« Und dann: »Glaubst du, sie wird uns hier zur Last fallen?«

»Zur Last? Überhaupt nicht«, meinte ich überzeugt. »Ich freue mich riesig.«

Paul schien wirklich erleichtert und sagte: »Schließlich wird es nicht anders sein, als hätten wir eine ältere Tochter.«

Ich schluckte. Ich war dreißig und Tony siebzehn.

Paul grunzte zufrieden, aber dann wurde er plötzlich unruhig, und mit fester Stimme sagte er: »Du mußt gut auf sie aufpassen, Susan. Stell dir vor, das Mädchen ist ganz alleine bis hierher gekommen. Aber sie mag unsere Gegend, nicht wahr?«

Ja, das tat sie wirklich.

Dann hatte ich eine Idee. »Ich nehme an, Tony ist vor allem wegen dir zu uns gekommen. Schließlich ist sie deine Nichte. Und deshalb findet sie bei uns auch alles so schön.«

Eine der wenigen Sternstunden in meinem Leben. Eine Stunde, die Paul für immer auf die Seite seiner Nichte bringen sollte.

Es lag auf der Hand, daß Tony unter starken inneren Spannungen litt, als sie bei uns eintraf. So leicht ihr das Ganze zu fallen schien, so schwer fiel es ihr doch in Wirklichkeit, sich von allen ihren Freunden und ihrem Zuhause zu lösen, auch wenn sie dort nicht gerade glücklich gewesen war. Wir waren für sie zunächst nichts weiter als entfernte Verwandte, denen sie vorher noch nie begegnet war. Wir hatten sie eher für eine rührend-traurige, kleine Person gehalten, deren Lage sie nur um so bedauernswerter machte. Sogar Paul hatte gesagt: »Scheint ein stilles Kind zu sein. Vielleicht sollte man sie ein wenig aufrütteln.«

Aber schon während der ersten und zweiten Woche nach ihrer Ankunft begann sie sich zu entfalten, fast wie eine Pflanze, der das Wasser gefehlt hatte und der man plötzlich die richtige Pflege angedeihen ließ. Wir waren überrascht, festzustellen, daß Tony in Wirklichkeit überhaupt nicht traurig oder melancholisch war. Sie hatte genau das fröhliche, aufgeschlossene Wesen, auf das die geschwungenen Linien in ihrem kleinen Gesicht von Anfang an hatten schließen lassen. Ich konnte jetzt durchaus verstehen, warum Tony bei ihren Mitschülerinnen so beliebt gewesen war. Die große Zahl von Briefen, die Annie treuherzig umadressiert hatte und die inzwischen für Tony bei uns eingegangen war, stellte den besten Beweis dar.

Eines Tages sagte Larry, wesentlich taktvoller als Paul: »Es muß doch schön für dich sein, Tony um dich zu haben. Wie eine jüngere Schwester.«

Das hörte sich schon besser an, als von einer älteren Tochter zu sprechen. Aber trotzdem meinte ich: »Ja, wenn es ihr auch weiterhin bei uns gefällt. Ob das alles aber so bleibt? Schließlich habe ich mehr als einmal davon gehört, rothaarige Menschen seien entsetzlich temperamentvoll.«

»Ich glaube nicht, daß Tony diese Art von Temperament hat. Sie ist absolut normal, außer vielleicht . . .«

Das hörte sich beunruhigend an, und ich fragte unseren Spezialisten für Kinderpsychologie danach, welchen Knacks Tony

denn bereits erkennen ließe. Ernst und ohne den beißenden Spott in meiner Frage zu beachten, sagte Larry: »Oh, nur, daß sie so furchtbar jung ist. Siebzehn. Kaum zu glauben. Gott, wenn ich daran denke, wie ich mit siebzehn Jahren war!«

»Übrigens nehme ich heute nachmittag Tony mit zu Anne. Willst du nicht auch kommen?«

»Ich hoffe, der Colonel ist auch da. Ich habe so das Gefühl, Tony wird in seinen Augen das ideale junge Mädchen sein.«

Und Tony eroberte Colonel Gerard im Sturm. Obwohl sie sich uns gegenüber inzwischen sehr offen und fröhlich gab, war sie in Gegenwart älterer Leute immer noch ein wenig scheu. Dadurch wirkte sie eher angenehm und still, und der Colonel machte aus seiner Wertschätzung für das Mädchen kein Hehl. Später meinte er zu mir, er habe nie geglaubt, eine junge Dame aus Australien könne noch so mädchenhaft und unverdorben sein.

Larry zog Tony nach diesem Besuch damit auf und fragte dann mich, was der Colonel denn darüber dächte, daß die Kleine von zu Hause ausgerissen sei.

Voller Würde erklärte ich, dieses Thema hätte ich natürlich nicht angeschnitten. Und außerdem sei es doch sehr anerkennenswert, sich unter den Schutz eines Onkels zu begeben.

»Kommt ganz darauf an, wovor man wegläuft«, entgegnete Larry ziemlich spitz, und Tony lachte.

»Vor nichts weiter als einem Macgregor. Hört sich ziemlich dumm an. In einem Roman wäre der Grund die unerwünschten Annäherungsversuche irgendeines Freiers gewesen, eines reichen, fetten und widerlichen Kerls, vor dem ein Mädchen wegläuft. Aber ich fürchte, in Wahrheit gab es keine Freier.«

Ich wußte das natürlich auch. Sie war nicht der Typ, der den Jungen den Kopf verdrehen konnte, und außerdem hatten sich nur wenige Gelegenheiten geboten. Sie hatte mir erzählt, daß sie nur die Freunde ihres Bruders kennengelernt habe.

Ich hatte es von Anfang an gewußt. Tony war unglaublich unerfahren und naiv. Ich machte mir deswegen wirklich Sorgen. Alle unsere Freunde mochten Tony auf der Stelle sehr gerne. Tony war von Anne und ihren Zwillingen bezaubert, ebenso wie von dem Colonel und Julian.



»Warum ist der eigentlich nicht verheiratet? Er ist doch eigentlich viel zu schade dazu, das Leben eines Junggesellen im besten Alter zu fristen!«

»Julian ist sehr verschwiegen, aber wir alle wissen, daß er und Alison Anstruther ineinander verliebt sind.«

»Das nette, blonde Mädchen, das ich vor einigen Tagen kennengelernt habe? Aber warum heiraten die beiden denn nicht?«

»Das ist natürlich das Geheimnis der zwei, aber ich glaube, es hängt mit dem plötzlichen Tod ihres Vaters vor ungefähr einem Jahr zusammen. Alisons Mutter ist angeblich besonders schwierig und trauert ihrem Mann immer noch nach. Ich habe aber das Gefühl, die Frau ist nicht schwierig, sondern gehört zu diesen furchtbar egoistischen Frauen und hat Alison eingeredet, sie dürfe ihre Mutter nicht verlassen.«

»Wie dumm manche Mütter sind!«

Es war wirklich überraschend, wie schnell und leicht Tony sich angepaßt hatte und zu einem Teil unserer Familie geworden war. Sie hatte gesagt, sie habe Kinder sehr gerne, und es zeigte sich, daß auch die Kinder sie sehr mochten. Sie machte kein großes Theater mit den Kleinen, aber sie verstand sie. Natürlich war sie selbst noch sehr jung. Aber wenn man an die nicht gerade sehr glücklichen Umstände dachte, unter denen sie aufgewachsen war, so war es erstaunlich, daß sie mit Kindern so gut umgehen konnte.

Ganz bestimmt tat sie auch gerne alles für unsere Kleinen, und die Kinder waren dafür sehr dankbar. Unser Leben verlief sehr harmonisch und friedlich.

Nur allzu verständlich, daß ich mir mehr und mehr Gedanken über Tonys Mutter machte. Ich fragte Paul danach, wie diese Frau denn nun wirklich war.

Er schaute ein wenig unbestimmt, wie immer, wenn man ihn bat, irgend jemanden zu beschreiben, und zuerst war alles, was ich erfuhr: »Nicht gerade ein schlechter Typ, nehme ich an«, und »nicht gerade dein Typ, da bin ich ziemlich sicher.« Aber ich bohrte weiter und erhielt so doch schließlich ein Bild von meiner Schwägerin. Sie war zehn Jahre älter als Paul und hatte geheiratet, als er noch die höhere Schule besuchte. Er gab zu, daß

sie allgemein als Schönheit gegolten hatte. Aber er hegte kaum Bewunderung für sie. Nur zweimal seit ihrer Heirat hatte Paul seine Schwester getroffen, einmal, bevor er in den Krieg zog, und einmal, als sie Neuseeland besucht hatte. Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters hatte Paul sich freiwillig gemeldet, kurz nachdem er die Schule verlassen hatte. Er hatte mit seinem Alter so übertrieben, daß sich die Balken bogen. Als er dann in Übersee eingesetzt war, hatte sich seine Mutter in Sydney niedergelassen und dort bis zu ihrem Tode gelebt.

Als Claudia Neuseeland wieder besuchte, mußte sogar ihr Bruder zugeben, daß sie eine sehr gutaussehende Frau war. Aber sie erschien ihm ziemlich gefühlskalt und kaum an ihrer kleinen, acht Jahre alten Tochter interessiert. Der Junge war aufgeweckt und hübsch, und Claudia hatte ganz auf ihn gesetzt, während das Mädchen damals ziemlich albern und häßlich war.

Etwas gedrückt meinte er, schon damals sei ihm auch nach den Bemerkungen Claudias die Ehe nicht gerade besonders glücklich vorgekommen. Ihr Mann war damals nicht mitgekommen, und Claudia war sehr verstimmt gewesen. Natürlich hatte er viel Geld verdient, aber er war ein Mann, der den Geschäften nachjagte, während Claudia sich nach einem kulturellen und gesellschaftlichen Ausgleich sehnte. Er reiste sehr viel, und ich glaube, sie fühlte sich zuweilen sehr einsam. Sie hatten nur wenige gemeinsame Interessen.

Tony hätte wirklich Pauls Tochter sein können, sie hatte so viele Eigenschaften, die sie von ihm hätte geerbt haben können. Zunächst liebte sie Tiere und war lebhaft an allem interessiert, was er ihr über die Farm erzählte. Sie hatte den Ehrgeiz, möglichst schnell reiten zu lernen.

Ich lieb ihr mein Pony Moses, und am Ende der ersten Woche hatte sie bereits sechsmal auf dem Rücken eines Pferdes gesessen. Zweimal war sie vom Pferd gefallen, aber sie ritt bereits einen leichten Galopp. Das Traben fiel ihr schwerer.

Sie war mit Paul weggeritten, als uns der neue Pastor besuchte. Ich hatte ihn bei der Eröffnung der Schule kennengelernt, dann aber nicht mehr gesehen. Man sprach viel von ihm.

Alle meinten, er sei ganz anders als Mr. Blundell, der sich immer jovial und herzlich gab, eine leichte Art hatte, die Leute zu nehmen und mit einer tüchtigen, allgemein beliebten Frau verheiratet war. Dieser Mann dagegen war nicht verheiratet, ein stiller Mensch, der immer den Eindruck machte, sehr scheu und zurückhaltend zu sein und dennoch eine verborgene Stärke und Festigkeit ausstrahlte. Körperlich war er stark behindert. Er hatte ein Bein verloren und litt immer noch an den Folgen einer schweren Kriegsverletzung. Während des Krieges war er einfacher Soldat und nicht Priester gewesen. Erst nach seiner Entlassung war er Priester geworden.

Ich hatte das Gefühl, er sehe etwas mitgenommen aus, als er bei uns eintraf. Mit einem Lächeln gestand er, der alte Wagen seines Vorgängers habe ihn geärgert. »Der Wagen ist alt, und die Hügel machen ihm schwer zu schaffen, aber im großen und ganzen ist es ein ordentliches Auto.«

Dann gab er zu, es sei für ihn nicht einfach, Besuche bei den Familien der Gemeinde zu machen. »Blundell war ein so geselliger Mann. Es fällt mir schwer, einfach in die Häuser der Menschen einzudringen und sofort ein Thema zu finden, das alle interessiert. Ich glaube, ich mache oft einen etwas albernem Eindruck auf die Leute.«

»Vielleicht sind Sie mehr an das Leben in der Stadt gewöhnt und würden sich unter den Menschen dort wohler fühlen?«

»O nein, ich ziehe das Land auf jeden Fall vor. Ich glaube vielmehr, daß es daran liegt, daß ich zu lange als Priester bei der Marine war. Ich bin nur gewohnt, mit Männern umzugehen. Und hier ist das alles ganz anders.«

In diesem Augenblick hörten wir, daß Tony mich vom Tor aus rief. Ihre Stimme klang sehr aufgeregt, und wir gingen auf die Veranda. Ohne den Besucher auch nur eines Blickes zu würdigen, schrie sie: »Oh, Susan, stell dir vor, ich glaube, ich kann jetzt den Trab. Schau mir doch einmal kurz zu, und sag mir, was du denkst.«

Ich erklärte dem Pastor schnell, daß meine Nichte gerade reiten lerne und es ihr schwerfalle, beim Trab sicher auf dem Pferd zu sitzen. Ungeduldig wartete Tony, mit rotem Gesicht und

einem Wust von Haar auf dem Kopf. Als wir am Tor ankamen, rief sie fröhlich: »Aber bitte, sag mir ehrlich deine Meinung.« Sie drehte Moses um und trabte schnell den Weg herunter und wieder zum Tor zurück. Stolz und aufgeregt leuchteten ihre Augen, ihr Haar wehte triumphierend.

Wir sparten nicht mit Applaus. Tony sprang von dem Pferd und warf die Leine über einen Zaunpfosten. »Wirklich, war ich gut? Ist Moses nicht ein netter Kerl, und so geduldig? Wie halte ich meine Hände? Besser? Paul sagt, ich sitze richtig . . . oh, tut mir leid . . . Guten Tag!« Und der letzte Ausspruch war mehr das Resultat dessen, daß ich energisch den Pastor vorstellte.

Wir bestätigten Tony, daß ihre Vorführung durchaus fachmännisch verlaufen sei. Drauf erklärte sie: »Dann muß auch ich es also im Blut haben.« Ohne jede Zurückhaltung erzählte sie Mr. Craig, ihre Mutter sei Pauls Schwester. »Obwohl die beiden sich kein bißchen ähnlich sind. Wissen Sie, ich wohne nämlich eigentlich in Australien. Zumindest war das einmal so, und ich hoffe, nicht mehr dorthin zurück zu müssen, wenn Paul und Susan mit mir zufrieden sind.«

Der Pastor war etwas verwirrt, aber von der Preisgabe so vieler Vertraulichkeiten angenehm überrascht. Jedoch war noch mehr in dieser Richtung zu erwarten, und ich hoffte im stillen, sie würde nicht in ihrer merkwürdig lässigen Art die Scheidung ihrer Eltern beschreiben.

Genau das folgte nun.

Die weitere Unterhaltung drehte sich um Pferde und die Reiterei. Es schien, als habe auch der Pastor seine Jugend auf dem Lande verbracht und sei ein großer Liebhaber von Tieren. Tony überraschte mich, als sie sagte: »Dieses große, alte Auto, das Sie fahren, muß doch sicher sehr schwierig zu lenken sein in den vielen Haarnadelkurven. Ich möchte es ganz sicher nicht auf diesen Straßen fahren.«

Freundlich lächelte der Pfarrer. Offensichtlich hielt er sie für wesentlich jünger, als sie in Wirklichkeit war.

»Hast du schon einmal ein Auto gefahren?« fragte er und erwartete natürlich eine verneinende Antwort.

»Aber klar. Alle möglichen Modelle. Und lange bevor ich alt

genug dafür war. Aus Spaß brachte mir Daddy das Autofahren bei, und Mutter war furchtbar wütend. Dabei glaube ich bestimmt, daß er Mutter nicht kränken wollte. Aber inzwischen darf ich natürlich jedes Auto fahren, schließlich bin ich ja siebzehn. Erst vor einigen Monaten nahm ich Mutters Auto und fuhr damit zu Chris. Es gab einen fürchterlichen Krach.«

Freundschaftlich meinte der Pastor nur: »Das kann ich mir gut vorstellen. Ich hoffe doch, daß du den üblichen Zettel auf deinem Frisiertisch hinterlassen hast?«

Sie lachte. »Ach, das sollte man also tun? Na, ich habe lieber darauf verzichtet, ich wollte einen kleinen Vorsprung herausholen! Ich wußte genau, daß sie meine sämtlichen Freunde und Bekannten nach mir abtelefonieren würden, und genau das taten sie dann auch. Dann jagte Macgregor mir nach. Zu der Zeit bemühte er sich noch um Mutter, und ich hatte natürlich nur seine Schokoladenseite kennengelernt. Als er mich aufstöberte, benahm er sich sehr grob. Es war das erstemal, daß ich merkte, wie dieser Mann in Wirklichkeit war.«

Ich hörte Tony bestürzt zu, aber der Pastor schien überhaupt nicht berührt zu sein. Sachlich meinte er: »Darüber solltest du dich aber wirklich nicht wundern. Das mußtest du erwarten, nach dem, was du getan hattest.« Tony war immer noch böse.

»Aber so ein Theater wegen einer solchen Lappalie. Man hätte glauben können, ich sei mit einem Kerl durchgebrannt oder ich hätte mich betrunken ans Steuer gesetzt . . . Jetzt muß ich mich aber umziehen.«

Wie entschuldigend schaute ich Mr. Craig an und sagte: »Tony ist siebzehn und hat gerade erst die Schule verlassen. Sie ist für ihr Alter noch sehr jung. Sie hat es nicht leicht gehabt. Ich glaube, ihre Mutter kümmert sich nicht besonders um die Kleine. Tony scheint aber viel von ihrem Vater zu halten. Zu Hause fühlte sie sich überhaupt nicht glücklich, und sie haßt den zweiten Mann ihrer Mutter. Stellen Sie sich vor: Das Mädchen läuft von zu Hause weg, während ihre Mutter auf der Hochzeitsreise ist.«

Mr. Craig sprach nicht von den naheliegenden Übeln jeder Scheidung, den Tragödien zerbrochener Ehen, den Auswirkungen dieser Dinge auf die Kinder und dergleichen. Er lächelte nur



und meinte: »Sie ist bei Ihnen bestens aufgehoben. Ich hätte nie gedacht, daß sie schon so alt ist, aber mir scheint, sie hat eine nicht gerade sehr glückliche Jugend hinter sich, nicht wahr?« Dann streichelte er Moses, der noch immer am Zaun festgebunden war, weil Paul ihn später noch reiten wollte. Mit einer Sachkenntnis, die mich, und später auch Paul, überraschte, sagte er: »Ein nettes Pony. Es ist stramm gewachsen!«

Dann kletterte er in sein großes, altes Auto und fuhr davon.

Als wir Paul von dem Besuch erzählten, meinte Tony: »Er ist sehr nett. Eigentlich ist er so ganz anders als alle Pfarrer, die ich bisher kennengelernt habe. Er war zum Beispiel anders gekleidet. Ich hatte ganz vergessen, daß man mit einem Pfarrer über eine Scheidung nicht sprechen soll. War das schlimm?«

Ich sagte ihr, meiner Meinung nach habe das im Falle von Mr. Craig nichts ausgemacht, und sie fuhr fort: »Ich glaube, ich mag ihn lieber als den Schullehrer, obwohl der Pfarrer nicht annähernd so gut aussieht!«

»Wo hast du denn Barry Lusk getroffen?«

»Ach, den habe ich auf dem Rückweg von der Schule gesehen. Er sieht aus wie ein Athlet, nicht wahr?«

»Man sagte, er sei in allen Sportarten sehr bewandert. Hast du dich mit ihm unterhalten?«

»Aber natürlich. Man spricht doch mit jedem hier auf dem Lande, dem man begegnet. Er erzählte mir eine ganze Menge über die Schule. Er mag Christopher und Christina besonders gern und lachte, als er sagte, die beiden hätten der Eröffnung der Schule wirklich zu einem tollen Erfolg verholfen. Er scheint in Ordnung zu sein und gut mit den Kindern auszukommen.«

Sie sprach sehr erwachsen und erfahren, und ganz anders als bei dem Gespräch mit dem Pfarrer.

In der Zwischenzeit hatte Paul der alten Annie und auch Claudia ein Telegramm geschickt, das sie bei ihrer Rückkehr erwarten sollte. Als Claudia das Telegramm dann erhielt, telegrafierte sie sofort zurück und schickte einen Luftpostbrief hinterher, der einen etwas desinteressierten Eindruck machte.

»Ich habe Antonia nie richtig verstehen können. Sie ist solchen plötzlichen Einfällen gegenüber sehr anfällig. Es wäre weit-

aus besser gewesen, sie hätte mir von ihrem Wunsch, euch zu besuchen, erzählt. Ich hätte dann alles mit euch abgesprochen und ihre Reise entsprechend vorbereiten können. Es ist sehr nett von euch, vorzuschlagen, daß Tony zunächst bei euch bleibt. Da ich aber nicht zulassen kann, daß meine Tochter euch auf der Tasche liegt, werde ich noch heute eine Banküberweisung veranlassen und in gewissen Zeitabständen Geld schicken.

In ungefähr acht Monaten besuchen mein Mann und ich aus Anlaß einer wissenschaftlichen Tagung Neuseeland. Wir werden dann Tony wieder mitnehmen, sollte sie nicht schon vor dieser Zeit nach Hause zurückgekehrt sein. In der Zwischenzeit möchte ich euch die Aufsichtspflicht für das Kind übertragen, euch also zu ihren vorübergehenden Erziehern bestellen. Somit habt ihr alle Rechte über Tony, denn wir können uns nicht eine Wiederholung dieser Dinge für den Fall erlauben, daß ihr das Leben bei euch auch nicht zusagen sollte.«

»Acht Monate... Aufsichtspflicht... alle Rechte... mein Gott«, murkte der arme Paul beunruhigt.

Larry mußte lachen, als ich ihr von Tonys offenerherzigem Gespräch mit dem Pfarrer erzählte. »Der schluckt solche Vertraulichkeiten. Überhaupt kann man diesen kleinen Mann nur sehr schwer aus der Fassung bringen. Ich mag ihn.«

»Genau wie die Männer auch. Er ist sehr menschlich und ebenso tapfer. Paul sagt, der Pfarrer leide oft an starken Schmerzen, aber er läßt sich nicht unterkriegen und verliert auch dann seinen Humor nicht. Was Tony ihm erzählte, schien ihn sehr zu interessieren.«

Larry schwieg einen Augenblick und sagte dann langsam: »Tony ist noch sehr, sehr jung, Susan. Ich kann mir oft einfach nicht erklären, warum sie noch so unerfahren ist, aber sie ist es.«

»Meinst du damit, sie könnte sich in den ersten Mann verlieben, der ihr über den Weg läuft? Ich habe mir darüber auch schon Gedanken gemacht. Sie scheint sich immer sehr intensiv mit Barry Lusk zu unterhalten, wenn sie ihn trifft.«

Larry schaute mich neugierig an, dann meinte sie plötzlich: »Sagtest du, ihre Mutter holt sie in acht Monaten wieder zurück? Ich möchte nur zu gerne wissen, ob die Kleine mitgehen wird.«

»Ich fürchte, sie wird müssen. Ich habe nicht das Gefühl, daß ich meine Schwägerin besonders gern haben werde.«

»Genau wie ich, und ich bin gespannt auf den Tag, an dem sie hier eintrifft. Warum sollst nicht auch du dein Kreuz tragen müssen? Schließlich muß ich Sams Mutter ertragen und schon seit Jahren geduldig deinen Vorhaltungen zuhören, wie gemein es ist, nicht mit den angeheirateten Verwandten auszukommen.«

Dieses Zusammentreffen zwischen Claudia und mir lag noch in sehr weiter Ferne, und ich hatte nicht die Absicht, mir schon jetzt darüber Gedanken zu machen. Im Augenblick bestand das Problem darin, daß uns ein junges, lebhaftes und sehr hübsches Mädchen anvertraut war und daß hier auf dem Lande, wie das nun einmal so ist, ein großer Überschuß an Junggesellen bestand.

Tony war nicht verspielt. Sie schien eines dieser Wunderkinder zu sein, ein modernes, normales Mädchen, das sich nicht dauernd den Kopf über Sex und ähnliche Dinge zerbrach. Sie ging mit Männern genauso wie mit ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen um. Zumindest bis jetzt.

Aber es war klar, daß sie auf die Männer wirkte. Barry Lusk schaute oft bei uns herein, um, wie es schien, mit Paul über Angelegenheiten der Schule zu reden. Auch eine Reihe anderer junger Farmer schien plötzlich auf die Hilfe und den Rat von Paul angewiesen zu sein. Ich glaube, vor allem die jugendliche und ungezwungene Art Tonys machte ihren Charme aus.

Mag sein, daß Tony nicht besonders häuslich veranlagt war, aber sie war immer hilfsbereit und selbstlos. Sie ließ mich nie im Stich, und wenn sie tatsächlich den Toast mal verbrannte oder wenn ihr die Milch überkochte, dann machte ich mir darüber nur wenig Gedanken. Es war alles viel netter als die oberflächliche Art meiner Schwester Dawn. Tony war wirklich ein wenig unordentlich, und ich glaubte ihr gern, daß die immer wiederkehrende Vorhaltung von seiten ihrer Mutter lautete: »Muß dein Zimmer denn immer wie ein Kramladen aussehen?« oder »Meinst du, dein Mantel gehöre auf den Fußboden?« Aber ein solcher Fanatiker hinsichtlich häuslicher Ordnung bin ich selbst auch nicht gerade. Ich mochte sie sehr, wie einen immer gutgelaunten Kameraden und eine lustige Gesprächspartnerin.

Wenn sie auch nicht sehr häuslich war, so lag ihr bestimmt alles, was die Farm und unsere Tiere anging, sehr am Herzen. Oft genug war sie Paul eine sehr wertvolle Hilfe. Sie ritt mit ihm aus, trieb die Herde auf die Weide und brachte abends die kleinen Kälber ein. Wir melkten die Kühe nicht immer zu bestimmten Zeiten, und als Paul eines Tages abends gegen neun noch nicht zurück war, bestand sie darauf, unsere ruhige, alte Milchkuh zu melken.

Dreiviertel Stunden später war sie mit einem halben Eimer grauer Milch zurück, und ihr Gesicht war ziemlich schmutzig. Sie meinte, Daisy sei eine nette, alte Kuh, aber sie sollte sich doch ihren Schwanz waschen, anstatt den ganzen Dreck auf dem Gesicht des Melkers zu verteilen. Ihre Arme schmerzten sie noch den ganzen nächsten Tag, aber trotzdem war sie auf ihre Leistung stolz.

Durch ihre Begeisterung für die Farm eroberte sie Paul ganz für sich, und er schrieb einen sehr energischen Brief an seine Schwester, schickte das Geld zurück und teilte ihr mit, Tony sei zufrieden und glücklich und weit davon entfernt, eine Last für uns zu sein. Im Gegenteil, sie sei eine große Hilfe und Freude für uns.

Auch gesellschaftlich war sie ein Gewinn für uns. Als Mrs. Willis mich besuchte, bestand Tony darauf, auf einen Ausritt mit Paul zu verzichten und als Haustochter den Besuch zu betreuen. Sie machte alles so nett, daß unser Gast sie als sehr charmant bezeichnete, während Tony einmal kurz aus dem Zimmer war. Mrs. Willis meinte, ich sei darum zu beneiden, außer den Kindern auch etwas »junges Leben« im Hause zu haben.

## 5

Tony war von unserem Feldzug gegen den Supermarkt begeistert. »Dieser widerliche, kleine Bursche. Es war gemein von ihm, so vorzugehen. Es ist genauso, als versuche er, eurer Freundin die Kunden wegzunehmen. Ich möchte Miss Adams sehr gerne kennenlernen.« Natürlich mußte auch Tantchen das neue

Mitglied unserer Familie sehen und begutachten. Also nahmen Larry und ich Tony einige Tage, nachdem sie bei uns eingetroffen war, mit zu Tantchen. Der Erfolg war überwältigend. Miss Adams war gerade beschäftigt, als wir bei ihr ankamen, und sie bat uns, doch solange in ihrem Wohnzimmer Platz zu nehmen. Wir sollten uns Tee aufgießen, während sie noch eine Reihe von Kunden bediente. Aber Tony bat, Tantchen helfen zu dürfen. Sie sagte, sie habe immer schon gerne Kaufladen gespielt, und in diesem sauberen, ordentlichen Geschäft würde sie sich ohnehin sehr schnell zurechtfinden. Schon nach wenigen Minuten stand sie geschäftig hinter der Theke.

Als die beiden dann in das Wohnzimmer kamen, sagte Tony: »Miss Adams, wenn Sie je krank sind oder sonst Hilfe brauchen, dann müssen Sie mich unbedingt rufen. Ich komme auf der Stelle.« Tantchen lächelte Tony sehr freundlich an. »Ich bin zwar nie krank, aber ich werde mich immer gerne an dieses Angebot erinnern. Oft wächst mir das Geschäft ein bißchen über den Kopf.«

Diese Äußerung erleichterte uns, denn wir hatten im stillen schon gefürchtet, das Geschäft wäre zurückgegangen. Ein Grund für diese Befürchtung war die Tatsache, daß Tantchen keine Hilfe beschäftigte. Nachdem Rachel geheiratet und Tantchen verlassen hatte, half ihr zunächst ein hübsches, tüchtiges Mischlingsmädchen, das auch den kleinen Lieferwagen fuhr. Aber auch dieses Mädchen hatte vor mehr als einem Monat dann geheiratet und war ohne Nachfolgerin geblieben. Mick O'Connor lieferte seitdem die Ware ziemlich unregelmäßig aus. Mick zählte zu Tantchens ältesten Freunden und war ihr voll und ganz ergeben, aber er war nicht gerade eine sehr zuverlässige Hilfe für sie. Man wußte, daß er sein Geld mit schwarzgebranntem Schnaps verdiente und Proben davon sehr freigebig verteilte. Aber für Tantchen tat er alles, seit dem Tage, an dem sie in Tiri eingetroffen war und fast in eine Razzia in seiner sogenannten Pension geraten wäre. Damals hatte sie ihn nicht verraten, und seine Dankbarkeit für diese Gefälligkeit kannte keine Grenzen.

Tony mochte Tantchen sofort, und innerhalb von wenigen Minuten legte sie ihre ganze Scheu ab. Wenn sie sich frei gab,



war ihre ganze Art so ansprechend und ungezwungen, daß sie fast unwiderstehlich war. Sie meinte: »Es macht doch einen Heidenspaß, den kleinen Lieferwagen zu fahren. Ich fahre in die Stadt und besorge mir einen Führerschein.«

Die beiden fanden Gefallen aneinander, und Tantchen sagte: »Wenn dir Susan und Paul auf die Nerven fallen, dann weißt du ja, wo du hinkommen kannst.«

Ich sagte darauf: »Wir leihen sie Ihnen gerne aus, wenn Sie die Kleine brauchen. Aber wir müssen sie wieder zurückbekommen. Tantchen, stellen Sie sich vor, diese Frechheit von den Freemans. Nach Ladenschluß hier hereinzukommen und die Post zu verlangen. Paul erzählte mir, er habe gesehen, wie sie einmal nach sechs Uhr abends aus dem Laden kamen.«

»Na ja, die Leute hatten eben viel zu tun und sollten natürlich ihre Post bekommen. Andere Leute kommen schließlich auch noch so spät herein, warum also nicht auch die Freemans?«

»Und das, nachdem sie sich niedergelassen haben, ohne irgend jemanden überhaupt zu fragen?« explodierte Tony. »Der Mann ist gemein. Mir erklärte er, die Anfahrt zu Pauls Haus liege meilenweit von seiner Strecke ab. Und für die Hinfahrt nahm er mir dann zwei Pfund ab.«

»Das ist ganz sicher gemein von ihm, aber ich fürchte, ich war nie davon überzeugt, Freeman sei ein ehrlicher Mensch. Was aber die Eröffnung seines Geschäftes angeht, so hat er das gleiche Recht, gegenüber meinem Laden seinen Supermarkt zu betreiben, wie ich ein Recht auf mein Geschäft habe.«

»Aber Tantchen, Sie wissen doch, wie hart Sie für das Vertrauen Ihrer Kunden haben arbeiten müssen. Sie haben sich doch nicht so einfach am Straßenrand niedergelassen und dann damit begonnen, jemand anderem die Kunden wegzuschnappen.«

»Gerade weil das nicht so war, gibt es keinen Grund für Freeman, auf sein Geschäft zu verzichten. Mir gefiel es damals, ein eingeführtes Geschäft zu übernehmen, nicht zuletzt, weil es gleichzeitig die Poststelle ist. Ihr Lieben dürft nicht in den Fehler verfallen, diesen Mann zu hassen. Ich habe nichts dagegen, daß ihr Freeman nicht besonders mögt. Ich mag ihn ja selbst auch nicht. Aber seine Frau ist eine freundliche, sanfte Seele.«

Diese tolerante Einstellung machte uns nur noch rasender und rachsüchtiger, besonders, als wir dann auf dem Heimweg noch an dem Supermarkt vorbeikamen. Drei große Wagen parkten vor Freemans Laden, und wir konnten sehen, wie er unterwürfig Ida Willis durch sein mit Waren vollgepfropfttes Geschäft führte. Wie Tony meinte, konnte man sogar noch aus dieser Entfernung genau sehen, wie schrecklich kriecherisch er sich benahm.

»Miss Adams ist so nett«, sagte Tony. »Es wäre fürchterlich, wenn sie gezwungen wäre, aufzugeben und wegzugehen.«

»Ich hoffe, dazu kommt es erst gar nicht«, sagte ich. »Tantchen hat hier lange Jahre sehr gute Geschäfte gemacht, und ich nehme an, sie hat eine Menge Geld sparen können. Trotzdem wünsche ich mir sehr, daß auch die neuen Siedler bei ihr und nicht bei Freeman kaufen.«

Gedankenvoll meinte dann Tony: »Es wäre doch sehr schön, wenn Freeman von irgendeiner Katastrophe getroffen würde.«

»Wie zum Beispiel was?«

»Ach, darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Wenn ich das aber tue, dann konzentriere ich mich auch auf den Wunsch, daß ihn ein Unheil trifft. Auf diese Art kann man vieles erreichen. So sagte uns jedenfalls unser Religionslehrer in der Schule.«

»Ich nehme doch wohl kaum an, daß er euch lehrte, euch auf den Wunsch zu konzentrieren, andere Menschen solle ein Unheil treffen, oder?«

»Nein, er meinte natürlich nur die guten Dinge. Aber wenn es bei den guten Dingen klappt, warum dann nicht auch bei den schlechten? Ich denke zum Beispiel an ein Feuer oder einen Einbruch. Oder vielleicht brechen Rowdys bei ihm ein und schlagen alles kurz und klein. Aber auch seine Frau könnte ihn doch verlassen?«

»Damit ist kaum zu rechnen. Sie schaut recht sanft und bescheiden aus. Alle sagen, sie werde von ihm unterdrückt.«

»Dann muß sie sich auflehnen«, meinte Tony lebhaft. »Vielleicht können wir etwas Ärger machen, indem wir Gerüchte verbreiten, daß er mit einer Kundin ein Verhältnis hat.«

»Laß das nur nicht Tantchen hören. Sie ist sehr gottergeben und dem Gesetz absolut treu.«

»Trotzdem ist sie ein Schatz. Ach, ich mag die Leute hier.«

Und die meisten dieser Leute mochten auch Tony sehr gern. Natürlich gab es hier und da Kritik. Cecily Harper aber, die Schwester von Mrs. Carter, sah in Tony eine Rivalin. Sie war viel zu hübsch und ungehemmt, als daß Tony ihr hätte beikommen können, aber gerade über den Standpunkt von Cecily war ich doch sehr enttäuscht. Sie war eine der wenigen jungen Frauen in der Gegend, sie würde einen Nachbarn heiraten, und ich hatte damit gerechnet, Cecily und Tony würden Freunde werden.

Eine Kirchenversammlung und der anschließende Tanz im Gemeindehaus boten die Gelegenheit für Tonys ersten öffentlichen Auftritt. Als sie auf dem Schwarzen Brett, draußen vor dem Laden, die Ankündigung von diesem Ereignis las, war sie sehr aufgeregt. Trotz der Proteste unserer Männer entschieden wir uns dafür, vollzählig zu erscheinen.

»Tony soll auch einmal eine Freude haben. Außerdem ist sie kaum jemals tanzen gewesen. Im Internat natürlich schon, aber während ihrer Ferien nur sehr, sehr selten. Es wird langsam Zeit, daß sie andere junge Leute kennenlernt und sich ein bißchen amüsiert. Sie war viel zu lange in einem Internat eingesperrt.«

Nur selten gingen wir alle aus dem Haus, aber bei solchen seltenen Gelegenheiten bestand der Colonel darauf, sich gemeinsam mit Mrs. Evans der Kinder aller Familien anzunehmen. Alle sechs wurden bei Anne abgeladen, und auf dem Heimweg holten wir sie wieder aus den Betten zu uns. Unseren Babysittern fiel das gewiß nicht ganz leicht, aber der Colonel war direkt beleidigt, als ich mir einmal erlaubte, mich in dieser Richtung zu äußern. »Unsinn, mein liebes Kind. Ihr müßt einfach ab und zu mal ausgehen, obwohl ich nicht ganz verstehe, wie man an diesen Dorffesten Gefallen finden kann. Aber ich glaube, sie bringen etwas Abwechslung in das eintönige Landleben.«

»Aber sechs Kinder! Wachsen die Ihnen niemals über den Kopf?«

»Über den Kopf? Mir scheint, Susan, du hast ganz vergessen, daß es meine Spezialität ist, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Ich darf dir versichern, daß wir nie die geringsten Schwierigkeiten hatten. Es ist immer sehr nett und friedlich, wenn die Kleinen hier sind. Mach dich also von solchen komischen Gedanken bitte frei. Die Kinder machen doch Freude.«

Ich glaube, er war von jedem einzelnen seiner Worte felsenfest überzeugt. Wir wußten nie so genau, was während solcher Nachtsitzungen eigentlich passierte, aber die Disziplinarmaßnahmen des Colonel konnten nie besonders hart gewesen sein. Denn immer, wenn wir die Kinder abholten, fanden wir sie friedlich schlafend in den Betten vor, und am nächsten Morgen war immer die erste Frage der Kleinen, wann sie wieder einmal zum Colonel dürften.

Die Kleider, die bei solchen Festen getragen wurden, waren sehr unterschiedlich. Die meisten Frauen und Mädchen trugen kurze Kleider, Cocktailkleider oder Sommerfähnchen. Ich muß aber gestehen, daß ich doch etwas enttäuscht war, daß Tony nur ein einziges, weißes Kleid aus Sydney mitgebracht hatte, und zwar die Sorte von Kleid, die in der Schulvorschrift mit »einfaches, weißes Kleid, auch für abends geeignet« bezeichnet wurde. Es sah aus, als habe es mehrere Jahre Schuleinsatz hinter sich und sei reif dafür, einer kleineren Schwester überlassen zu werden.

Ein wenig mißmutig sagte sie: »Schönen Dank fürs Aufbügeln, aber ist das nicht ein dämliches, altes Kleid? Ich habe es zwei Jahre lang im Internat getragen und bin froh, daß ich inzwischen nicht zugenommen habe. Mutter sagte mir seinerzeit, wenn ich mit Tanzstunden anfangen würde, würde sie mir ein paar hübsche Sachen kaufen.«

»Und hast du Tanzstunden genommen?«

»Ab und zu einmal, während der Ferien, aber nicht sehr oft. Natürlich wurden auch im Internat Tanzabende veranstaltet. Nicht weit entfernt von unserer Schule war ein Jungen-Internat, und wir taten uns zusammen. Aber die meisten der wirklich netten Jungen haßten diese Abende und versteckten sich in den Ankleideräumen oder gaben vor, krank zu sein. Mutter sagte,

sie würde an meinem achtzehnten Geburtstag einen Tanzabend geben, aber wahrscheinlich hätte sie das doch vergessen.«

Darauf ich: »Nächste Woche fahren wir in die Stadt und besorgen einen schönen Stoff. Der Sommerschlußverkauf hat begonnen, und ich nähe Kleider ganz ordentlich. Es blieb mir auch nichts anderes übrig, denn Larry macht überhaupt nichts selbst. Sie kommt hierher und kocht und macht mir den Haushalt, während ich ihr ihre Kleider nähe. Ganz gute Lösung übrigens.«

Nachdenklich meinte Tony: »Wie schön, daß ihr beide euch so prächtig ergänzt. Und auch Anne gehört doch dazu. Das wäre entschieden anders, wenn Sam und Tim Mädchen geheiratet hätten, die euch nicht gefallen.«

Die Tanzabende verliefen immer mehr oder weniger gleich, obwohl die Gegend allmählich wohlhabender geworden war. Sie finden immer noch in dem gleichen Saal statt, unter der gleichen Dekoration, die jeweils Weihnachten erneuert wird, aber nach einem Jahr dann doch ziemlich verstaubt ist. Die großen Hängelampen, die sonst die Luft verpesteten und dennoch ein angenehm warmes Licht verbreiteten, sind inzwischen durch eine elektrische Beleuchtung ersetzt worden, und an die Stelle von Micks Akkordeon ist eine Dreimann-Band getreten. Das Akkordeon schallte immer unberechenbarer, je mehr der Abend fortschritt. Und Mick lief immer öfter zur Theke hin, um dort dem Alkohol zu frönen.

Außer diesen kleinen Verbesserungen ist die Szene immer noch die gleiche. Die gleichen Kleider bei den Mädchen, einige Männer in Anzügen, andere sportlich gekleidet oder in Pull-overn und Kordhosen. Es gibt ein paar wirklich gute Tänzer, die sich mit solcher Hingabe bewegen, daß sie kaum ein Wort mit den anderen sprechen, sich ganz auf ihre tänzerischen Qualitäten konzentrieren und ihre Partnerin auf den nächstbesten Stuhl fallen lassen, sobald die Musik zu spielen aufhört. Dann gibt es noch solche, die laut über die Köpfe ihrer Partnerinnen hinweg singen, während sie sich emsig im Kreise drehen. Und nicht zu vergessen die Mädchen mit den verträumten Augen und den unglaublich modischen Schuhen. Natürlich kommen auch viele,



die rein aus Spaß tanzen und das Ganze nicht allzu ernst nehmen. Dazu die unvermeidliche Ansammlung von Männern an der Tür, als wollten sie jeden Moment die Flucht antreten. Sie rauchen, schwätzen, streiten und sind durchaus dazu fähig, ihre Frauen völlig über ein Thema wie eine Kreuzung von zwei Rassen zu vergessen, wenn sie vorher nicht energisch verwarnt worden sind. Die meisten unserer besten Tänzer waren Maoris, denen sowohl ein natürliches Gefühl für Rhythmus wie auch eine grazile Art sich zu bewegen angeboren ist. Rassenunterschiede gab es in unserem Saal einfach nicht. Die Mädchen, die aus reiner Freude tanzten, kümmerte es wenig, ob ihr Partner nun gerade Jim Carr, ein Mann mit einer großen Farm und einem entsprechenden Bankkonto, oder Honi Wetere, der gut aussehende, junge Maori war, der zweimal im Jahr zu uns kam, um unsere Schafe zu scheren. Da es sich um eine Veranstaltung der Kirche handelte, war auch Miss Adams gekommen. In ihrem maßgeschneiderten Seidenkleid sah sie sehr eindrucksvoll aus.

Ich sah, wie Mrs. Freeman leicht nervös und allein in einer Ecke stand, während ihr Mann eifrig auf die Männer an der Tür einredete. Die meisten beachteten ihn nicht, aber er war offensichtlich sehr daran interessiert, zu ihrem Kreis zu gehören. Um seine kleine, scheue Frau kümmerte er sich überhaupt nicht. Sobald aber Mrs. Freeman auftauchte, löste Tantchen sich von Tim und ging auf sie zu. Sie betreute Mrs. Freeman dann fast den ganzen Abend, stellte ihr unsere Männer vor, die sie Miss Adams zuliebe zum Tanzen aufforderten und schickte sie dann mit Barry Lusk zum Buffet.

Freeman schien nicht besonders gerne zu tanzen, aber als dann ein bei uns sehr beliebter Walzer gespielt wurde, machte er ein paar Drehungen mit Tony, die nicht gerade beglückt dreinschaute. Sie tanzte zwar sehr gut, aber doch noch etwas eckig, wie sie es in der Schule gelernt hatte. Vor allem hatte sie dort meistens mit Mädchen getanzt.

Heute abend waren ihre Wangen gerötet, und sie sah sehr hübsch aus. Das einfache, weiße Kleid störte überhaupt nicht, denn ihre roten Haare und die dunklen Augen waren auffallend genug, sie wirkten auch ohne jede farbliche Untermalung. Mir

fiel auf, daß Barry Lusk öfter mit ihr tanzte und daß den beiden selbst dann Cecily Augen folgten, wenn sie mit ihrem Kenneth tanzte. Das erinnerte mich wieder an Larrys Bemerkung, wonach Barry ein wenig zu gut aussah. Offensichtlich dachte auch Cecily so, und ich hatte den Eindruck, daß Kenneth Young das ganz und gar nicht gefiel.

Ken selbst war ein ausgezeichnete Tänzer, aber Cecily schien ihn mit großem Vergnügen an Tony abzutreten, um in den Armen des hübschen jungen Lehrers davonzuschweben. Und auf der Stelle fiel ihre Gleichgültigkeit von ihr ab, die vorher ihre Erscheinung so beeinträchtigt hatte — sie wirkte fröhlich und angeregt. Sie trug ein sehr schönes, weißes Kleid mit einer violetten Stola, und mit ihren dunklen Augen und Haaren wirkte sie einfach verwirrend.

Ich sah, wie Kenneth den beiden düster über Tonys Kopf weg nachstarrte, und ich merkte, daß dieser ruhige, eher schwerfällige Mann auch rasend eifersüchtig sein konnte. Man konnte nur hoffen, daß Cecily sich zusammennehmen und ihren Kopf nicht verlieren würde. Ich mochte sie gern und wünschte, sie würden sich in der Nähe unserer Farm niederlassen.

Tony amüsierte sich köstlich mit jedem ihrer Tanzpartner, aber mir fiel auf, daß sie dauernd zur Tür starrte. In einer Pause flüsterte sie mir zu: »Ich dachte, Mr. Craig würde kommen. Das Ganze findet doch für seine Kirche statt. Hoffentlich ist die alte Karre nicht irgendwo zusammengebrochen.«

Der Pfarrer erschien erst sehr spät und entschuldigte sich vielmals. Er war zu einem kranken Gemeindemitglied gerufen worden, das am äußersten Ende der Pfarrei wohnte. Tony unterbrach den Tanz und ging gemeinsam mit ihrem Partner auf Mr. Craig zu, um ihn zu begrüßen. Dann, ganz plötzlich, sah ich, daß sie bei ihm saß, anstatt weiterzutanzten. Sie unterhielten sich sehr angeregt, und sein vorher müdes, überanstrengtes Gesicht hellte sich zusehends auf. Ich aber blickte eher unruhig zu Tony herüber. Sie schien völlig in dem Gespräch mit dem Pfarrer aufzugehen und nicht die geringste Notiz von den jungen Männern zu nehmen, die ungeduldig darauf warteten, sie von dem Pfarrer wegzuzerren und zum Tanzen zu überreden.

Dann lächelte sie die wartenden Männer sehr freundlich an, schüttelte aber den Kopf und blieb an Norman Craigs Seite. Anscheinend fühlte sie sich dort absolut wohl und glücklich.

Ich meinte, das alles sei für den Pfarrer etwas peinlich. Schließlich war es seine Pflicht, sich unter die Leute zu mischen. Auch Larry schien so zu denken. Sie hat übrigens mehr Mut als ich. Wie im Spaß sagte sie: »Komm, Tony. Hilf mir bitte die Herde abfüttern. Du darfst nicht so lange mit Mr. Craig schwätzen. Er muß sich doch nach den vielen kranken Kindern und alternden Müttern erkundigen.«

Tony stand sofort auf und war bald Mittelpunkt einer Gruppe junger Männer, unter ihnen Barry Lusk. Ich sah, wie Cecily die beiden mißmutig beäugte, dann drehte sie sich weg und sagte etwas zu ihrem Nachbarn. Ich bin sicher, daß ihre Bemerkung nicht überhört werden sollte, aber plötzlich trat einen Augenblick lang eine merkwürdige Stille ein, die mitten im Gewirr von Stimmen auftreten kann, und man konnte Cecily Stimme schrecklich deutlich hören:

»Wie das Sonntagskleidchen eines Schulmädchens. Ich hatte einmal geglaubt, wir würden endlich einen Blick auf die Mode von Sydney werfen dürfen.«

Dann, ebenso plötzlich, begann alles wieder zu reden.

Es war ein sehr peinlicher Augenblick gewesen, und Cecily wurde knallrot und sah ziemlich unglücklich aus. Tony tat mir sehr leid, aber dieses Mitleid hätte ich mir sparen können, denn sie zeigte sich überhaupt nicht beeindruckt. Sie wandte sich Cecily zu und meinte mit einem freundlichen Lachen: »Wie recht du hast. Das ist dieses schreckliche, alte Schulkleid. Hast du so eins auch mal gehabt?«

Natürlich erkannte sie nicht sofort, daß dies die erschöpfendste, schlagfertigste Äußerung war, die sie machen konnte. Denn wir alle wußten, daß Cecily Harper nicht etwa ein vornehmes Internat, sondern eine gewöhnliche höhere Schule besucht hatte, die zwar ausgezeichnet war, aber keinen großen Namen hatte. Cecily stotterte vor sich hin, aber Tony fuhr unbekümmert fort: »Na ja, du hattest eben Glück. Ich hasse diesen alten Fetzen, aber macht ja nichts. Susan wird mir ein neues Kleid schnei-

dern, und dann zeigen wir dir, wie die Mode in Sydney aussieht.«

Perfekt abgekanzelt. Und um so wirksamer, weil unbeabsichtigt und unbewußt. Es überraschte mich überhaupt nicht, daß Cecily bleich wurde. Sie war sich selbst nicht mehr gut, als Barry Lusk sich bei Tony einhakte und sagte: »Das ist kein alter Fetzen. Das ist ein sehr nettes Kleid. Aber komm mit. Hier drinnen haben wir schon genug Zeit verschwendet. Die sollen endlich etwas Musik machen.«

Während dieses kleinen Zwischenfalls schaute ich zufällig zu Norman Craig hinüber, der bei Cecilys häßlicher Bemerkung die Stirn runzelte. Er bewegte sich instinktiv auf Tony zu, so, als wolle er sie beschützen. Aber er hielt sich dann doch zurück und lächelte, als er Tonys schlagfertige Antwort hörte. In diesem Lächeln lag eine gewisse Zärtlichkeit und Zuneigung.

Sobald sie ihren verschiedenen Partnern entkommen war, eilte sie wieder zu ihm und meinte: »Es ist heiß hier drinnen. Ich mag auch nicht mehr tanzen. Erzählen Sie mir doch bitte noch etwas mehr von der Marine. Ich möchte mich lieber unterhalten als tanzen.«

Und wieder hatte ich dieses unbehagliche Gefühl. Tony war sonst verrückt aufs Tanzen. Die jungen Männer rissen sich um sie. Es war unnatürlich, daß sie sich hinsetzte und mit einem Mann plauderte, der in ihren Augen zu dem guten Mittelalter zählen mußte. Dazu kam, daß sie ruhig und aufmerksam zuhörte.

Ich forderte Paul auf: »Geh und versuch, Tony zum Tanzen aufzufordern. Sie kann doch unseren Pfarrer nicht ganz für sich mit Beschlag belegen. Der sollte sich doch mit allen unterhalten. Geh und rette ihn«, und genau das tat mein Mann sehr gründlich, obwohl ich aus Tonys Gesicht ablesen konnte, daß sie die Onkels für eine sehr blöde und störende Einrichtung hielt. Dennoch folgte sie Paul, lächelte aber vorher den Pfarrer noch an: »Alles so interessant, aber Sie sind eine zu wichtige Persönlichkeit, als daß Sie hier sitzen und sich mit mir unterhalten könnten. Um Gottes willen. Noch ein Walzer. Bring mich bloß aus der Nähe dieses schrecklichen Freeman weg, Paul. Paul, meinst du, Craig könnte trotz des Beins tanzen?«

Ich mußte an die instinktive Bewegung Craigs denken, als Tony sich gegen Cecilys Spitzfindigkeiten wehrte. Ich hatte das Gefühl, daß Tony leicht einen falschen Weg einschlagen könnte. Norman Craig war mehr als zwanzig Jahre älter als sie, und es wäre eine Katastrophe, wenn das Mädchen Ritterlichkeit mit etwas anderem, wesentlich Ernsterem verwechseln würde. Der Pfarrer mochte Tony gern. Wenn er sie öfter sehen würde, könnte er sogar mehr für sie empfinden. Würde sie reif genug sein, Freundschaft von Liebe zu unterscheiden?

Der Abend endete gegen ein Uhr mit der englischen Nationalhymne. Ich war sehr müde, und auch Paul gähnte verschiedentlich versteckt hinter der Hand. Mr. Craig sah bleich und überanstrengt aus, aber Tony strahlte und lief noch einmal zu ihm hin, um sich von ihm zu verabschieden. »Und auf jeden Fall müssen Sie uns bald besuchen und uns mehr von diesen großen Reisen erzählen. Paul sagt, wir könnten dann auch gemeinsam ausreiten.«

Er lächelte sie an und meinte: »Das wäre sehr schön!« Aber er versprach nicht, zu kommen, und wandte sich einem Dutzend anderer Leute zu, um sich von ihnen mit der gleichen offeneren Freundlichkeit zu verabschieden.

Natürlich war Larry nichts verborgengeblieben, aber ihr einziger Kommentar war: »Welch ein Glück. Dieses Kind darf nicht noch einmal verletzt und gekränkt werden. Wir müssen etwas unternehmen, Susan.«

Aber als ich mich dann noch einmal an den Gesichtsausdruck Tonys erinnerte, während sie Norman Craigs Worten lauschte, da hatte ich plötzlich das Gefühl, daß Larry etwas unternehmen wollte, das auch ihre erheblichen Kräfte überfordern könnte.



Unsere Männer hatten Larry und mich schon oft des ebenso wenig ansprechenden wie verderblichen Hobbys der Stiftung von Ehen beschuldigt. Aber diesmal wollten wir genau das Gegenteil erreichen. Wir waren fest entschlossen, Tony die Möglichkeit zu nehmen, Norman Craig zu treffen oder in der Vorstellung zu schwelgen, einen Mann zu lieben, der bestimmt nicht die Absicht hatte, ein junges Mädchen zu heiraten, wenn er überhaupt Gedanken in dieser Richtung hegte.

Ärgerlich sagte Larry: »Es gibt einen Haufen von Männern in unserer Gegend, die alles das haben, was ein Mann haben muß. Jung, gutausehend, gesund und bereit, sich in ein hübsches Mädchen zu verlieben. Was, um Himmels willen, findet sie bloß an diesem Mr. Craig?«

»Er ist mutig, freundlich und sehr aufrichtig. Außerdem ist er anders. Sie macht sich aus den anderen einfach deshalb nichts, weil sie alles haben. Wenn doch Barry, Jim Carr oder Peter Anstruther etwas zustoßen würde, nichts Schreckliches natürlich und nur ganz vorübergehend, dann würde Tony sich auch für sie interessieren. Tony gehört zu den Mädchen, die einen Mann bemuttern möchten.«

»Idiotisch in ihrem Alter. Und wenn sie das schon möchte, warum verliebt sie sich dann nicht in einen Jungen, anstatt in einen Pfarrer, der in den besten Jahren ist.« Larry seufzte tief und fuhr dann fort: »Unser Glück, andere Menschen ein wenig zu lenken, scheint uns ganz verlassen zu haben. Auch die Sache zwischen Julian und Alison scheint steckenzubleiben. Die kommen auch nicht zum Ziel. Es macht mich allmählich krank, zu sehen, wie Alison anständig ist und sich selbst aufopfert. Mrs. Anstruther ist vollkommen in Ordnung. Denn seit ihr Mann nicht mehr da ist und sie ständig bedauert, hat sie sich ganz schön hochgerappelt. Diese Kränkelei ist reiner Unsinn.«

Diese harten Worte schockierten mich. Wir hatten uns alle daran gewöhnt, Patricia Anstruther als eine kränkliche, anfällige Treibhauspflanze zu sehen. Aber als ich dann alles wirklich einmal überdachte, kam ich zu dem Schluß, Larry könnte eigent-

lich recht haben. Mrs. Anstruther war mit einem zärtlichen und aufmerksamen Mann verheiratet gewesen, und als er plötzlich starb, waren wir alle bestürzt und überrascht gewesen. Und laut meinem unfreundlichen Mann war Mrs. Anstruther ausgesprochen gekränkt. »Der alte Mann hat ihr die Schau gestohlen und ist gestorben, obwohl sie doch für sich in Anspruch nahm, die entschieden Kränkere zu sein«, hatte er gesagt.

Auch schon vor seinem Tode war Alison von ihrer Mutter schlimm genug verklavt gewesen. Und als das dann noch pasierte, da war die Versklavung perfekt, denn wenn Alison schon vorher nicht von zu Hause weg konnte, dann bestimmt nicht, nachdem ihr Vater gestorben war. Mrs. Anstruther hatte sehr an ihrem Mann gehangen und war sehr abhängig von ihm. Jetzt aber, da sie sich mehr denn je auf sich selbst verlassen mußte, während Alison sehr stark beschäftigt war und ihr Sohn die Farm bewirtschaftete, rappelte sich Patricia wirklich langsam hoch, wie Paul es nannte.

Selbst jetzt war sie noch eine sehr schöne Frau. Alison, schlank, mit goldglänzendem Haar und würdevoll zurückhaltend, war sehr anziehend, aber ihre Mutter muß in dem gleichen Alter eine ausgesprochene Schönheit gewesen sein. Sie war groß und schlank, wie ihre Tochter. Das reiche Haar lag locker geflochten und leuchtend weiß um ihren Kopf. Sie hatte große, traurige, blaue Augen und eine sehr ansprechbare Art.

Larry sagte: »Ich habe den Eindruck, sie hat in letzter Zeit einen suchenden Blick. Sie hat ein Jahr lang wunderbar getrauert, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie ein Auge auf den Colonel geworfen hätte.«

Diese Vorstellung war so verrückt, daß wir beide laut lachen mußten. Der Colonel war der perfekte und eingeschworene Witwer, der seine Erinnerung an die junge Frau pflegte, die er so früh verloren hatte, wie auch die an den einen Sohn, der im Kriege gefallen war. Seine ganze Liebe galt heute Anne und deren Kindern. Eine planende Witwe würde kaum eine echte Chance haben.

Das sagte ich auch, und Larry mußte mir recht geben. »Na ja, da bleibt eigentlich nur noch Mr. Taylor übrig«, setzte sie an,

hielt dann aber ein, um sich Doris Taylors sanftmütigen, lammfrommen Vater vorzustellen, der immer darauf bedacht war, jedem zu gefallen und das »h« nie ganz sicher aussprechen konnte. Und der Mann in Verbindung mit der eleganten Patricia Anstruther. Er mußte gestrichen werden, und Larry war darüber so böse, daß sie sagte: »Es ist direkt eine Schande, daß Onkel Richard mit seiner Lydia so glücklich ist. Aber nein. Selbst wenn man Alison befreien und so auch Julian glücklich machen könnte, würde ich Onkel Richard diesem höflichen Bulldozer nicht zum Fraß vorwerfen.«

Diese Bezeichnung für Mrs. Anstruther stammte von Sam. Sie hatte eine so leise Stimme, so makellos und sanft und süß, daß man sich einfach die Rücksichtslosigkeit nicht vorstellen konnte, mit der jeder Widerstand niedergemäht wurde. All das tat sie mit dem freundlichen, Abbitte leistenden, sehnsuchtsvollen Lächeln, und sie erreichte unweigerlich, was sie wollte. Ich wunderte mich gar nicht, daß Larry sich schämte, an sie auch nur für eine Minute als einen passenden Ersatz für Lydia gedacht zu haben.

Widerwillig trennte sie sich von dem Thema Julian und dessen Liebesgeschichte und meinte: »Susan, du siehst schrecklich müde aus. Die Erkältung scheinst du nie mehr loszuwerden. Dieses heiße Wetter und die ganze Einmacherei werfen dich immer wieder um.«

»Ach, in diesem Jahr war alles dank Tonys Hilfe doch wesentlich einfacher, aber ich kann diese Hitze einfach nicht ertragen.«

»Na ja, ich will mal offen reden. Da ist eine Verschwörung im Gang mit dem Ziel, uns beide gemeinsam für ein Wochenende auszuquartieren.«

»Ich habe nicht den geringsten Wunsch, wegzugehen, und könnte das auch gar nicht, selbst wenn ich wollte.«

»O doch, du kannst schon. Tony kann für ein paar Tage den Haushalt alleine führen. Sie hat das gemeinsam mit Paul ausgeheckt, und beide haben mich gebeten, dich mit dem Plan vertraut zu machen und zu überreden. Sag doch ja, Susan, ich möchte so gerne ein paar Tage weg von hier.«

Voller Zweifel meinte ich: »Aber wohin soll die Reise denn eigentlich gehen? Überall entlang der Küste ist es genauso heiß wie hier.«

»Schon, aber nicht am See. Er liegt sehr hoch in der Nähe schneebedeckter Berge, und man kann dort auch baden. Das ist genau der richtige Ort für überarbeitete Farmersfrauen. Die Anstruthers haben dort schon immer einen Bungalow gehabt, sie benutzen ihn nur fast nie. Das Haus ist vermietet. Aber zufällig sind die letzten Mieter gerade ausgezogen, und die neuen Mieter werden erst in ungefähr vierzehn Tagen erwartet. Tony erwähnte vor ein paar Tagen, du seist ziemlich abgespannt, und Alison schlug sofort vor, wir sollten uns dort vierzehn Tage lang erholen. Natürlich sagte ich sofort, das sei völlig ausgeschlossen, aber wie wäre es mit einem verlängerten Wochenende? Ach, Susan, warum eigentlich nicht?«

»Es wäre aber kaum fair, Tony mit dem ganzen Haushalt allein zu lassen. Und wer würde sich um deine Kinder kümmern?«

Im gleichen Augenblick kam Tony dazu. Sie war draußen gewesen, um die Post zu holen, hatte aber die letzten Worte unseres Gespräches noch aufgefangen. Sie sagte: »Susan, bitte nimm an. Mir würde es Spaß machen, für Paul und die Kinder zu sorgen. Genauso wie für die Kinder von Larry, denn vier sind leichter zu betreuen als zwei.«

Auch Paul kam jetzt herein und stimmte in den allgemeinen Chor ein, dem Gedanken zu huldigen, sich für vier Tage von seiner Frau zu trennen. »Das wird dir guttun. Du siehst richtig ausgelaugt aus. Das fällt inzwischen jedem hier auf«, eine sehr nette Meinung, die darauf zielte, meine Laune zu heben.

Auch Anne war an dieser Verschwörung beteiligt und meinte, die Kinder müßten unbedingt einen Tag bei ihr verbringen, und an einem zweiten Tag würde der Colonel ein erstklassiges Picknick für die ganze Bande veranstalten. »Du siehst also, Susan — Tony wird durchaus nicht die ganze Last zu tragen haben. Bitte, mach die kleine Reise. Es wäre doch Wahnsinn, wenn du dich vor dem Winter noch völlig ausgeben würdest.«

Sehr wohlwollend gab sich Mrs. Anstruther. »Ich möchte doch

annehmen, daß ihr beiden Lieben Gefallen an diesem netten, kleinen Bungalow finden werdet.«

Das Schlußwort sprach dann Larry. »Susan, wir reisen für vier Tage dorthin. Es wird wieder so sein wie damals, als du noch deine Rundfunksendungen machtest und wir beide jung und ausgelassen waren.« Noch immer verflog meine düstere Stimmung nicht, und ich erklärte, ich sehe einfach keine Verbindung zwischen den aufreibenden Rundfunksendungen in der Stadt und einem langen Wochenende in einem Kurort. Larry meinte dazu nur, das würde sich sehr schnell ändern, wenn ich erst einmal von meinem Mann und meinen Kindern weg sei. Ob ich nicht endlich meine Einwände fallenlassen würde?

Ein aufregender Gedanke, vier ganze Tage lang völlig sorglos und ohne die Kinder mit Larry zu verbringen. Die erste Frage war natürlich, welchen Wagen wir nehmen würden. Larry sagte: »Zwar sieht unser Auto schlimmer aus als eures, aber ich glaube, es ist vielleicht das zuverlässigere. Es läßt sich meist ohne Schwierigkeit starten. Der Anlasser funktioniert meistens, wenn ich nicht gerade vergesse, abends den Motor zuzudecken.«

Traurig mußte ich Larry recht geben, denn nur der Tatsache, daß unser Haus auf einem Hügel stand, verdankten wir, daß unser Auto überhaupt noch in Gang zu bringen war.

Dieses Thema mußte ich sehr taktvoll angehen, denn unser altes Auto ist eine von Pauls wunden Stellen. Er wollte schon einmal ein neues Auto kaufen, aber ein Buschfeuer hatte schwere Schäden auf unserer Farm angerichtet, Zäune und auch Vorräte waren ihm zum Opfer gefallen, und diese Katastrophe hatte uns weit zurückgeworfen. Das alles hatte Paul mehr getroffen als mich. Es blieb uns nichts weiter übrig, als sich mit dem Gedanken zu trösten, daß die neuesten Modelle ordinär und protzig seien und daß die älteren Jahrgänge viel mehr Spaß machten. Das stimmte zwar genau, nur daß der Spaß mehr auf seiten der Zuschauer als auf unserer Seite war.

Ich meinte dann: »Wir lassen dir das Auto lieber hier, schließlich hast du die ganzen Kinder bei dir. Wir nehmen Sams Wagen, schließlich ist er allein und wird den Wagen während der vier Tage wohl kaum dringend brauchen.«



An einem herrlichen Spätsommertag traten wir unsere Reise an. Da eine Strecke von zweihundert Meilen vor uns lag, nahmen wir Proviant mit und wollten dann irgendwo unterwegs eine kleine Pause einlegen. Larry meinte: »Wir werden gegen vier Uhr am Ziel sein. Das ist ganz praktisch, dann können wir uns etwas umsehen, bevor es dunkel wird.«

Später meinte sie, daß man eine solche Bemerkung nicht in Hörweite eines alten, verschlagenen Autos machen sollte, obwohl ich nicht einsehen konnte, wieso der Wagen für die folgenden Ereignisse verantwortlich zu machen war.

Wir hatten gerade zehn Meilen hinter uns, als ich glaubte, einen Brandgeruch wahrzunehmen, und machte Larry darauf aufmerksam. Sie war prächtig gelaunt und meinte, über solche Dinge sollten wir uns nicht den Kopf zerbrechen.

Der Gestank nahm zu, und voller Entsetzen konnte ich beobachten, wie aus den Seiten der Motorhaube kleine Brandwölkchen aufstiegen. Im gleichen Augenblick bemerkte auch Larry den Qualm und fuhr den Wagen mit einem gräßlichen Satz an den Straßenrand. Sie schrie: »Diese Säcke. Ich wußte, eines Tages würde mir . . .« Sie sprang aus dem Wagen und riß die Kühlerhaube mit einer blitzschnellen Bewegung hoch.

Sofort fachte die Luft die Flammen an, die bis dahin nur geschwelt hatten. Mit unvorstellbarem Mut schnappte Larry sich einen der brennenden Säcke und schmiß ihn mitten auf die Straße. Etwas zimperlicher riß ich die anderen Säcke heraus, und sie alle vereinten sich mitten auf der Straße zu einem lustigen Feuerchen, sehr zum Verdruß einer Frau am Steuer eines brandneuen, eleganten Wagens, die diesem kleinen Inferno ausweichen mußte.

Angespannt starrte Larry auf den Motor. »Susan, glaubst du, daß irgendein wichtiges Teil verbrannt ist?«

»Na ja, die Säcke haben ja ganz schön gebrannt!«

»Nein, ich meine, irgendein lebenswichtiges Teil, mitten im Motor oder so. Er scheint eigentlich in Ordnung zu sein.«

Da in Wirklichkeit weder sie noch ich wußten, wie ein einwandfreier Motor aussah, hatte das Ganze nicht allzuviel Bedeutung. Aber voller Hoffnung meinte ich dann: »Wir haben

wahrscheinlich im letzten Moment größeres Unheil vermeiden können. Aber Larry, deckst du den Motor immer mit leeren Säcken zu?»

»Ja, seitdem er so anfällig und empfindlich ist. Aber bis heute habe ich noch nie vergessen, sie vorher vom Motor wegzunehmen.«

Nach dieser erheiternden Ermahnung versuchte Larry, den Anlasser zu betätigen, und ich hielt den Atem an. Und sofort kam Leben in das Auto, und selbstgefällig meinte Larry, während sie auf die Kupplung trat: »Schließlich haben die wirklich alten Autos doch eine Menge für sich. Sie können einiges vertragen. Das Theater hat dem Wagen überhaupt nicht geschadet. Vielleicht sogar ganz gut, daß der Motor auf diese Art aufgewärmt wurde. So ähnlich, wie wenn die Iren unter störrischen Pferden kleine Papierfeuerchen anzünden!« Etwas zurückhaltender meinte ich dann, wir würden sehen. Im übrigen sollte Larry alles aus der Kiste herausholen, was drin steckte, solange der Wagen noch lief. Denn plötzlich war ich völlig gefangen von der Aussicht auf vier Tage der Erholung und Entspannung. Ich wollte auf jeden Fall den See erreichen, ganz gleich, ob dabei Sams Auto abbrennen würde.

Bösartig und verschlagen wartete der Wagen mit der nächsten Überraschung, bis wir Te Rimu hinter uns gelassen hatten und uns auf einer verlassenem Schotterstraße befanden. Bis dahin hatte er kein weiteres schlechtes Zeichen von sich gegeben. Plötzlich schnaufte er laut auf, machte einen Riesensatz nach vorn und stand still. Ich war aus meinem Sitz heraus gegen die Windschutzscheibe geschleudert worden und versuchte, mich wieder einzusetzen, während ich mich nach Prellungen abtastete. Larry sagte ziemlich trocken: »Ein Glück, daß du so dichtes Haar hast. Du kannst dich doch unmöglich verletzt haben. Eigentlich zählt nur, daß dieses Biest stehenbleibt und abstirbt, und das meilenweit von jedem Haus oder Ort entfernt.«

Sie betätigte den Anlasser, und wir waren sehr erleichtert, daß der Motor reagierte. Wenig klug bemerkte ich: »Ich glaube, das war nicht so schlimm. Wenn es an dem kleinen Brand gelegen hätte, dann wäre der Motor schon früher stehengeblieben. Viel-

leicht bist du zu schnell durch ein Schlagloch gefahren.« Im gleichen Moment flog ich erneut gegen die Scheibe, und der Wagen wiederholte seine außerordentliche Vorstellung. Er rollte ein paar Meter weiter, schien sich dann für einen Augenblick aufzubäumen wie ein Vollbluthengst und versank in die bereits bekannte völlige Apathie.

Larry fragte mich kalt, welches Schlagloch, meiner Meinung nach, diesmal die Ursache gewesen sei, und stieg aus, um die Kühlerhaube zu öffnen. Die reinste Farce, und ich fragte mich oft, wen Larry mit dieser Geste täuschen will: sich selbst, ihre Begleitung oder das Auto. Ungeschickt zog sie an einigen Drähten herum, nahm dann unglücklicherweise auch noch einen Schraubenzieher zur Hand und klopfte auf einigen Teilen herum und sprang plötzlich mit einem Schrei hoch. Dann versuchte sie sich am Anlasser. Nichts rührte sich, und hilflos stand sie auf der Straße und starrte den Wagen an, als könne sie ihn hypnotisieren und dann wieder in Gang bringen.

Aber früher oder später, wie immer, wenn eine hübsche Frau hilflos auf einer verlassenen Landstraße gestrandet ist, näherte sich eines jener unglücklichen, männlichen Wesen. Schon bald hörte ich das Motorengeräusch eines Wagens, der schnell näher kam. Ich betete, der Fahrer möge ein Mann sein, so in den besten Jahren und empfänglich für den Anblick einer ebenso schönen wie hilflosen Frau.

Mein Gebet wurde erhört. Ein netter, älterer Herr fuhr an den Straßenrand heran und fragte, ob er uns behilflich sein könne. Überschwenglich nahm Larry das Angebot an und erzählte von dem Pech mit den brennenden Säcken so übertrieben dramatisch, daß unser Samariter mehr und mehr beunruhigt schien. Ich sah, wie er Larry verschiedentlich nervös von oben bis unten musterte, und zweimal fiel ihm der Schraubenschlüssel aus der Hand.

Dennoch stürzte er sich auf den Motor, machte irgend etwas mit den Zündkerzen und schloß mit fachmännischer Sicherheit den Vergaser an. Dann endlich meinte er, jetzt sei wieder alles in Ordnung. Er gab uns jedoch den Rat, die nächste Reparaturwerkstatt aufzusuchen, an der wir vorbeikämen. In diesem

Augenblick holte Larry die Thermosflasche heraus und forderte den Mann auf, gemeinsam mit uns einen Schluck Kaffee zu trinken. Er genierte sich etwas, den Kaffeebecher anzunehmen, und hätte gern abgelehnt. Aber Larry bestand in ihrer direkten Art auf ihrem Angebot, und er trank den Kaffee widerwillig und hastig. Dann sagte er, die nächste Meile würde er hinter uns herfahren. Wenn wir diese erste Meile schaffen würden, dann brauchten wir uns keine Sorgen mehr zu machen. Sogar Larry war verwundert über die Eile, mit der dieser Mann uns loswerden wollte.

Meiner Meinung nach sind alle Verbrennungsmotoren die reinsten Hochstapler. Das Auto verhielt sich während der ganzen Testmeile hinweg einfach vorbildlich, und Larry fuhr an den ungepflasterten Straßenrand heran, um unserem Retter zuzuwinken. Er raste wie um sein Leben davon, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzuwerfen. Offensichtlich hatte er das Gefühl, er sei noch einmal davongekommen. Mit einem häßlichen Ruck setzte Larry dann zur Weiterfahrt an.

Und wahrscheinlich war es genau dieser Ruck, der unser Auto ebenso wie unseren Retter zu der Einsicht brachte, nunmehr endgültig nicht mehr mitzumachen. Auf der Stelle begann das gleiche Spiel wie vorhin, das sich in einer Reihe von Sprüngen fortsetzte. Dann keuchte der Wagen schwer, so, als sei er völlig erschöpft.

»Du lieber Himmel«, rief Larry, »ein Herzanfall. Hilft alles nichts, wir müssen vorwärts.«

Auf diese Art bewegten wir uns also vorwärts. Larry drückte das Gaspedal bis zum Boden durch, und vor allem über Unebenheiten schwebten wir praktisch hinweg. Schnaubend bewegte sich der Wagen auf einen Hügel zu. Inzwischen war von unserem edlen Ritter nichts mehr zu sehen, außer einer riesigen Staubwolke.

Aber der Wagen lief weiter. Der Motor dröhnte, stöhnte, heulte und flehte, gab aber seinen Geist nicht auf. Ich lehnte an der Wagentür und dachte daran, wie sehr mich Paul und die Kinder wohl vermissen würden. Und als ich einmal kurz zu Larry hinüberblickte, starrte sie entschlossen vor sich hin.

Dieser Anblick wirkte ernüchternd auf mich. Eine Lage, in der Larry nicht mehr lachen kann, muß wirklich verzweifelt sein. Dann hörte ich, wie sie vor sich hin knurrte: »Wir werden ans Ziel kommen, und wenn der Wagen in die Luft fliegt. Auch wenn der Motor den ganzen Weg dorthin vor Schmerzen brüllt, wir fahren weiter!« Ganz sicher hatte auch sie das Ferienfieber gepackt.

Schließlich erreichten wir ein kleines Dorf mit einer Reparaturwerkstatt. Mit kreischenden Bremsen und einem letzten, flehentlichen Schluchzen fuhren wir vor. Aus der Werkstatt stürzte ein junger Maori, der offensichtlich über die schrecklichen Geräusche entsetzt war, uns aber dennoch freundlich und mit einem Lächeln willkommen hieß. »Wohl nicht alles in Ordnung, was?«, und auf der Stelle fühlten wir uns beruhigt und lächelten über diese typische Untertreibung. Es war einfach herrlich, diesem Mechaniker alles Weitere überlassen zu können. Zum Glück hatte er gerade nicht viel zu tun und konnte sofort an die Arbeit gehen. Trotzdem meinte er, die Reparatur würde einige Zeit in Anspruch nehmen. »Aber warum gehen Sie nicht etwas spazieren, machen ein kleines Picknick und sehen sich unsere schönen Wasserfälle an?«

Nur zu gerne willigten wir ein, und Larry meinte, auch dieser Zwangsaufenthalt sei letzten Endes ein Teil unserer kurzen Ferien. »Noch heute abend werden wir den See erreichen. Und was ist da schon für ein Unterschied, ob wir den Nachmittag an den Wasserfällen oder am See verbringen?«

Diese Einstellung war absolut richtig, und die Stunden verrannen erholsam und nett. Gegen drei Uhr war der Wagen wieder startbereit. Als wir eine erstaunlich niedrige Rechnung bezahlt und unserem Freund unsere Adresse hinterlassen hatten – »sollten Sie mal bei uns vorbeikommen . . .« –, bestiegen wir glücklich unser altes Auto, um es mit den letzten hundert Meilen aufzunehmen. Rangi hatte uns dringend angeraten, langsam zu fahren. »Es ist ziemlich alt und müde«, hatte er gesagt, und wir befolgten strikt seinen Rat: Es schien, als habe er dem Motor ein neues Herz geschenkt, und langsam, aber glücklich und zufrieden rollten wir dahin.



Als wir den See erreichten, war es fast schon dunkel. Aus vollem Herzen stimmte ich Larry zu, die sagte: »Komm, wir essen in diesem Restaurant. Es wäre Blödsinn, jetzt noch zu versuchen, in diesem uns fremden Haus etwas zu finden.«

Ich nickte zustimmend, während ich an die dringende Ermahnung Pauls beim Abschied dachte: »Also, um Himmels willen, freue dich und leiste dir selbst etwas.«

Und genau das taten wir dann auch. Wir ergötzten uns an einem ebenso ungewöhnlichen wie ausgedehnten Abendessen, das mit einer Toheroa-Suppe begann und einer Eisbombe beschlossen wurde. Es war eine Art von festlicher Gelegenheit, an der vor allem Kinder ihren Spaß gehabt hätten und die deren Mütter eigentlich etwas fremd sein sollte. Aber die Ferienstimmung entfaltete sich voll und ganz, und wir genossen das Gefühl, endlich einmal Zeit für solche Dinge zu haben.

Gesättigt von einem angenehmen Abend, dem guten Essen und dem allgemeinen Glücksgefühl, völlig unabhängig zu sein, war es für uns eine große Erleichterung, daß der Wagen auf Anhieb startete. Während wir im Geiste unserem Freund, dem Maori, die besten Segenswünsche nachsandten, rollten wir langsam die Straße hinunter.

Larry sagte: »Ich kenne den Weg, obwohl es ziemlich dunkel ist. Alison hat mir den Weg aufgezeichnet. Ja, hier müssen wir abbiegen, und da vorne liegt auch schon der See, und siehst du die majestätischen Berge im Mondschein? Oh, Susan, ist das nicht einfach wunderbar? Und wir haben noch drei ganze Tage, bevor wir wieder nach Hause zurückkehren müssen. Diese gute Tony!«

Die Straßenlaternen standen weit auseinander, aber wir konnten dennoch die großen, alten Häuser erkennen, die uns Alison beschrieben hatte. Nur die Straße lag zwischen den Häusern und dem See. Larry sagte: »Es ist das neunte Haus, Susan. Zählst du bitte ab.« Ich rappelte mich aus meiner zufriedenen Lethargie hoch und begann zu zählen.

»Hier ist das Haus, und wie hübsch, nicht wahr?« sagte ich, denn selbst in dem dämmrigen Licht konnten wir das zweistöckige Haus mit den großen Fenstern erkennen, von denen aus

man den See und die Berge sehen konnte. Der Gedanke daran, aufzuwachen und aus einem dieser Fenster auf diese riesige Wasserfläche und die schneebedeckten Berggipfel zu schauen, war einfach berauschend.

Die Häuser waren alle dunkel, und alles schien bereits zu Bett zu sein. Leise stiegen wir aus und schlossen die Türen. Larry hatte den Hausschlüssel in ihrer Handtasche, aber sie schien nicht zurechtzukommen. Dann versuchte sie, die Haustüre zu öffnen, und meinte: »Ich schlafe ja schon halb. Die Türe ist offen, und ich habe das gar nicht gemerkt.« Wir nahmen unsere Koffer und betraten das Haus. Es war genauso, wie Alison erzählt hatte. Ein Korridor, mit einem Wohnzimmer auf der einen und einem Schlafzimmer auf der anderen Seite. In dem Schlafzimmer standen zwei Betten. Lediglich der Sicherungskasten war ein wenig schwer zu finden. Schließlich brauchten wir doch Licht. Nach Alison sollte er im Korridor sein. Wir hatten nur eine Kerze, und es war ziemlich düster. Aber Larry schaute zunächst in dem Korridor, dann in der dahinterliegenden Küche und schließlich auf der Veranda nach, hatte aber kein Glück.

Sie meinte: »Ach, lassen wir das jetzt. Wir können uns auch an dem Spülbecken waschen, wenn das auch nicht gerade sehr schön ist. Meine Bettwäsche liegt zuoberst in meinem Koffer, genau wie deine in deinem Koffer. Die Betten können wir auch bei Kerzenlicht machen.«

Wir machten eine kleine Katzenwäsche, und dann kamen die Betten dran, die zum Schluß aber immer noch sehr unordentlich aussahen. Aber dann leuchtete die Kerze noch einmal kurz auf, um zu verlöschen. Das Zimmer war plötzlich sehr dunkel, und ich konnte meinen Schlafanzug nicht finden. Auch Larry fand ihren nicht, und mit unseren Koffern rannten wir dauernd gegeneinander. Dann endlich sagte ich: »Ich zieh' mich einfach aus und krieche in mein Bett. Ich könnte im Stehen einschlafen. Es macht doch nichts, einen Abend ohne Schlafanzug zu schlafen. Wir haben unsere Bettwäsche, und ein Feuer wird nicht gleich ausbrechen.«

Sie brummte zustimmend, und wir krochen in unsere Betten.

Es war bereits taghell, als ich aufwachte. Ich hörte, wie Larry wütend rief: »Verschwinden Sie. Verschwinden Sie auf der Stelle. Was wollen Sie eigentlich hier?« Ich wickelte mich fest in mein Bettlaken ein und richtete mich auf. Zu meinem Entsetzen sah ich in der offenen Türe zu unserem Zimmer einen großen, älteren Mann stehen, der nichts weiter als seinen Schlafanzug trug. In einer Hand hielt er eine zusammengefaltete Zeitung, und es sah aus, als wolle er sie als Waffe benutzen.

Blitzartig kamen mir wüste Gedanken an ausgebrochene Irre und widerliche, alte Männer. Dabei ließ der Schlafanzug den Mann noch finsterner erscheinen, obwohl er uns in dieser Beziehung voraus war. Larry war hellwach, und in einer ausgesprochen angriffslustigen Stimmung.

»Begreifen Sie denn nicht? Verschwinden Sie, und kommen Sie ja nicht wieder!«

Die Bemerkung war nicht gerade freundlich, aber ich hielt sie für absolut gerechtfertigt. Larry, die fest in eine Decke gewickelt war, die ihr bis ans Kinn reichte, war in einer besonders gefährdeten Lage. Der Fremde schien nicht im geringsten beeindruckt oder eingeschüchtert. Er schrie zurück: »Verschwinden Sie . . . ich werde verrückt. Verschwinden Sie? Und mit welchem Recht wollen Sie mich hier hinausschmeißen? Mit welchem Recht sind Sie überhaupt hier?«

Larry hielt den Atem an, aber ihr Kampfgeist nahm gleichzeitig zu. »Recht? Jedes Recht. Dieses Haus hat man uns zur Verfügung gestellt, und ich habe den Schlüssel dazu in meiner Handtasche.«

»Sie sind wohl wahnsinnig, was? Die Schlüssel liegen oben in meinem Zimmer!«

»Ihrem Zimmer?« Larry starrte den Mann völlig sprachlos an.

»Jawohl, in meinem Zimmer, mein Schlüssel von meinem Haus! Und Sie, meine Damen, begehen Hausfriedensbruch. Ich könnte Sie sogar der Polizei übergeben. Ich habe davon gehört, daß Landstreicher so etwas machen wie Sie. Heutzutage kann

man die Tür einfach nicht mehr unverschlossen lassen. Darf ich annehmen, daß die alte Kiste vorne vor meinem Haus Ihnen gehört?»

Stammelnd fragte ich den Mann:

»Aber, ist dies nicht das Haus von Mrs. Anstruther? Wir — wir dachten, dies sei das Haus«, aber dann erstarben meine Worte, und schreckliche Gedanken begannen mich zu quälen. Nummer neun. Und ich war halb am Schlafen gewesen. Hatte ich mich etwa verzählt? Ungefähr eine halbe Minute herrschte Totenstille, während der Mann mich mit halbgeöffnetem Mund anstarrte. Dann brach er in ein lautes, aber freundliches Lachen aus. Als er sich dann endlich wieder beruhigt hatte, keuchte er: »Anstruther? Patty Anstruther? Mein Gott, das ist ja wirklich ein Witz!«

Ich teilte seine Meinung durchaus nicht, und die Bezeichnung »Patty« für Mrs. Anstruther befremdete mich noch mehr. War es überhaupt möglich, daß irgend jemand die stattliche Patricia jemals Patty genannt haben konnte? Da schien doch eine sehr plumpe Vertraulichkeit im Spiel zu sein.

Larry sagte mir, auch für sie sei dieser Name richtig niederschmetternd gewesen. Ich schaute zu ihr herüber und sah, wie ihr Ärger sich verzog und langsam einem Lächeln wich, das wie üblich fehl am Platze war. Aber sie beherrschte sich und meinte: »Aber wir sind ganz sicher, uns nicht geirrt zu haben. Dies ist doch Mrs. Anstruthers Haus, oder? Es war gestern abend natürlich sehr, sehr dunkel«, aber dann mußte auch sie laut lachen, und sie verkroch sich unter der Bettdecke, was im großen und ganzen gesehen die einzig richtige Reaktion war.

Jetzt lag es bei mir, den Unbekannten zu versöhnen, bei dem allerdings ebenfalls bei der Erwähnung des Namens Anstruther aller Ärger verflogen war. Ich sagte: »Es tut mir schrecklich leid. Wir kamen so spät an. Das war auch der Grund dafür, daß wir die Schalter nicht finden konnten. Alison hatte uns gesagt, sie seien im Korridor zu finden.« Dann überkam mich erneut ein entsetzlicher Gedanke, und mit einer schwankenden Stimme sagte ich: »Um Gottes willen, waren Sie die ganze Zeit hier im Haus? Haben Sie oben geschlafen?«

Und wieder mußte der alte Herr laut lachen. Freundlich rief er: »O ja, natürlich. Die ganze Nacht lang. Aber meine liebe, junge Frau, Sie müssen sehr leise in das Haus gekommen sein. Merkwürdig, daß ich kein Licht gesehen habe?«

»Aber wir haben kein Licht angemacht, weil wir ja die Schalter nicht finden konnten. Natürlich glaubten wir, die Sicherungen seien ausgedreht. Wir hatten nur eine Kerze, die schon bald heruntergebrannt war, und dann schlüpfen wir schnell in die Betten. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann lassen Sie uns einige Minuten allein, daß wir aufstehen und anschließend Ihr Haus verlassen können.«

In diesem Augenblick kam es unserem unfreiwilligen Gastgeber offenbar zum Bewußtsein, daß auch er nicht gerade passend gekleidet war. Er schaute peinlich berührt und verlegen an seinem ausgesprochen schönen Schlafanzug hinunter und sagte: »Gott, o Gott, was denke ich mir eigentlich dabei? Tut mir leid, junge Frau! Sehr leid«, und hastig zog er sich zurück, während er die Türe leise hinter sich schloß. Von der anderen Seite hörten wir, wie er uns in bittendem Ton zurief: »Sie brauchen sich wirklich nicht zu beeilen. Kein Grund dafür. Überhaupt kein Grund zur Eile.«

Wir aber waren der Ansicht, daß es sehr wohl einen Grund zur Eile gab, und kleideten uns überstürzt an. Aus der Küche kam ein angenehmer Geruch von gebratenem Speck, den wir, zumindest nach außen hin, völlig ignorierten. Unser Gastgeber, inzwischen richtig angezogen und sehr höflich, hantierte dort am Herd herum. Ich überschüttete ihn mit entschuldigenden Bemerkungen und starrte gierig auf den Speck.

»Es tut mir so leid. Ich war diejenige, die die Häuser abzählte. Alison sagte, es sei das neunte Haus, und ich glaubte, dies hier sei das richtige gewesen. Ich hätte etwas vorsichtiger sein müssen.« Ich war ziemlich durcheinander und befürchtete, Larry würde erneut laut loslachen. Aber sofort beruhigte mich unser Gastgeber wieder. »Unsinn, meine Liebe (ich fand übrigens diese Art der Anrede irgendwie nett). Unsinn. Keine weiteren Entschuldigungen. Eigentlich ist das eine eher amüsante Episode. Ich muß mich für meine Bemerkungen entschuldigen. Glauben



Sie mir, ich fluchte . . . aber das kann man einem alten Seemann doch sicher verzeihen. Ich war einfach außer mir . . . konnte meinen Augen kaum glauben. Sah den Wagen vor dem Haus, als ich die Zeitung hereinholte, schaute in das Schlafzimmer 'rein und entdeckte zwei sehr süße Köpfchen.«

Ich war froh, daß er nicht mehr hatte sehen können. Ich meinte: »Können Sie uns sagen, welches das Haus von Mrs. Anstruther ist, dann gehen wir auf der Stelle.« Allerdings war in der Pfanne viel mehr Speck, als ein Mann allein hätte essen können. »Ist das Haus direkt nebenan?«

»Ja, richtig, direkt nebenan, aber sprechen Sie doch nicht dauernd von gehen. Ich heiße Saunders, bin Kapitänleutnant, aber pensioniert. Diente bei der königlichen Marine. Aber schon einige Jahre im Ruhestand.«

Wir beeilten uns, uns vorzustellen, und sehr galant forderte der Kapitänleutnant uns auf, Platz zu nehmen, gemeinsam zu frühstücken und ein bißchen miteinander zu plaudern. Warum überhaupt weggehen? Er hatte schließlich Platz genug. Zwei reizende junge Damen, die einem alten Burschen Gesellschaft leisten würden . . .

Es war ein wirklich lustiges Frühstück. Der Kapitänleutnant kam immer wieder auf die angenehme Überraschung zurück, die wir ihm bereitet hatten. Und wir vermieden geflissentlich, ihn daran zu erinnern, daß anfangs alles anders als angenehm ausgesehen hatte. Auch er war nicht gerade freundlich gewesen. Wir erzählten ihm von dem Wochenende, das wir uns praktisch erkämpft hatten, unserem Ärger mit dem Wagen (»ein guter, strammer Kerl«, meinte Saunders darauf eifrig, offensichtlich, um uns den Ausdruck »Kiste« vergessen zu machen). Mit verzweifelter Aufrichtigkeit meinte ich dann: »Ich glaube, ich war ziemlich durcheinander, denn im Rechnen war ich immer schon schwach, obwohl ich allgemein durchaus bis neun zählen kann.«

Er war anderer Meinung. In seiner Vorstellung sollten junge, charmante Damen sich sowieso um andere Dinge als Zahlen kümmern. Wir fragten ihn, ob er die Anstruthers gut kenne. »Ich kannte Patty, als sie so groß war«, er hielt seine Hand in Kniehöhe. »Wir waren Nachbarn in Hertford. Vor zehn Jahren

habe ich sie zum letztenmal gesehen. Die beiden verbrachten eine Nacht hier. Reizende Frau.«

Larry sagte mir später, in diesem Augenblick sei bei ihr der Groschen gefallen und der Grundstein zu der Verschwörung gelegt worden. Die unmittelbare Auswirkung war die, daß Larry auf gefährliche Art einen besonderen Charme entwickelte. Es sei wirklich so nett von ihm, uns einen Aufenthalt in seinem Haus anzubieten, aber das sei natürlich einfach undenkbar. Wir würden schnell das Geschirr abwaschen und dann sofort nach nebenan verschwinden. »Und herzlichen Dank dafür, daß Sie so verständnisvoll waren und uns außerdem so ein herrliches Frühstück gemacht haben.«

Es war absolut nicht Larrys Art zu übertreiben, meist war das ein sehr schlechtes Zeichen. Ich wußte sofort, daß sich irgend etwas zusammenbraute, und als sie sich – und mich dazu, obwohl ich gar nicht erst gefragt wurde – überreden ließ, als Gast in dem Haus von Saunders zu bleiben, da war ich überrascht und gleichzeitig etwas ärgerlich.

Sobald wir im Schlafzimmer allein waren und anstatt zu packen, unsere Sachen auspackten, sagte ich zu ihr: »Warum eigentlich? Larry, bist du verrückt? Wir kennen den Mann doch gar nicht. Wir wollten ganz unter uns sein, uns frei bewegen und faulenzen. Ich mag einfach nicht in dem Haus eines völlig fremden Mannes wohnen!«

Larry dämpfte ihre Stimme und setzte eine scheinheilige Miene auf, die nicht im geringsten zu ihr paßte. »Susan, es gibt Zeiten im Leben, in denen man sich für seine Freunde opfern muß. Was zählt schon unser kurzlebiger Spaß gegen Julians Lebensglück? Diese lächerlichen drei Tage Ferien zählen im Vergleich zu Alisons Zukunft einfach nicht!«

Und in diesem Augenblick wußte ich natürlich, was Larry im Schilde führte. Für kurze Zeit war ich unfähig, vor unterdrücktem Lachen irgend etwas zu sagen, und Larry schloß sich dem versteckten Kichern an, das ja unbedingt notwendig war, da sich der Gastgeber in den Räumen direkt über uns aufhielt. Dann meinte ich: »Aber warum nimmst du an, sie gefalle ihm? Er hat sie doch zehn Jahre lang nicht zu Gesicht bekommen.«

»Meine liebe Susan, ist dir das Zittern in seiner Stimme nicht aufgefallen, als er den Namen Patty aussprach? Direkt pathetisch.«

»Du hast wohl gar keine Skrupel? Er ist ein netter Mann. Er hat ein besseres Leben als das mit einem Bulldozer verdient.«

»Ach, Unsinn. Er ist der geradezu ideale Partner für sie. Ein Mann, der es fertigbringt, zwei Frauen so anzubrüllen, wie er uns angebrüllt hat, der wird auch mit einer Patty fertig werden. Ach, wenn ich doch nur schon früher gewußt hätte, daß das ihr Name ist. Ehrlich, Susan, das alles ist Schicksal . . . Schicksal, daß wir hierherkamen, uns im Haus irrten und auf diese Weise im Bett überrascht wurden.« Wenn Larry von Schicksal spricht und dabei wie die heilige Johanna ausschaut, dann vermeide ich möglichst jede Auseinandersetzung mit ihr. Sie hat ein zu stark ausgeprägtes Gefühl für große Aufgaben. Also packte ich meinen Koffer aus und fügte mich in mein Schicksal, drei Tage bei einem mir absolut fremden Mann zu verbringen.

Dabei war es überhaupt nicht angebracht, sich als Märtyrer zu fühlen. Der Kapitänleutnant machte die drei Tage zu einer wirklichen Erholung. Larry holte sämtliche Einzelheiten über die Bekanntschaft zwischen ihm und Patty aus Saunders heraus, die sehr ermutigend waren.

»Charmanter Frau, diese Patty. Sah sie vor einigen Jahren wieder, sie hat sich überhaupt nicht verändert. Ein Typ, den man heutzutage nicht oft sieht. Sehr viel Würde und sehr weiblich. Nein, ich kann nicht gerade behaupten, ihre Tochter gut zu kennen. Habe sie nur einmal gesehen, als sie ein Wochenende hier draußen verbrachten. Nettes Mädchen, ähnlich wie Patty, bevor sie heiratete, aber nicht so hübsch.«

Das alles hörte sich sehr vielversprechend an. Die Stimme des Kapitäns klang eher gefühlvoll, und später, als er, wie er es nannte, ein paar Sachen einkaufen ging (Sachen, die zu kaufen eine Farmersfrau nicht wagen würde), sagte Larry zu mir: »Ich glaube, er war einmal sehr in sie verliebt.«

»Wann? Zu der Zeit, als sie ihm bis an die Knie reichte?«

»Sei doch bitte nicht so zynisch, Susan. Siehst du denn nicht, daß die beiden mehr oder weniger zusammen aufgewachsen

sind und daß er sie sehr gut kannte, bevor sie heiratete? Ich habe das Gefühl, er ist wegen ihr unverheiratet geblieben!«

Später stellte sich dann aber heraus, daß der Kapitän mit einer sehr netten Frau verheiratet gewesen war, die vor zwanzig Jahren starb. Aber diese Tatsache spornte Larry eher an. Sie erklärte: »Witwer sind immer einfacher zu nehmen. Ein überzeugter Junggeselle kann ein echtes Problem darstellen, aber ein Witwer niemals. Diese Männer sind so hilflos.«

Ich versuchte, ihr klarzumachen, der Mann habe zwanzig Jahre Zeit dazu gehabt, sich von dieser Hilflosigkeit zu erholen. Nach seiner Art, sich in der Küche zu bewegen, mußte man annehmen, daß ihm dies ausgezeichnet gelungen war.

»Und darf ich dich fragen, wie du dir vorstellst, die beiden zusammenzubringen?«

Geheimnisvoll antwortete Larry: »Ich habe einen Plan.« In diesem sakralen Ton, den ich so bei ihr haßte, fügte sie dann noch hinzu: »Alles, was wir tun können, ist, den beiden die Chance zu geben, sich wiederzusehen. Dann können sie ihre alte Freundschaft wieder aufleben lassen, und alles Weitere liegt bei ihnen.«

Der Kapitän war außerordentlich gastfreundlich, und ich glaube, er freute sich wirklich, zwei fremde, weibliche Wesen als seine Gäste betreuen zu können. Er schien nicht aufzuhören, sich königlich über den Gedanken zu amüsieren, daß wir in sein Haus spaziert und uns in die beiden bequemen Betten gelegt hatten, während er ahnungslos in seinem Zimmer schlief. Dennoch fiel mir auf, daß er so schnell wie möglich Larrys Wagen außer Sichtweite bringen wollte. Ich glaube, er war der Meinung, der alte Wagen würde den Gesamteindruck seines schönen Hauses beeinträchtigen.

»Fahren Sie ihn doch ruhig in die Garage. Ich habe eine Doppelgarage, und es ist genügend Platz da.«

Larry sagte: »Gerne. Das heißt, wenn der Wagen anspringt.« Und entweder hatte Rangi den Wagen völlig verändert, oder der Motor hatte ein bis dahin unentdecktes Taktgefühl entwickelt. Er sprang tatsächlich an, und wir konnten den Wagen neben der erstklassigen Limousine des Kapitäns verstauen.

Mrs. Anstruther mußte der eigentliche Anlaß für unseren Gastgeber sein, sich uns gegenüber so nett zu verhalten. Er schien nicht genug für uns tun zu können, und am ersten Morgen, nach einem ausgedehnten Bad, fragte er uns: »Ich besitze ein kleines Motorboot. Hätten Sie Lust zu einem Ausflug auf den See? Ich selbst wollte sowieso etwas angeln.«

Das kleine Boot war eine ausgewachsene Motorjacht, sehr schnell und sehr bequem. Den Nachmittag verbrachten wir auf dem See, und abends saßen wir dann gemeinsam vor dem Fernsehapparat. Als wir schließlich zu Bett gingen, meinte Larry bedeutungsvoll: »Es war ein herrlicher Tag. Wäre niemals so schön gewesen, wenn wir nicht bei Ihnen eingebrochen wären, Kapitän!«

Inzwischen war der Kapitän Larrys Charme völlig verfallen, und als wir beide allein waren, erinnerte ich sie daran, daß sie einen Verehrer für Mrs. Anstruther, nicht aber für sich selbst finden wollte. Ernst sagte sie: »Meine Pläne stehen fest. Und ich habe nur zwei Tage zur Verfügung, sie zu verwirklichen. Du gibst dich so entmutigend, daß ich dir diese Pläne nicht mitteilen werde. Aber warte nur ab, du wirst ja sehen. Ich zementiere eine Freundschaft, der der Kapitän seinen Tribut zollen wird, und dann lenke ich ihn direkt in Pattys Netz.«

Das Wetter war einmalig schön, und wieder verbrachten wir den ganzen Tag auf der Jacht des Kapitäns. Die luxuriöse Ausstattung war eine ebenso große Befriedigung für Larry wie die große Limousine in der Garage. »Denn Patty legt auf diese Dinge großen Wert. Bulldozer können nun einmal in einer Hütte keine Liebe empfinden.« Eine komische Vorstellung.

Soweit ich ihre Pläne erraten konnte, waren sie einfach phantastisch. Mittlerweile verwöhnte unser Gastgeber uns gründlich.

Auf meinen Vorschlag, daß wir am Sonntag den Lunch mitbringen sollten, meinte er etwas bissig: »Butterbrote? Ganz bestimmt nicht. Das ist meine Angelegenheit, junge Frau.«

»Aber das ist doch nichts für Sie. Das ist Frauensache. Lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens helfen.«

»Kommt nicht in Frage. Ich klatsche nur in die Hände, und



der Lunch ist da«, meinte er höchst spaßig und schaute uns dabei sehr freundlich an. Und tatsächlich war der Lunch zeitig zur Stelle, im Hotel zubereitet und äußerst lecker.

Larry meinte zu dem Kapitän, der hocherfreut war: »Ich schwelge nur so in diesen Köstlichkeiten. Und morgen müssen wir wieder zurück an die Spülschüssel und den Staubsauger. Aber das könnte sich auch noch bis übermorgen hinziehen, denn ich habe das schreckliche Gefühl, der alte Wagen wird sehr, sehr lange brauchen, bis wir wieder zu Hause sind.«

Mir war aufgefallen, daß Larry die zu erwartenden Schwierigkeiten mit dem Wagen mehr und mehr hochspielte, und das paßte eigentlich gar nicht zu ihr, denn normalerweise zog sie solche Dinge ins Lächerliche. Heute aber gab sie sich sehr besorgt und eher bedauernswert und meinte, es sei eine sehr weite Strecke für zwei Frauen, die ganz auf sich selbst gestellt waren.

Die Wirkung blieb natürlich nicht aus. Der Kapitän schien mehr und mehr beunruhigt, und voller Zweifel sagte er: »Ich meine, Ihre Männer sollten doch sehr besorgt sein, wenn sie sich der Risiken bewußt wären, denen ihre Frauen ausgesetzt sind.«

Larry sagte mutig, sie würde es nicht gerne sehen, wenn die Männer von der mühseligen Anreise wüßten. Ich konnte direkt sehen, wie unser Gastgeber plötzlich ein Gefühl unnötiger Verantwortung für uns entwickelte.

Mit einem düsteren Gesichtsausdruck voller Sorge sagte er: »Eine Panne auf dieser einsamen Strecke. Es könnte Ihnen passieren, daß Sie über Nacht irgendwo steckenbleiben.«

Heroisch und mit einem Anflug von Pioniergeist sagte Larry daraufhin: »Na ja, dann müssen wir eben im Wagen übernachten.« Aber ich war der Ansicht, daß dies alles ein wenig zu weit ging. Die gute Arbeit unseres Freundes, des Mechanikers, hatte dem Wagen doch sehr gut getan.

Eine Weile schwiegen alle, und dann sagte der Kapitän etwas schüchtern: »Ich glaube, es wäre doch besser, wenn ich Sie mit meinem Wagen nach Hause bringen würde. Ich könnte dann Mr. Lee wieder mit nach hier nehmen, so daß er seinen Wagen abholen kann. Ich nehme doch an, daß er die nötige Zeit für diese kleine Reise hat?«

Und genau auf diese Lösung hatte Larry es abgesehen. Hier war auch die Erklärung für die wehleidige Art, die sie sonst so gar nicht an den Tag legte. Dabei waren wir durchaus dazu in der Lage, mit eigener Kraft nach Hause zu kommen, besonders dann, wenn Larry nicht vergaß, die Säcke vom Motor zu entfernen. Aber sie schaute den Kapitän lediglich mit einem Hundeblick an, voll tiefen Dankes, und meinte, wir dächten nicht im Traum daran, ihn zu belästigen. Gleichzeitig verbat sie sich mit einem Tritt gegen mein Schienbein jede Stellungnahme von meiner Seite.

Natürlich bestand Saunders mit der ganzen Galanterie, deren ein alter, britischer Seemann fähig ist, auf seinem Vorschlag. Als er außer Hörweite war, murmelte Larry: »Auf des Messers Schneide! Ein Anfang!« Und als der Kapitän dann wieder bei uns war: »Aber Susan möchte von diesem Vorschlag absolut nichts wissen, Kapitän, es sei denn, Sie sind damit einverstanden, für einige Tage bei uns beiden zu bleiben und unsere Männer kennenzulernen. Auch unsere Männer werden darauf bestehen.«

Da Paul und Sam, wie alle Männer, durchaus nicht an Besuchern interessiert sind, die länger als unbedingt notwendig bleiben, merkte ich mir diese bemerkenswerte Erklärung für später. Larrys Ansicht würde Paul und Sam ganz besonders aufheitern. Natürlich mußte ich mich der Aufforderung anschließen, die Larry an den Kapitän gerichtet hatte. Mir blieb gar nichts anderes übrig, obwohl mich eine böse Vorahnung beschlich, wenn ich daran dachte, was Paul dazu sagen würde, besonders wenn er erfuhr, daß ich schon wieder an einer von Larrys Verschwörungen beteiligt war. »Unsinn«, meinte Larry schnippisch, als ich ihr am gleichen Abend von dieser Vorahnung erzählte. »Welchen Schaden können wir schon damit anrichten, wenn wir den netten, alten Knaben bitten, ein paar Tage bei uns zu verbringen? Er war ganz einfach riesig nett zu uns, und irgendwie sollten wir uns doch revanchieren. Ich muß schon sagen, Susan, ich bin sehr erstaunt über deine Ansichten. Gerade du hast immer so großartig von der Gastfreundlichkeit der Leute auf dem Lande erzählt.«

Alle notwendigen Vorbereitungen wurden getroffen, und der

Kapitän meldete ein teures Ferngespräch an, so daß Larry Sam die ganze Geschichte erklären und zumindest nach außen hin dessen Zustimmung einholen konnte, den alten Wagen stehenzulassen, um in dem letzten Modell, dem Wagen des Kapitäns, nach Hause zurückzukehren. Ich wußte natürlich nicht, was Sam davon halten würde, aber Larry hatte mich instruiert, laut und eindringlich auf den Kapitän einzureden, wenn das Ferngespräch durchkam. Später meinte sie dann noch, sie glaube, es sei nicht angebracht, von unserem mitternächtlichen Mißgeschick zu erzählen. Sie hatte Sam nur erklärt, wir hätten uns mit einem alten Herrn, dem Nachbarn von Mrs. Anstruther, ein wenig angefreundet. Dieser Mann kenne Mrs. Anstruther sehr gut und habe darauf bestanden, uns mit seinem eigenen Wagen nach Hause zu fahren.

»Ich sagte Sam, meines Erachtens sei das alles ziemlich unnötig, weil unser eigener Wagen die Strecke schaffen würde. Aber wir hätten auf der Hinfahrt etwas Ärger gehabt, und ich würde ihm alles erzählen, sobald wir wieder zu Hause seien. Der Kapitän würde ihm sicher gefallen und sei außerdem ein großartiger Angler . . . denn du weißt doch, wie begeistert Sam angelt, und daß er nie richtig dazu kommt, weil er in den Bergen lebt.«

Ich nahm an, daß selbst dieses gemeinsame Interesse Sam nicht wirklich überzeugt hatte, so daß Larry dreist fortgefahren war: »Er wird dich mit zurücknehmen, so daß du unseren Wagen abholen kannst. Ich weiß schon jetzt, daß er dich bitten wird, einen oder mehrere Tage sein Gast zu sein und gemeinsam mit ihm angeln zu gehen. Das wird dir bestimmt großen Spaß machen.« Ich hatte den Eindruck, daß in diesem Augenblick der ganze Widerstand Sams zusammengebrochen war.

Es bereitete meiner einfallsreichen Freundin nicht die geringsten Schwierigkeiten, den Kapitän davon zu überzeugen, es sei seine Idee gewesen, »gemeinsam mit Sam in dem kleinen Motorboot ein paar Tage zu angeln«. Ich werde nie ganz dahinterkommen, wie Larry das fertigbringt, aber laut Paul handelt es sich hierbei um eine der gefährlichsten Begabungen meiner Freundin. »Sie kann praktisch jedem das Gefühl geben, das, was sie ausgeheckt hat, sei seine Idee«, meinte er einmal düster.

Immerhin hatte der Kapitän nicht die geringste Ahnung, was Larry im Schilde führte. Voller Begeisterung sagte er, daß auch er einen kleinen Plan gefaßt habe. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, meine Liebe, ich glaube, auch Ihre Männer könnten ein paar Tage Entspannung gut gebrauchen. Warum sollte man die beiden nicht dazu überreden, hierherzukommen? Ein bißchen Bootfahren wird ihnen nicht schaden, wie ich annehme, wenngleich ihre Frauen auch ganz entzückend sind. Was halten Sie davon?«

Alles würde sehr spaßig werden, so eine Art von Jungentreffen. »Eine großartige Sache. Nach vielen Jahren sehen er und Patty sich wieder, und die alte Liebe lebt auf«, sagte Larry gefühlvoll.

Nichts hätte sich so von unserer Anreise unterscheiden können, wie unsere Abfahrt vom See nach Hause. Eine sehr vornehme Sache. Der Kapitän meinte: »Nicht nötig, vor dem frühen Nachmittag aufzubrechen. Zweihundert Meilen? Ein Kinderspiel. Wenn wir gegen ein Uhr abfahren, sind wir lange vor Einbruch der Dunkelheit am Ziel. Es sei denn, zu Hause wartet noch Arbeit auf Sie, die Sie heute erledigen möchten?« Natürlich gab es dort eine Menge Arbeit, aber wir waren nicht daran interessiert, noch heute irgend etwas zu tun. Wir wollten die Arbeit so lange wie möglich vergessen, noch einen Morgen lange und ausgiebig in bequemen Betten verbringen, zwar, wie üblich, ziemlich früh aufwachen, aber mit dem glücklichen Gefühl, daß es keinen Grund auf dieser Welt dafür gab, sofort aufzustehen. Wir wollten dann noch vor uns hindösen und plötzlich durch den unwiderstehlichen Duft von gebratenem Speck aus den Betten gelockt werden. Dann würden wir mit tausend unwahren Entschuldigungen aus den Betten springen, und mit der herzlichen Bemerkung des Gastgebers begrüßt werden, daß es Männersache sei, das Frühstück vorzubereiten, wenn junge Damen Urlaub machten.

Am darauffolgenden Tag würden wir dann natürlich bereits um sechs Uhr früh aufstehen, uns mit dem Vieh und kleinen Kindern herumschlagen, mit Butterbrot und dem zünftigen Frühstück für unsere Männer. Wir würden die Schulponys ein-

fangen und Ohren und Fingernägel unserer Kleinen inspizieren müssen. So war unser Leben nun einmal, und wir wollten es auch gar nicht anders.

Den letzten Morgen verbrachten wir damit, zu baden, in der Sonne zu liegen und schläfrig den See und die Berge zu betrachten. Gerade als wir daran dachten, schnell zu packen und noch etwas zu essen, erschien unser Gastgeber auf der Bildfläche und erklärte, sein Wagen stehe pünktlich um halb eins vor der Tür bereit. Der Lunch sei für uns drei bereits im Hotel bestellt. Ein letzter, königlicher Luxus!

Die Reise verlief ohne jeden Zwischenfall. Larry seufzte, als sie sich ein letztes Mal umdrehte, um den blauen See und die schneebedeckten Berge, die von leichtem Dunst umgeben waren, zu betrachten. »Diese Ferien waren einmalig, Kapitän, nochmals tausend Dank«, sagte Larry mit einer engelsgleichen Stimme und ohne die geringsten Anzeichen von Skrupeln wegen der Verschwörung, die sie angezettelt hatte und deren Mittelpunkt der Kapitän selbst sein sollte.

»Auch für mich war es eine sehr nette Abwechslung. Nur daß es mir jetzt natürlich sehr leid tut, Sie an dem ersten Morgen so angebrüllt zu haben. Was würde Patty wohl gesagt haben?«

Ich beobachtete Larrys Gesichtszüge in diesem Augenblick sehr genau und bemerkte, wie sich ihre Nüstern blähten, ähnlich wie die einer Hundeschnauze, die einen ihr sympathischen Geruch wahrnimmt. Süß flötete sie: »Es ist wirklich sehr interessant, daß Sie beide so gute alte Freunde sind. Kannten Sie sich auch schon näher, als Sie noch Kinder waren?«

»O ja, Sie wissen schon, Dorfleben und so. Nachbarn und dergleichen. Dann heiratete sie Gerald. Guter Junge, der Gerald. Aber völlig seiner Farm verschrieben. Ich verlor sie nach dem einen Besuch aus den Augen, aber ich hörte, Gerald, der arme Kerl, sei inzwischen gestorben. Ich schrieb Patty, und sie schrieb mir zurück. Süßes Mädchen, diese Patty!«

Ich war froh, daß ich für den ersten Teil der Strecke auf dem Rücksitz des Wagens saß. Ich genoß diese Stille. Ja, wahrscheinlich war Mrs. Anstruther wirklich ein süßes Mädchen gewesen. Und wenn man die Taktik, die sie anwandte, nicht erkannte,



dann war sie heute sogar noch eine sehr reizende Frau. Vielleicht hätten sich bei ihr diese negativen Eigenschaften bei einem weniger selbstlosen und ergebenen Ehemann nie so stark entwickelt. Ich neigte dazu, Larrys Meinung zu teilen, unter dem Kommando eines Kapitän Saunders würden sich diese Eigenschaften sehr bald schon abschleifen müssen.

Larry meinte: »Sie ist keine besonders kräftige Natur, nicht wahr? War sie nicht auch schon als Mädchen ziemlich anfällig?«

Saunders brummte: »Anfällig . . . überhaupt nicht. Sie war sehr sportlich, trieb alle möglichen Sportarten, sehr unternehmungslustig. Ich nehme an, daß Gerald sie verdorben hat, ihr einredete, sie sei nicht kräftig und sei sehr anfällig. Er zählte zu den Typen, die um eine Frau viel Theater machen.«

Larry stimmte dieser Meinung von Herzen zu und schwätzte weiter, bis wir uns abwechselten und ich den Vordersitz neben dem Kapitän einnahm. Die Fahrt ging sehr schnell vonstatten, und gerade vor Einbruch der Dunkelheit kamen wir zu Hause an. Es tat richtig gut, Paul, Tony und die Kinder wiederzusehen. Sam hatte seine beiden Kleinen schon nach Hause geholt, und Tony berichtete, daß alles glatt verlaufen sei: Larry verschwendete keine Zeit. Ich sah, daß auch sie sich, ebenso wie ich, danach sehnte, ihre Familie wiederzusehen. Wir hatten vereinbart, daß der Kapitän die erste Nacht bei Sam und Larry und die zweite Nacht bei uns verbringen würde.

Als die beiden gegangen waren, wandte Paul sich mit einem erstaunten Blick mir zu: »Netter, alter Knabe, aber wie habt ihr den bloß aufgegabelt?«

Bei dieser Vorstellung mußte ich lachen, und als die Kinder zu Bett gegangen waren, erzählte ich Paul und Tony von unserem Mißgeschick und welches gute Ende die ganze Geschichte dann noch genommen hatte. Ich war zu müde, einfach zu müde, um noch auf die unglaublichen Hintergründe der Verbindung zwischen den Anstruthers und dem Kapitän einzugehen, wie auch auf Larrys Plan.

Aber kurz bevor ich einschlief, fragte Paul mich plötzlich: »Was steckt eigentlich dahinter? Warum hat Larry diesen Kerl mit nach hier gebracht? Ich glaube kein Wort von der Geschichte

mit dem Wagen. Ihr wärt doch sicher auch mit Sams Wagen wieder nach Hause gekommen. Warum der Kapitän? Ich kenne doch den verschlagenen Gesichtsausdruck Larrys. Was führt sie im Schilde?»

Es tat so gut, wieder bei Paul zu sein, daß mein fester Vorsatz, nichts über diese Dinge zu erzählen, dahinschwand, und ich sagte: »Sie möchte ihn mit Patty verheiraten. Wußtest du eigentlich, daß Mrs. Anstruther auch Patty genannt wurde?« Dann kicherte ich albern vor mich hin.

Einen Augenblick lang schaute Paul mich überrascht an. Dann klopfte er mir leicht auf die Schulter und sagte: »Du hast eine lange Fahrt hinter dir, und ich nehme an, ihr beiden habt euch ganz nett amüsiert, während ihr allein wart. Immer sehr spät zu Bett . . . . Ich habe immer schon gesagt . . . . nichts ist so anstrengend wie ein Urlaub. Schlaf jetzt erst einmal richtig. Morgen wirst du dich viel besser fühlen.«

## 8

Tony machte uns allen wirklich Freude. Inzwischen galt sie für unsere Kinder als das Musterbeispiel für all das, was Larry und mir in ihren Augen fehlte. Sie sahen sehr wohlgenährt aus, und Tony meinte, sie habe sich keine Minute überarbeiten müssen. Einen Tag hatten die Kinder bei Anne verbracht, und Alison war einen Nachmittag dagewesen. An einem weiteren Nachmittag hatte der Colonel die Kinder zu einem herrlichen Picknick eingeladen. Ich fragte Tony, ob sonst noch Besuch dagewesen sei.

»Barry Lusk war zweimal hier. Bücher . . . oder er sprach mit Paul über die Schule oder andere Dinge. Einen Abend blieb er besonders lange, und ich fühlte mich verpflichtet, ihn zum Abendessen einzuladen.«

Dann sagte sie etwas zu gleichgültig: »Ach ja, und als wir von dem Picknick beim Colonel zurückkehrten, trafen wir auf Mr. Craig. Er war mit diesem schrecklichen alten Auto mitten auf der Straße steckengeblieben. Wir schoben ihn an, aber er sah sehr abgespannt aus. Er war auf dem Wege zu diesem leeren

Haus, um sich dort ein kleines Essen zuzubereiten. Am nächsten Morgen mußte er schon sehr früh aufstehen, schließlich war es Sonntag. Auf dem Wege zu dem kleinen Saal, auf der anderen Seite vom Hügel, wo er einen Gottesdienst abhalten sollte, mußte er bei uns vorbei. Also war es eigentlich doch besser für ihn, mit uns zu kommen und die Nacht hier zu verbringen. So sparte er eine ganz schöne Fahrstrecke.« Sie erzählte das Ganze in einem leicht verteidigenden Tonfall, und schnell sagte ich: »Hm. Eine gute Idee. Hast du ihn zeitig geweckt?«

»O ja. Er sah so krank aus und konnte nichts essen. Er trank nur eine Tasse Tee. Ich glaube, das Bein macht ihm schwer zu schaffen.«

Ich seufzte. Es konnte keinen Zweifel mehr daran geben, daß der Weg zu dem Herzen dieses Mädchens über Unglück und Leid führte. Sosehr ich Mr. Craig auch mochte: ich wünschte nichts sehnlicher, als daß seine Zeit abgelaufen wäre und unser gesunder, lustiger Pfarrer wieder nach Tiri zurückkehren würde.

Später meinte Paul, für einen Mann, der soviel mitgemacht hatte wie Craig, sei eine solche Aufgabe auf dem Lande einfach nicht das richtige. »Der arme, kleine Kerl hält sich sehr tapfer, aber sich mit dieser alten Kiste und einem Bein herumzuschlagen ist einfach zuviel für ihn.«

»Er ist nur stellvertretender Pfarrer. Er wird nicht lange bei uns sein.«

Paul hielt für einen Augenblick inne, während er an seiner Pfeife zog. Dann meinte er: »Tony ist ein komischer, kleiner Kerl. Ganz anders als Dawn. Der Bursche Lusk ist ein netter Typ, und wenn er uns besucht, gibt sich Tony sehr lustig und fröhlich, aber sie macht sich in Wirklichkeit nichts aus ihm. Wenn es um den Pfarrer geht, dann ist sie aufgeregt wie eine kleine Henne. Ich mag Craig wirklich sehr gerne, kann mir aber einfach nicht vorstellen, was er einem Mädchen bedeuten kann, wenn man ihn mit einem gutaussehenden und athletisch gebauten Lusk vergleicht.«

»Ich fürchte, Tony ist eher ein mütterlicher Typ. Sie sorgt gerne für andere. Sie scheint auch für dich sehr gut gesorgt zu haben.«

»Sie ist ein gutes Kind, und außerdem scheint sie inzwischen viel glücklicher zu sein als zu Anfang. Sie lacht viel, und jeder scheint sie gern zu haben. Der Colonel sagt, sie sei eine echte Bereicherung für die Gemeinde.« Wir mußten beide lächeln. Tony war wirklich »angekommen«.

Natürlich war das Haus nicht besonders ordentlich aufgeräumt, und auch die Kinder sahen etwas unordentlich aus, als sie Montag morgen zur Schule gingen. Aber das machte nichts, obwohl Tony sich entschuldigte: »Ich weiß einfach nicht, wie du es fertigbringst, alles hier so sauber und ordentlich zu halten. Die Kinder rennen im ganzen Haus herum, und dann tun sie, was sie wollen. Die Hälfte der Zeit habe ich damit verbracht, einen Schuh von Christopher oder eine Haarschleife von Christina zu suchen. Die Sachen finden sich dann meistens an den unmöglichsten Stellen wieder. Wahrscheinlich kehre ich zuwenig unter Schränken und Betten.«

Ich versicherte Tony, es mache nichts aus, wenn sie überhaupt nicht gekehrt hätte. »Du hast uns ein paar herrliche Ferientage ermöglicht. Ich wünschte mir nur, mir würde etwas Nettes für dich einfallen.«

»Na ja, heute nachmittag ist doch diese kleine Teegesellschaft, nicht wahr? Weißt du, die Mrs. Willis für Cecily Harper gibt? Hast du daran gedacht, ein kleines Gastgeschenk zu besorgen? Nein! Meine Schuld. Ich hätte dich daran erinnern müssen.«

Ich schämte mich. Das zeigt wieder einmal, wie sehr einem Ferien zu Kopf steigen können.

»Oh, Tony, das tut mir so leid. Wie widerlich von mir. Was können wir tun? Sollen wir vorgeben, nach der langen Reise sei ich zu müde gewesen, oder daß der Wagen gestreikt hat — eine durchaus plausible Erklärung übrigens — oder was sonst?«

Ich schaute auf die Uhr. Es war bereits Mittag, und die Gesellschaft sollte um drei Uhr beginnen. Dann schaute ich Tony an und sah, daß sie enttäuscht war. Sie wollte so gerne daran teilnehmen. Ich erkannte plötzlich einmal wieder, wie jung sie eigentlich noch war. Die Teegesellschaft würde mich wahrscheinlich zu Tode langweilen, aber für Tony bedeutete sie sehr viel.

Ich sagte: »Nein, wir werden ein nettes Geschenk besorgen

und an der Gesellschaft teilnehmen. Vielleicht hat Larry etwas Nettes. Ich ruf' sie mal eben an. Meinst du, sie hätte die Tee-gesellschaft vergessen? Das wird doch hoffentlich nicht der Fall sein.«

Aber keine Antwort. Larry mußte wohl draußen sein. Vielleicht zeigte sie dem Kapitän gerade die Farm oder versorgte das Vieh. Verzweifelt meinte ich: »Wenn Paul doch nicht sein Mittagessen mit aufs Feld genommen hätte . . . Meinst du, wir beide könnten den Wagen in Gang bringen? Dann könnten wir schnell hinüberfahren und Larrys Porzellanschränk plündern. Aber schauen wir doch erst einmal hier nach, obwohl mir nichts einfällt, was wir aus meinem Bestand entnehmen könnten!« Tony wurde plötzlich sehr lebhaft, und sie trat eine räuberische Inspektionsreise entlang meinen Küchenschränken und Geschirr-regalen an.

»Wie wäre es mit einem Gedeck? Das hier ist doch sehr hübsch, oder?«

»Taugt nichts. Cecily benutzte es das letztemal, als sie bei mir zum Tee war. Das Muster fiel ihr besonders auf.«

»Ach so. Aber hier . . . ein neues Kochbuch, aus dem kaum Seiten herausgerissen sind.«

»Das geht nicht. Es enthält eine ganze Reihe von Rezepten, die ich ausprobieren möchte.«

»Aber Susan, vor ein paar Tagen sagtest du mir doch, von Rezepten würdest du nicht allzuviel halten.«

»Nein, ich möchte doch ein wenig mehr Abwechslung. Außerdem geht das mit dem Kochbuch nicht, weil es ein Weihnachtsgeschenk von May Carter ist.«

»Aber irgend etwas muß doch geeignet sein. Wie sieht es mit dieser Bohnenschneidmaschine aus? Du weißt doch, daß du sie nicht leiden kannst, weil sie die Bohnen zu fein schnippelt!«

»Gut. Du kannst sie nehmen. Aber ich selbst muß ja auch noch ein kleines Geschenk mitbringen. Ich habe doch noch so eine Plastikschrürze, die ich nie anziehe.«

»Aber du sagtest, du hättest sie in der Kirchentombola gewonnen. Meinst du nicht, die Schrürze sei bekannt?«

»Da hast du recht. Ida Willis hat sie sogar anprobiert.«



»Ist nicht alles sehr schwierig, wenn jedermann die Sachen von jedermann kennt? Menschenskind . . . die Schneidmaschine ist angerostet. Wie nachlässig von dir, Susan . . .«, und wir beide mußten lachen. Tony nahm die Sandseife und einen Topfkratzer zur Hand und nahm die Maschine so sehr in die Kur, daß nicht nur der Rost, sondern schließlich auch die Farbe verschwand. »Blödes Ding. Warum geht denn die Farbe mit ab? Haben wir noch irgendwo etwas grüne Farbe, Susan?«

»Zwecklos. Das würde nur Flecken geben. Nein, ich fürchte, wir müssen 'rüber zu Larry. Ich wünschte nur, dieses Weib würde endlich den Hörer abnehmen!«

Aber Larry antwortete nicht, und verzweifelt beschlossen Tony und ich, auf unseren Lunch zu verzichten und zu versuchen, den Wagen zu starten.

Unter größten Anstrengungen wie Schaukeln, Schieben und verzweifelten Versuchen, die Bremse zu bedienen und das Steuerad zu drehen, gelang es uns endlich dann, den Wagen bis an den Hügel heranzuschieben. Wir sprangen beide auf die Vordersitze, ich löste die Bremse und das Auto rollte die abschüssige Straße hinunter. Bis zu Larrys Haus ist es nur eine Meile weit, und zum Glück liegt es, genau wie unser Haus, auf einer Anhöhe. Larry meint, dies sei von unschätzbarem Wert für Gäste, die in alten, unberechenbaren Autos ankommen. Wenn wir es erst einmal bis dorthin geschafft hatten, dann konnten wir mit Sicherheit damit rechnen, auch wieder von dort wegzukommen. Vorsichtig stellte ich den Wagen an der richtigen Stelle ab, und Larry trat aus dem Haus, um uns zu begrüßen. Sie gab sich heiter und gelassen und schien mit sich selbst und der Welt sehr zufrieden zu sein.

»Auch den zweiten Schritt haben wir hinter uns. Ich rief Patty an und erklärte ihr, warum wir nicht in ihrem Haus gewohnt hatten. Und so hatte ich gleichzeitig einen Grund, auf ihren alten Freund näher einzugehen. Sie war direkt begeistert zu hören, daß der Kapitän hier ist. Er hat sich gerade verabschiedet, um sie zu besuchen. Ich mußte mich schwer beherrschen, ihm nicht viel Glück zu wünschen.«

Offensichtlich hatte auch sie die Teegesellschaft vor lauter

Begeisterung über das Wochenende vergessen. Sie war entsetzt, als ich sie erinnerte.

Tony hatte erst gar nicht auf uns gewartet und war direkt in Larrys Küche gestürzt, um dort hemmungslos und aufgeregt herumzusuchen. »Du mußt doch irgend etwas haben, was du nicht brauchst«, sagte sie, während sie ein hohes Regal anstarrte.

»Mein liebes Kind, denk bitte daran, daß ich eine seit langem verheiratete Frau bin. Alle unerwünschten Hochzeitsgeschenke sind schon vor langen Jahren in den Besitz anderer Leute übergegangen. Natürlich existieren ein paar Kleinigkeiten, die meine Schwiegermutter jedes Jahr von neuem zu Weihnachten schenkt.«

Inzwischen hatte Tony damit begonnen, sich gemeinsam mit Larrys Hund Max in dem Kesselschrank zu verkriechen. Max versuchte zumindest, sie zu unterstützen und mit in den Schrank zu kriechen, aber als ihm dies dann doch nicht gelang, leckte er eifrig Tonys Nacken. Tony kam lachend wieder zum Vorschein. »Liebling, Max, ich bin sicher, mein Hals ist sauber gewaschen. Oh, hier sind ja drei Teesiebe, ein Satz. Die benutzt du doch sicher nie. Wie wäre es damit, Larry? Ach, wißt ihr, ich wünschte wirklich, es würde sich etwas Geeignetes finden.«

Das Telefon läutete, und Larry nahm den Anruf an. Während sie die altmodische Sprechmuschel mit einer Hand zuhielt, wandte sie sich mir zu: »Der Supermarkt. Was wollen die bloß von mir?« Sie lauschte für einen Augenblick und sagte: »Einen Moment bitte. Bei mir kocht etwas über.« Dann legte sie energisch den Hörer hin und wandte sich mit rotem Kopf wieder zu uns. »Er sagt, er sei im Begriff loszufahren, und ob er nicht etwas mitbringen solle. Der Lump meinte, gerade sei eine Menge hübsches Geschirr bei ihm eingetroffen.«

Wir schauten uns gegenseitig an und seufzten. Eine schreckliche Versuchung. Eine Menge hübscher Kuchenteller und Puddingschüsseln. Genau das, was wir suchten. Aber unmöglich. Niemals würden wir Tantchen hintergehen. Ich schüttelte meinen Kopf, und Larry brummte traurig ihre Zustimmung. Dann nahm sie den Hörer wieder zur Hand und sagte sehr bestimmt: »Nein, danke. Wir brauchen nichts.«

»Macht er das oft?« fragte ich. Denn mir schien es ein wenig

merkwürdig, daß er soviel Ausdauer zeigte, wo er doch wußte, daß wir nur bei Miss Adams kaufen würden.

»Das erste Mal. Und ich bin sicher, der widerliche Kerl hat von der Teegesellschaft gehört.«

Unsere Suche gestaltete sich immer verzweifelter. Natürlich gab es ein oder zwei Sachen, die Larry nicht benutzt hatte, aber diese Dinge waren beschädigt oder verdreckt, eine Nachlässigkeit, die wir ihr sehr verübelten. Sogar die Teesiebe waren angerostet, genau wie die große Bowle, die Tony an sich riß . . . nur um feststellen zu müssen, daß eine Ecke aus dem Silberrand fehlte.

Dann fiel uns Anne als eine weitere Möglichkeit ein.

»Ja, natürlich. Sie ist doch erst seit fünf Jahren verheiratet. Sie muß doch noch ein paar Sachen haben.« Sofort riefen wir bei Anne an und hörten ihre freundliche, beruhigende Stimme.

»Ihr Ärmsten . . . aber klar. Ich fragte mich schon, ob ihr daran denken würdet. Ich hätte euch eigentlich anrufen sollen. Aber ja, sicher läßt sich etwas Passendes finden. Ihr kennt doch sicher Daddys Leidenschaft für verrückte Neuheiten. Er bringt solche Sachen immer wieder mit nach Hause, experimentiert damit herum und gibt sie Mrs. Evans.

Mrs. Evans aber kann diese Dinger nicht ausstehen und gibt sie mir. Auch mir hat Daddy eine Menge solcher Geräte geschenkt. Wie sieht es denn mit einer Bohnenschneidmaschine aus?«

»Aber die schenke ich«, kreischte Tony, und riß mir den Hörer aus der Hand. »Oh, Anne, ich hatte schon Angst, wir könnten nicht dorthin gehen. Hast du noch mehr Sachen?«

»Jede Menge. Möchte irgend jemand eine Kaffeemühle haben? Ich habe drei davon, aber schließlich tut eine es völlig.«

Aber ich protestierte: »Zu wertvoll. Die kaufe ich dir zum normalen Preis ab.«

Anne versprach, früh genug aufzubrechen und die Sachen auf dem Weg zu der Gesellschaft bei uns vorbeizubringen. Larry meinte: »Essen wir doch schnell bei mir. Nur ein Sandwich, denn der Nachmittagstee wird sehr reichlich ausfallen. Dann warten wir auf Anne, und sollte dein Wagen nicht anspringen,

dann fahren wir schnell mit ihr zu dir herüber, und du und Tony könnt euch umziehen. Welch' ein Glück, daß unsere Häuser auf den beiden Anhöhen gebaut sind. Man könnte meinen, unsere Männer hätten den Ärger mit den Autos vorausgeahnt.«

Wir gingen nach diesem Plan vor, nahmen unsere Trophäen dankbar von Anne entgegen und brachten es fertig, den Wagen zu überreden, friedlich die abschüssige Straße hinunterzurollen. Larry blieb bei laufendem Motor im Wagen sitzen, während Tony und ich Prudence in ein neues, weißes Kleidchen steckten, auf das ich sehr stolz war. Dann zogen auch wir uns um. Tony schien sehr nachdenklich zu sein.

»Ich mag dein Kleid, und auch das von Prudence ist sehr hübsch. Ich wünschte, ich hätte etwas Nettes anzuziehen«, sagte sie, während sie ein Baumwollkleid über den Kopf stülpte, das schon ein wenig abgetragen aussah.

Plötzlich hatte ich eine Idee. Claudia hatte auf der Geldzuwendung bestanden und den letzten Scheck an mich und nicht an Paul adressiert. Ich hatte vorgehabt, ihn wieder zurückzuschicken, aber jetzt entschied ich mich dafür, ihn zu behalten, ganz gleich was Paul davon hielt. Ich würde das Geld in einer neuen Garderobe für Tony anlegen. Warum sollte sie nicht elegant und hübsch aussehen?

Auf dem Wege zu der Teegesellschaft teilte ich Larry und Tony meinen Entschluß mit.

Tony lehnte sich dagegen auf und meinte, natürlich sei sie eine kostspielige Last, und es sei nur angebracht, daß Mutter für ihren Aufenthalt zahle. Aber sie gab auf, als ich ihr sagte, Paul sei absolut gegen solche Zuwendungen. »Na ja, dann geben wir das Geld eben aus. Schließlich stammt das Geld doch von Daddy. Es steht mir zu, nicht wahr?«

»Ganz sicher, und es wird Spaß machen, schicke Sachen für dich auszusuchen«, meinte Larry.

Nach der eindrucksvollen Reihe eleganter Wagen vor dem Eingang von Mrs. Willis' Haus zu urteilen, mußten auf der Teegesellschaft sämtliche weiblichen Wesen der Gemeinde anwesend sein. Wir schlossen uns dieser Reihe nicht an, sondern fuhren ein

Stückchen weiter auf einen kleinen Hügel, um dort den Wagen abzustellen. Dann gingen wir zu Fuß zurück und ließen die Kinder im Garten, wo Annes Zwillinge schon eifrig lamentierten. Wir sagten den Kindern, sie sollten nicht ins Haus kommen, sondern freundlich zusammen spielen.

Cecily sah in ihrer üblichen Zusammenstellung von Weiß und Violett sehr hübsch und elegant aus. Diese Kombination paßte besonders gut zu ihren dunklen Haaren und Augen. Sie war in der Auswahl ihrer Kleidung sehr geschickt, ihr violetter Schal war genau richtig geknotet. Tony sah im Vergleich dazu eher unauffällig aus. Aber das war völlig in Ordnung, denn dies war Cecily's Tag, und sie war dementsprechend auch der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie war sehr munter und, da keine Männer anwesend waren, auch zu Tony äußerst liebenswürdig.

Von der Bohnenschneidmaschine war sie begeistert, denn an so ein Geschenk hatte offensichtlich niemand gedacht. Ihr Dank hatte einen echten Anflug von Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, und sie gefiel mir besser als je zuvor. Augenscheinlich war die Vernarrtheit in den gutaussehenden Schullehrer nur sehr kurzlebig gewesen, und sie war inzwischen wieder bei klarem Verstand.

Wiederholt sprach sie über Kenneth. »Ken legt gerade einen herrlichen Gemüsegarten an, und ihr könnt euch denken, wie willkommen die Bohnenschneidmaschine ist. Wißt ihr, daß ich inzwischen sehr gut reiten kann? May lieb mir ihr sanftes, nettes Pony, und ich reite schon oft ganz alleine aus. Wie eine echte Farmersfrau!«

Sie war ein freundliches, hübsches kleines Mädchen, und ich freute mich, daß sie in unserer Gemeinde leben würde. Sie war nur wenig älter als Tony, und eigentlich könnten die beiden befreundet sein.

Auch Alison war da, aber ohne ihre Mutter, und wir hörten, wie sie zu Ida Willis sagte: »Es tut Mutter wirklich sehr leid, aber wie aus dem Nichts tauchte ein guter alter Freund bei ihr auf, und sie kann nicht kommen. Die beiden amüsieren sich königlich, sie sprechen über gemeinsam verbrachte alte Zeiten. Soll ich Mutters Geschenk hier hinlegen?«



Das Geschenk war eine sehr teure, sehr moderne Waage, die man an der Wand befestigte. Etwas Derartiges hatte ich noch nie gesehen. Wenn Alison nicht mit Sicherheit eine solche Gemeinheit nie unterstützt hätte, dann hätte ich Patty verdächtigt, doch im Supermarkt gekauft zu haben.

Es war eine richtig nette Gesellschaft. Der große Raum war verschwenderisch mit Blumen ausgeschmückt. Und schon kam man allgemein auf die beiden Geschäfte zu sprechen, und Ida Willis meinte: »Ich persönlich finde Freeman eher sympathisch. Außerdem verfügt er über eine riesige Auswahl. Natürlich zählt Miss Adams mehr zu unserer Art.«

Bei dieser Einschränkung mußte ich ein Lächeln unterdrücken. Ich meinte lediglich: »Ich bekomme alles bei Miss Adams, was ich brauche. Wenn sie etwas Bestimmtes gerade einmal nicht vorrätig hat, dann beeilt sie sich, es zu besorgen. Außerdem hat sie sehr vernünftige Preise.«

Mrs. Willis schaute beeindruckt zu mir herüber, und ich hatte den Eindruck, daß wir gute Arbeit leisteten. Ich hoffte nur, Larry würde sich heraushalten und das Gespräch Anne und mir überlassen. Anne meinte: »Natürlich steigt sie nicht so stark in die Werbung ein und preist alle diese billigen Dinge an. Aber Daddy sagt ganz richtig, am Ende zahle der Kunde ja doch immer für alle diese Propaganda.«

Der Hinweis auf die Meinung des Colonel verfehlte seine Wirkung nicht. Mrs. Willis sagte: »Ich bin absolut der gleichen Meinung. Solche Dinge können mich nur wenig beeindrucken. Ich glaube einfach nicht an Sonderpreise.« Das hörte sich sehr großartig an, denn ich selbst war oft genug auf die preiswertesten oder billigsten Dinge angewiesen. Leider mischte sich Larry dann doch ein. »Ich würde ohne weiteres darauf wetten, daß der Supermarkt eines Tages pleite ist. Tantchen aber wird ungestört weiterarbeiten.«

Die neuen Siedler waren über diese Ansicht etwas schockiert, und May Carter sagte: »Oh, ich glaube kaum, daß das passieren wird. Mr. Freeman scheint eine Menge Geld zu haben. Er bietet ein paar reizende Sachen an. Ich bin sicher, es geht ihm sehr gut.«

Taktvoll wandte Alison ein: »Miss Adams hat schon immer gesagt, hier sei genügend Platz für zwei Läden. Aber wir sind natürlich alle sehr voreingenommen, weil wir sie so gerne mögen.«

Eine der anwesenden Damen meinte: »Mir gefällt sie gar nicht besonders. Sie ist ein bißchen unfreundlich und so direkt, nicht wahr? Und der Laden selbst macht so einen altmodischen Eindruck. Ich mag es, wenn die Waren schön übersichtlich angeordnet sind und man alles gut sehen und betrachten kann. Miss Adams scheint es egal zu sein, ob man bei ihr kauft oder nicht. Stellen Sie sich vor, vor einigen Tagen ließ sie mich warten und bediente in Seelenruhe ein paar Maoris.«

Larry wollte gerade in einen lautstarken Protest ausbrechen, aber ich erreichte sie gerade noch mit einem Schuhabsatz. Sie verstand meinen Wink und schwieg, und Anne wandte sanft ein: »Vielleicht warteten diese Leute schon eine ganze Weile. Miss Adams ist besonders darauf bedacht, die Kunden in ihrem Laden in der richtigen Reihenfolge zu bedienen. Ich weiß, daß Daddy oft lacht, weil er Daumen drehen muß, während Miss Adams einigen Kindern Süßigkeiten verkauft.«

Wir amüsierten uns prächtig, und auch die Kinder benahmen sich sehr gut. Die freundliche Mrs. Willis hatte ihnen draußen Kuchen und Eis servieren lassen, das hielt sie in Schach. Wir bestanden auch darauf, daß sie nur draußen auf dem Rasen diese leckeren Sachen essen durften. Inzwischen aber war dort eine merkwürdige Stille eingetreten, und ich wurde etwas unruhig. Ich schlenderte scheinbar ohne jede Absicht zu einem der Fenster und bemerkte, wie Larry das gleiche tat und einem anderen Fenster zustrebte. Auf dem Rasen war von den Kindern nichts mehr zu sehen, er war mit Sträuchern übersät. Wo waren die Kinder, und was heckten sie aus?

Mit hochgezogenen Augenbrauen übermittelte ich Larry meine Bedenken, und sie schüttelte leicht ihren Kopf, als sich plötzlich voller Schrecken ihre Augen weiteten, um dann angesichts der vielen Gäste schnell wieder normal zu schauen. Ich schaute noch einmal auf den Rasen, um gerade noch den Schatten eines weißen Körpers unter den Büschen verschwinden zu sehen.

Ich flüsterte Anne, die neben mir stand, leise zu: »Steht da unten in dem Teich normalerweise eine Statue?« und sah, wie auch sie durch das Fenster starrte, dann genauer hinsah und plötzlich einen knallroten Kopf bekam.

Im nächsten Moment hörte ich sie zu Mrs. Willis sagen: »Es tut mir so leid, aber ich fürchte, ich muß davonlaufen. Ich habe ganz vergessen, daß ich Daddy versprochen habe, ihm auf dem Heimweg noch einige Bücher zu besorgen. Es war wirklich reizend bei Ihnen, Mrs. Willis!«

Auch hier erwies sich Daddy als eine äußerst praktische Einrichtung. Dann mußte etwas passiert sein. Larry schaute mich scharf an, und auch wir entschuldigten uns mit ein paar faden-scheinigen Hinweisen auf den alten, unberechenbaren Wagen. Hastig verabschiedeten wir uns auch von Cecily, die uns sagte, sie werde vierzehn Tage hierbleiben. »Mutter möchte mich unbedingt bei sich haben, aber Ken möchte nichts von meiner Abreise wissen, es sei denn, es wäre unbedingt erforderlich. Alles ist wirklich klar, aber Sie wissen ja, wie Männer sind.«

Ich war froh, daß Kenneth und nicht Barry Lusk sie hier festhielt, während sie eigentlich zu Hause sein sollte und Hochzeitsgeschenke aussortieren und die passenden Blumen für den Brautstrauß auswählen sollte. Tony, Larry, Anne und ich schafften es, uns zu verabschieden. Erfolgreich hinderten wir unsere Gastgeberin daran, uns an die Türe zu begleiten, und wir eilten hinaus. Sobald wir außer Hörweite waren, fragte ich: »Was ist los?« Aber weder Larry noch Anne verfügten über die nötige Selbstbeherrschung, mir eine vernünftige Antwort zu geben.

Verdeckt von diesen Büschen lag der kleine Fischteich, den Mrs. Willis mit erheblichen Kosten hatte anlegen lassen. In diesen Teich hatte sie sehr kostbare Goldfische ausgesetzt. Vor unseren Augen tummelten sich vier splitter nackte Kinder, die Jagd auf diese Goldfische machten. Auf dem Rasen lag ein wüstes Durcheinander von Kleidern, unter denen ich auch das neue Kleidchen meiner Tochter erkannte, an dem ich so viele Stunden mühsam genäht hatte.

Der Augenblick unauffälligen und gemeinsamen Handelns war gekommen. Wir waren zu fünft und gingen verzweifelt mit

aller Konzentration ans Werk, derer wir in dieser Situation fähig waren. Wir dachten gar nicht daran, die Kinder erst einmal abzutrocknen. Wir steckten ihre nassen, schmutzigen Körper in die Kleider, während wir versuchten, leise vor uns hin zu schimpfen und nicht in ein lautes Lachen auszubrechen. Gleichzeitig schielten wir mit einem Auge hinüber zu dem Haus, voller Angst, jeden Moment könnte Mrs. Willis oder einer der Gäste auftauchen.

Zum Glück waren die Büsche sehr hoch und dicht, und die Unterhaltung in dem großen Raum schien an Lautstärke zuzunehmen.

Als wir dann außerhalb des Gartens endlich in Sicherheit waren, sagte Alison: »Wie außergewöhnlich, daß ihr den Kapitän auf diese Art kennengelernt habt. Er wollte nicht so richtig mit der Sprache heraus darüber, unter welchen Umständen er euch zum erstenmal begegnete.«

»Das ist ganz gut so«, meinte Larry, »er fand uns nicht gerade in einem salonfähigen Zustand vor.« Dann gab sie eine geistreiche Schilderung von der ersten Begegnung. Nachdenklich meinte Alison: »Na ja, eigentlich ein sehr glücklicher Zufall, denn er ist ein sehr guter alter Freund meiner Mutter. Ich selbst bin ihm nur einmal begegnet, aber Vater sprach oft über ihn. Ich hielt ihn immer schon für einen netten Menschen. Die beiden waren wirklich gerührt, sich nach so langer Zeit wiederzusehen. Ich glaube, dieses Wiedersehen erinnerte Mutter wieder an alles, den Tod meines Vaters und so.«

Und das war absolut nicht die Absicht Larrys gewesen, wie sie mir später gestand. Während wir nach Hause fuhren, bemerkte sie sehr befriedigt, daß Alison bestimmt keine Ahnung von der Jugendliebe zwischen den beiden hatte und weder Alison noch Julian je von unseren Absichten erfahren durften.

Larry seufzte und stellte fest, daß nichts so schwierig sei, wie anderen Leuten zum Glück zu verhelfen.

Tony, die über dem Problem Supermarkt gebrütet hatte, meinte, jetzt sei doch sicher zu erwarten, daß Mrs. Willis ihre großen Einkäufe bei Miss Adams tätigen würde. »Und ich werde Barry Lusk und Mr. Craig bitten, ebenfalls bei Tantchen zu

kaufen, denn jeder noch so kleine Auftrag zählt, obwohl ich mir kaum denken kann, daß Junggesellen besonders viele Lebensmittel brauchen. Ach, Susan, glaubst du, daß Mr. Craig vernünftig ißt?» Ich beruhigte sie mit dem Hinweis darauf, viele Pfarrkinder würden Mr. Craig öfter zu vernünftigen Mahlzeiten einladen. Dann lenkte ich das Gespräch auf das Thema von Tonys neuer Garderobe.

9

Das Reiten machte Cecily großen Spaß. Fast immer, wenn ich aus dem Haus ging, begegnete sie mir, stolz im Sattel der geduldigen Polly. In ihren weißen Reithosen und der roten Bluse sah sie sehr anziehend aus. Natürlich trug sie das unvermeidliche, röte Kopftuch. Ich war entsetzt, als Larry sagte: »Was hat die dumme Gans eigentlich vor? Sie ist eindeutig hinter Barry her, belagert sämtliche Zufahrtswege zur Schule und stellt sich dem jungen Lehrer entgegen, wann immer er sich zeigt. Verschiedentlich sah ich die beiden miteinander reden, und Barry hat langsam einen ziemlich gehetzten Gesichtsausdruck. Ich glaube, daß auch er sich bald ein Pferd zulegen muß.«

»Du willst doch nicht behaupten, die Sache sei immer noch nicht zu Ende? Ist das der Grund dafür, daß Cecily immer nur auf den Zufahrtsstraßen reitet? Ich dachte, sie übe sich, eine echte Farmersfrau zu werden . . . na ja, ganz gut, daß die kleine Gans in spätestens vierzehn Tagen wieder zu ihrer Mutter nach Hause zurückkehrt.«

Aber darum machte ich mir keine Sorgen. Es gab nettere Dinge, an die man denken konnte. Zunächst traf der Kapitän bei uns ein, um, wie abgemacht, zwei Nächte in unserem Haus zu übernachten. Paul mochte den alten Herrn sehr gerne. Und das Ergebnis war natürlich, daß Paul mit Vergnügen den Kapitän zurückbegleitete, um die versprochenen zwei Tage bei Angelsport und Ausflügen auf dem See zu verbringen. Wir waren ganz einfach entzückt. Die Männer kamen durch die viele Arbeit sonst nie dazu, einmal auszuspannen, und auf diese Weise hatten sie wenigstens zwei Tage echte Erholung.



Tony bestand darauf, die Kuh zu melken. »Das hab' ich schon mal gemacht. Ich weiß, daß ich nicht gerade sehr viel Milch herausgeholt habe, aber von Mal zu Mal wird man schließlich geschickter, und außerdem wird die Milch für uns alle ausreichen. Ganz bestimmt, das kannst du mir ruhig überlassen.«

»Aber diese Kuh ist anders. Die alte Daisy war ein stilles Mädchen, aber diese neue Kuh, die Paul gerade gekauft hat, ist ein wilder Springer. Sie ist sehr temperamentvoll, und ich glaube, wir lassen sie mit ihrem Kalb in Ruhe und nehmen solange Büchsenmilch.«

»Ach, laß es mich doch einmal versuchen. Ich möchte natürlich nicht von ihr getreten werden. Wenn du mir aber hilfst, sie in das Gatter zu bugsieren, dann sollte das Ganze doch sehr einfach sein. Genauso als würde ich lernen, ein Instrument zu spielen. Alles nur eine Frage der Übung.«

Ich lachte. »Ein außergewöhnliches Instrument. Eins, das ich noch nie gesehen habe. Und ich weiß genau, daß die Kuh nach dir treten wird. Sie ist noch sehr jung.«

Aber Tony wollte nicht auf mich hören, und an dem Abend, nachdem Paul weggefahren war, bestand sie darauf, das Kalb in den Stall zu bringen. Am nächsten Morgen war sie voller Eifer. »Ich ziehe eine von Pauls Drillichhosen an. Dann meint die Kuh, ich sei Paul. Vor Männern haben diese Tiere immer mehr Respekt als vor uns Frauen.«

Klar, daß die Drillichhosen viel zu groß waren. Tony sah richtig lächerlich darin aus. Aber sie befestigte sie mit Sicherheitsnadeln direkt unter den Schultern und rollte die Hosenbeine auf. Ich half ihr, die Kuh in den Verschlag zu manövrieren, und schließlich konnten wir sie mit einem Seil fesseln. Dann überließ ich Tony auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin ihrem Schicksal, um Christopher zur Schule zu schicken.

Nach einer halben Stunde ging ich in den Stall zurück. Tony hatte einen hochroten Kopf, sah sehr zerzaust aus und war sehr wütend. »Irgendwie hat sie es fertiggebracht, das Seil abzustreifen. Wahrscheinlich saß es nicht fest genug. Dann fing sie an auszuschlagen und verfring sich mit einem Huf in einem meiner Hosenbeine. Sie hatte einen Heidenspaß daran, auf drei Beinen

herumzutanzen und mit dem vierten mein Bein zu massieren. Als sie das Spiel leid wurde, versuchte sie, sich auf mein Knie zu setzen. Aber zum Glück konnte ich noch rechtzeitig hochkommen und sie dann doch wieder festbinden. Sie schlug wie verrückt um sich und schnaufte wie ein Drachen, allerdings habe ich einen richtigen Drachen noch nie schnaufen hören.«

»Arme Tony. Laß sie zufrieden. Ein bißchen Milch hast du doch melken können, oder?«

»Nicht ein Gramm. Ich hätte schon Milch gehabt, aber die Kuh fiel plötzlich hin und stieß den Melkeimer um. Da lag das widerliche, kleine Biest auf dem Boden, das festgebundene Bein in der Luft. Ich mußte sie losbinden, denn wie hätte sie sonst wieder auf die Beine kommen sollen. Jetzt können wir sie ja zusammen wieder festbinden. Ich mach das schon. Einmal schlug sie richtig fest nach mir aus, aber das laß ich ihr nicht durchgehen.«

Mit schwacher Stimme willigte ich ein, das zu tun, was Tony »die Kuh am Kopfende ablenken« nannte, während sie mit der Kuh kämpfte. Ich bin gar nicht besonders begierig darauf, brüllende Kühe abzulenken, aber es gelang mir dennoch, unheimliche Geräusche zu zaubern, die das Tier zu interessieren schienen. Für kurze Zeit vergaß die Kuh ihr Hinterteil, und Tony konnte sie festbinden. Diesmal fest. »Jetzt kann eigentlich nichts mehr passieren«, meinte sie, setzte sich auf die Kiste und begann die Kuh zu melken. Nun konnte ich sehen, was sie mit dem Instrument gemeint hatte. Denn Tony benutzte nur einen Finger und den Daumen, und jedesmal nur eine Hand, so daß man den Eindruck haben konnte, sie streichele irgend etwas sehr liebevoll. Leider mochte die Kuh das aber überhaupt nicht, denn plötzlich trat sie mit aller Kraft aus, und das Seil riß. Dann brach die Hölle los.

Der Eimer fiel mit großem Getöse um, und die Kuh versuchte, sich in den Eimer zu setzen. Tony fiel hinterrücks um und verfiel sich hoffnungslos in den langen Hosenbeinen von Pauls Drillhose, denn die Sicherheitsnadeln hatten nicht gehalten. Milch spritzte in mein Gesicht, und für einen Augenblick konnte ich nichts mehr sehen. Ich rutschte aus und fiel auf Tony.

In dem Moment, als wir wieder auf die Beine kamen, trat ich entschieden in Aktion. Ich wartete erst gar nicht darauf, mich mit Tony zu unterhalten, sondern ließ den Kopf der Kuh los und gab ihr einen so festen Schlag in den Nacken, daß sie rückwärts aus dem Verschlag ausbrach, über die Leisten sprang, um dann friedlich zu muhen, während sie mit ihrer Schnauze liebevoll das Kälbchen streichelte. Das Kalb hatte die ganze Zeit die Vorgänge im Stall mißmutig aus der Nähe mit angesehen.

Tony lehnte am Gatter und brach in ein lautes Lachen aus. »Warum hast du sie freigelassen? Ich wollte gerade wieder anfangen. Denk doch mal daran, welch einen schlechten Einfluß es auf ihren Charakter hat, daß sie ungestraft davongekommen ist.«

»Aber bedenke du doch, wie gut es für dich ist, demütig eine Niederlage zu ertragen«, meinte eine sanfte Stimme aus dem Hintergrund. Wir beide drehten uns um, und Norman Craig stand vor uns und versuchte krampfhaft, ein Lachen zu unterdrücken.

Ich konnte es ihm kaum verübeln. Wir waren schon ein lustiges Team. Mein Gesicht war mit Schlamm und Milch verschmiert, meine Bluse zerrissen. Tony war noch schlimmer dran, denn Pauls Hosen hatten den Kampf nicht überstanden, und sie baumelten an Tonys Füßen. Ihre niedlichen Shorts waren total verdreckt, und eines von Tonys Beinen war zerkratzt und blutig.

Ich sagte nur: »Wie konnte das passieren?«

»Ach, das ist nicht so schlimm. Es passierte, als das widerliche, kleine Biest sich in dem einen Hosenbein verfang und mich mit dem Huf kräftig kratzte. Trotzdem hättest du sie nicht loslassen dürfen. Jetzt meint die Kuh sicher, sie würde ungestraft solche Sachen machen dürfen. Und sie wird das gleiche Spielchen mit Paul versuchen.«

»Paul paßt schon auf sich auf. Vergiß jetzt diese biestige Kuh, komm herein und bade das Bein in einer desinfizierenden Lösung.«

»Ach, das Bein ist doch in Ordnung. Meinst du nicht, mit Mr. Craigs Hilfe sollten wir noch einen Versuch machen? Ich kann nicht vertragen, mich von einer dummen Kuh so aufs Kreuz legen zu lassen.«

Tröstend meinte daraufhin Craig: »Darüber würde ich mir keine Gedanken machen. Du scheinst dich doch ganz wacker geschlagen zu haben. Wo ist Paul eigentlich?«

»Am See, macht dort endlich einmal ein paar Tage Ferien. Nur zwei Tage. Er ist davon überzeugt, daß seine Farm eine längere Abwesenheit nicht übersteht. Was machen Sie denn schon so früh hier draußen? Kommen Sie doch herein und trinken Sie eine Tasse Kaffee!«

»Ich habe gehofft, Sie würden mich hereinbitten. Mein Wagen schreit nach Wasser, das ich bei Ihnen holen wollte. Dann hörte ich aber den Schlachtenlärm, der mich in den Stall lockte. Ich bin auf dem Weg zu einem alten Mann. Ich glaube kaum, daß er sich gern als eines meiner Pfarrkinder bezeichnen läßt, aber er ist ein guter Freund. Er wohnt ungefähr sechs Meilen von hier, an der kleinen Seitenstraße oben auf dem Hügel.«

Ich schämte mich regelrecht, bisher nichts von diesem einsamen Mann gewußt zu haben. Während der Pfarrer seinen Kaffee trank, erkundigte ich mich genauer.

»Warum sollten Sie ihn kennen? Er kommt nie nach Tiri, und die Post und andere Sachen werden ihm von der anderen Seite hergebracht. Er besitzt kein Auto. Nur durch einen Zufall lernte ich ihn kennen. Denn ich hatte direkt vor seinem kleinen Anwesen eine Reifenpanne, und er kam aus seinem Haus, um zu fragen, ob er mir helfen könne. Ein wirklich netter, alter Herr, aber es wird wohl bald mit ihm zu Ende gehen.«

»Hält er Kühe?«

»Nein, er ist überhaupt kein Farmer. Er lebt in dem Teil der Gegend, der vor Jahren aufgegeben wurde. Das Häuschen stand da, und ein paar Morgen Grasweide, genug, um darauf eine alte Kuh und ein paar Hühner zu halten. Er ist dort alleine mit seinem Hund und füttert Toss besser, als er sich selbst zugesteht.«

»War er denn jemals Farmer?«

»Er war Viehtreiber und bezieht eine Rente aus dem Ersten Weltkrieg. Er ist schon weit über siebzig Jahre alt. Im Krieg wurde er schwer verwundet, aber er konnte noch reiten, und das faule Leben machte ihm Spaß. Bis vor wenigen Jahren war er

noch Viehtreiber. Aber dieser Beruf stirbt sowieso in einer Zeit aus, in der alles nur noch per Lastwagen transportiert wird.«

Tony zeigte sich brennend interessiert.

»Hat er denn genug, um leben zu können?«

»Aber ja, er hat seine Rente, und der Besitzer des Grundstücks überläßt dem Mann das Häuschen für ein paar Shilling Miete pro Woche. Der Hund ist der einzige Luxus, den er sich leistet, und ein treuer Gefährte. Toss ist der letzte Gefährte, der ihm geblieben ist, und auch der ist schon sehr alt.«

»Werden Schafe und überhaupt das Vieh in Neuseeland heutzutage nicht mehr über Land getrieben?«

»Nicht über kurze Entfernungen. Es gibt noch die großen Trecks von der Küste aus, aber der alte Bursche könnte das nicht mehr. Er kann einfach nicht mehr reiten. Er ist schon ziemlich gebrechlich.«

»Besuchen Sie ihn oft?« Tony stellte immer wieder Fragen.

»Nicht so oft, wie ich eigentlich möchte, aber immer, wenn ich in der Gegend zu tun habe oder mich morgens einmal freimachen kann.«

»Könnte ich Sie heute nicht dorthin begleiten? Dann könnte ich das Häuschen saubermachen und ihm etwas kochen. Bitte, ja?«

Er lächelte in der freundlichen Art, die anscheinend Tony vorbehalten war, und sagte: »Tony, das würde dir nicht besonders gefallen da oben. Das Häuschen ist ziemlich verkommen. So etwas hast du wahrscheinlich noch nie in deinem Leben gesehen.«

»Dann wird es aber endlich Zeit. So etwas macht mir übrigens nichts aus. Wenn der alte Mann nichts dagegen hat, oder?«

»Na ja, offen gesagt macht er sich nicht gerade viel aus Frauen, aber gegen ein junges Mädchen wird er sicher nichts einzuwenden haben.«

Tony errötete. Ich glaube kaum, daß sie besonders glücklich darüber war, als ein Kind bezeichnet zu werden. Aber sie meinte dann nur: »Also, ich komme mit Ihnen. Susan, kann ich einen Schrubber und einen Besen mitnehmen?«

Wenn ich an den Zustand von Tonys eigenem Zimmer dachte, dann war es für mich ein wunderbares Gefühl, zu sehen, was Liebe vermochte.



»Aber sicher. Und ein paar Sachen zu essen. Er wird doch sicher nicht gekränkt sein, oder?«

Tonys Augen strahlten. Man hätte meinen können, sie sei auf dem Wege zu einer Party, nicht aber zu einem völlig vereinsamten, wahrscheinlich ziemlich heruntergekommenen, alten Mann. Prudence und ich winkten den beiden nach, und dann rief ich Larry an, um sie zu fragen, ob sie etwas über den alten Mann wisse.

»Ja, das wollte ich dir immer schon erzählen. Vor ein paar Tagen lernte ich ihn kennen. Ich wußte, daß in diesem abgelegenen Teil ein alter Viehtreiber wie ein Einsiedler lebte. Vor ein paar Tagen fuhr ich diese Straße da oben entlang, und als ich an dem Häuschen vorbeifuhr, kam ein Hund herausgelaufen. Klar, daß ich auswich, aber ich geriet in einen Graben und kippte fast um. Der alte Mann kam herausgelaufen, entschlossen, einen nichtsnutzigen Autofahrer, der seinen Hund überfahren hatte, zusammenzuschlagen. Als er dann sah, daß ich Ärger hatte, nur um seinen Hund zu schonen, benahm er sich sehr hilfsbereit. Der arme Alte ist sehr gebrechlich, aber trotzdem half er mir noch, etwas unter den Wagen zu legen, so daß ich wieder auf die Straße zurückkonnte, ohne umzukippen. Ein sehr schöner Hund, Susan.«

»Und der alte Mann?«

»Ach, ich mochte ihn. Ich sagte, daß ich noch einmal vorbeikommen würde. Der Hund schaute mich so flehend an.«

»Typisch, das machen diese Tiere immer.«

»Weil sie merken, daß ich eine besondere Schwäche für sie habe. Also, Tony ist losgezogen, um den alten Bob Sutton zu bemuttern? Mein Gott, was Heilige nicht alles fertigbringen.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ich meine den kleinen Pfarrer, den ich sehr, sehr gerne mag. Hier ergeben sich Bande. Ach was, reden wir nicht darüber. Erinnerst du dich an das andere Mädchen? Die so gerne reitet? Du weißt, wen ich meine.«

»Aber ja. Etwas Intelligenz habe ich schon.«

»Sei nicht eingeschnappt, Susan. Es ist ein Zeichen zunehmenden Alters, wenn man morgens schlecht gelaunt ist. Aber ich

kann dir wirklich keinen Vorwurf machen, mit Tony, das ist ein bißchen ärgerlich. Und das andere Mädchen . . . ich wittere Gefahr. Ich wünschte, unser Pfarrer würde einen Teil seines missionarischen Eifers auf diese Dinge lenken.«

Wir gingen nicht weiter auf dieses Thema ein, denn wir haben eine beschlossene Parteilinie. In diesem Augenblick hörte ich, wie ein Telefonhörer sanft hochgehoben wurde. Larry sagte: »Halt mich bitte auf dem laufenden, wie Tony mit dem alten Bob auskommt.«

Die beiden waren schon vor elf Uhr wieder zurück, aber der Pfarrer wollte nicht zum Mittagessen bleiben. Er hatte noch eine ganze Reihe von Besuchen zu machen und erteilte anschließend Konfirmandenunterricht. Er erzählte mir, Tony hätte ein Wunder vollbracht. »Innerhalb von zehn Minuten hatte sie Bob für sich gewonnen, vor allem, weil der Hund sie mag. Toss ist nicht immer besonders freundlich, aber offensichtlich war Tony ein Mensch, auf den der Hund gewartet hatte.«

»Und war sie wirklich eine Stütze? Hat sie alles in Ordnung gebracht?«

»O ja, mich ließ sie gar nichts tun. Ich glaube kaum, daß die beiden Räume jemals so gesäubert worden sind.«

Einfach verblüffend, wenn man sich den erbärmlichen Zustand meines Hauses ansah, der inzwischen zur lieben Gewohnheit geworden war. Fast mußte ich lächeln, aber Craig fuhr fort: »Und leider muß ich berichten, daß sie darauf bestand, einen Haufen alter Sachen mitzunehmen und in Ihre Waschmaschine zu stecken.«

»Das macht nichts. Ich bin froh, daß sie mit Ihnen gegangen ist. Es wurde allmählich höchste Zeit, daß wir uns um Leute wie Bob kümmern. Man wird doch sehr leicht egoistisch.«

»Aber Sie haben doch genug am Hals, mit den beiden kleinen Kindern, einem Haus, einer Farm und der kleinen Schwester, die Sie adoptiert haben.«

»Nicht so viel wie Sie. Tony meinte, wenn Sie zustimmen, könnten wir die Betreuung des alten Mannes übernehmen. Ich meine natürlich die Dinge, mit denen Sie sich eigentlich erst gar nicht befassen sollten.«

Er schaute auf die Hügel und bemerkte nachdenklich: »Nicht befassen? Wie unterscheidet man denn die wichtigen und die weniger wichtigen Pflichten?«

Tony kam aus dem anderen Zimmer herein. Sie hatte sich umgezogen. Wahrscheinlich hatte sie das abgelegte Kleid achtlos auf dem Boden liegenlassen. Sie sagte: »Diese Hausarbeit ist doch nichts für Sie, Mr. Craig. Das ist Frauensache.«

Er lächelte: »Viele Menschen würden sagen, daß gerade diese Arbeit die richtige für einen Pfarrer ist. Weißt du eigentlich, wie oft man hören kann: Ein Pfarrer? Noch so ein altes Weib, was?«

Er machte Spaß, aber Tony lehnte sich auf: »Wie häßlich die Menschen doch sein können!«

Er lächelte; wenn Tony doch nur ihre Gefühle ein wenig verbergen könnte . . . Ich verabschiedete ihn dankbar und sah, wie er mit seinem alten Vehikel die Zufahrtsstraße hinabrollte. Ich war gereizt. Die Heiligen können, wie Larry sagt, eine Prüfung für den Menschen sein, aber genauso auch ein junges Mädchen — ein Mädchen, das für seine Jahre noch zu unerfahren ist. Am gleichen Nachmittag ritt ich mit Tony zu Larry, um dort das Fleisch zu holen, das unsere Männer abwechselnd für die beiden Haushalte schlachten. Tony ritt inzwischen sehr gut. Das Reiten war ihr zu einer Lieblingsbeschäftigung geworden. Es gab Tage, an denen Paul sogar unbestimmt meinte, Tony müsse eigentlich ein eigenes Pferd haben.

Auf dem Wege zu Larry kamen wir an Barry Lusks Häuschen vorbei. Ich war ein wenig erschreckt, als ich das alte Pony Polly neben Lusks Häuschen ohne Sattelzeug grasen sah. Das Ganze war ein wenig beunruhigend, und ich folgte einer jener plötzlichen Eingebungen, die man normalerweise später bedauert. Ich entschied mich dafür, mich in die Angelegenheiten eines anderen Menschen einzumischen — immer ein sehr gefährlicher Kurs. Tony hatte Polly noch nicht bemerkt, und ich sagte zu ihr: »Reite du schon voraus und nimm Prudence vorne zu dir in den Sattel. Ich behalte das Fleisch bei mir und hole dich bestimmt wieder ein.«

Träumerisch murmelte sie etwas vor sich hin, wahrscheinlich

dachte sie gerade schwärmerisch an Norman Craig. Ich ärgerte mich in diesem Moment über alle jungen Leute. Warum mußten sie sich immer so verrückt aufführen? Wie hier zum Beispiel Cecily, mit der Aussicht, einen wirklich herzensguten und treu ergebenen Mann zu heiraten, wenn er auch nicht gerade ein Adonis war. Und dieses Mädchen vergeudete ihre Zeit für Barry Lusk, der doch offensichtlich Tony den Vorzug gab. Und auf der anderen Seite wiederum Tony, die sich an einem harmlosen Zeitvertreib mit dem jungen Lehrer hätte freuen können, statt dessen von einem Geistlichen in den besten Jahren schwärmte, der ganz sicher nie daran denken würde, ein Mädchen zu heiraten, das gut und gerne seine Tochter sein könnte. Ach, zum Teufel mit dem ganzen Volk, dachte ich, schmiß den Beutel mit dem Fleisch am Zauntor ab und schritt entschlossen auf das Haus zu.

Ich bin davon überzeugt, daß Cecily durch einen Hinterausgang verschwunden wäre, wenn sie mich rechtzeitig gesehen hätte. Aber ich war bereits über die Schwelle getreten, bevor sie mich überhaupt bemerkte. Sie bekam einen roten Kopf.

Ich sagte: »Dein Pferd hat sich losgerissen. Es weidet, und jedermann kann es von der Straße aus deutlich sehen.«

Sie wußte genau, was ich sagen wollte, antwortete aber: »So ein Stück. Das macht es immer. Ich hatte es hinter der Hecke angebunden.«

Ziemlich kühl meinte ich daraufhin: »Das war sehr klug. An deiner Stelle würde ich es wieder anbinden. Denn im Augenblick kann jeder das Tier von der Straße aus sehen, und du weißt doch, wie gerne die Leute hier schwätzen.«

Wieder lief Cecily's Gesicht rot an, und ich sah deutlich, daß sie mich auffordern wollte, mich gefälligst um meine eigenen Dinge zu kümmern. Aber dann sagte sie doch nur: »Ich schaute bei Barry herein, um ihm einen Kuchen zu bringen, den meine Schwester für ihn gebacken hat. Und dann dachte ich, ich könne ebensogut den Berg schmutziges Geschirr spülen, wenn ich doch schon einmal hier bin. Warum eigentlich nicht? Hausarbeit ist kein Spaß, wenn ein Mann den ganzen Tag arbeitet!«

Ich dachte an Kenneth, für den Hausarbeit bestimmt auch

kein Spaß war, wenn er abends todmüde nach Hause kam. Diese Junggesellen! Ich selbst habe sie nie besonders bedauert. Meist amüsieren diese Burschen sich ganz nett, umgeben von verrückten Frauenzimmern, die ihnen nachlaufen, ihnen Kuchen backen, sie zum Essen einladen und ihre Socken stopfen. Ich konnte mir fast vorstellen, daß der nächste Schritt in der ganzen Entwicklung der sein würde, daß Tony in das Haus des Geistlichen gehen würde, um dort das Bett von Norman Craig zu machen.

Ich sagte: »Das wäre doch sicher ein Leckerbissen für bestimmte Ohren, die Kenneth mit diebischer Freude davon erzählen würden.«

»Na und? Das macht gar nichts. Barry ist doch nicht einmal hier!«

Und wieder wurde sie ziemlich rot.

»Nein, aber er wird bald hier sein. Vielleicht ist es doch eine gute Idee, hier zu verschwinden, bevor er eintrifft. Zumindest aber solltest du dein Pferd irgendwo anbinden, wo es nicht jeder sehen kann.«

»Wer weiß denn schon, daß es mein Pferd ist?«

Dieser Optimismus und Leichtsinn machte mich richtig wütend. »Mein liebes Kind, das ist geradezu idiotisch. Schließlich kennen wir alle unsere Pferde, und zwar genauso gut, wenn nicht besser, als die Stadtleute ihre Autos. Die alte Polly ist in der ganzen Gegend bekannt.«

Cecily war vollkommen weiß im Gesicht, verhielt sich aber ruhig. Mit leiser Stimme sagte sie: »Sie sind immer sehr nett zu mir gewesen, Mrs. Russel, aber das gibt Ihnen noch lange nicht das Recht, mich herumzukommandieren.« Dann verlor auch sie die Beherrschung und sie sagte: »Ich bin ein freier Mensch, von weißer Hautfarbe und einundzwanzig Jahre alt. Und verdammt, ich gehe wohin ich will und tue genau das, was ich für richtig halte.«

Mir blieb nichts weiter übrig, als das Haus zu verlassen, mir so richtig blöde vorzukommen, mein Pferd zu besteigen und im gestreckten Galopp auf Larrys Haus zuzureiten. Zum Glück spielte Tony draußen mit den Kindern, und ich konnte Larry so-



fort alles erzählen. Als ich meine Schilderung beendet hatte, pfiff Larry leise vor sich hin. »Mein Wort darauf, Susan, du kannst mir sagen was du willst, aber man kann dir wirklich keinen Vorwurf machen. Ich glaube, das Ganze hat so oder so seine Wirkung nicht verfehlt. Das Mädchen ist ein Dummkopf.«

»Ach, das sind sie leider doch alle. Schau dir doch Tony an, wie sie sich nach diesem komischen Pfarrer sehnt. Natürlich ist sie noch ein Kind, aber sie hat schon kein Recht mehr darauf, ein Kind zu sein. Sie ist beinahe achtzehn Jahre alt. Viele Mädchen in ihrem Alter sind schon richtig erwachsen. Einige sind sogar schon verheiratet.«

Larry sagte: »Andererseits brauchst du dich doch wirklich nicht um Tony zu sorgen. Ich würde das Ganze bei ihr die Liebe eines Kälbchens nennen. Er ist doch schließlich der erste Mann, den sie persönlich etwas näher kennt. Natürlich gleichzeitig der erste Heilige, zu dumm. Aber sie wird darüber hinwegkommen.«

»Das weiß ich, aber trotzdem wünschte ich, es wäre nicht so gekommen. Sie ist in ihrem kurzen Leben schon genug gekränkt worden, und sie war gerade mit diesen Dingen innerlich fertig, als sie sich in einen Mann verlieben mußte, der halb ein Heiliger und halb ein Krüppel ist. Er bleibt noch ein paar Monate hier. Lange genug jedenfalls, um Tonys Herz zu brechen.«

»Ach, das wird schon nicht zerbrechen, jedenfalls nicht an diesem Kirchenpfeiler. Ehrlich, ich sehe nicht ein, welchen Schaden jemand an einer Liebe zu Norman Craig nehmen könnte. Wir werden kaum jemals wieder einem so herzensguten Menschen begegnen. Susan, jetzt hör doch endlich auf, dich über die Sünden und Fehler der Jugend aufzuregen und dir Sorgen zu machen. Diese Angewohnheit hast du von Paul übernommen, und durch nichts altert man so schnell. Du erreichst sowieso nichts dadurch, denn an meine Qualitäten als Ehesterin reichst du doch nicht heran, oder?«

»Du warst auch nicht immer so schlau!«

»Spiel bitte nicht auf die Vergangenheit an. Diesmal komme ich ganz gut voran.«

»Meinst du jetzt Patty und den Kapitän?«

»Ja, natürlich. Hattest nicht auch du den Eindruck, daß er

sehr glücklich wieder abreiste? Weißt du, er besuchte sie zweimal.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Mrs. Anstruther einen Menschen aufheitern und glücklich machen kann.«

»Doch, wenn man sie auf die Art nimmt, die der Kapitän so an sich hat. Patty wäre schon immer in Ordnung gewesen, wenn die Leute sie nicht wie rohes Porzellan behandelt hätten, das jeden Augenblick zerbrechen kann.«

»Ihr Mann war ein Schatz, er betete sie an.«

»Ja, genau. Wie das alte Lied, das Onkel Richard auf seinem Schallplattenspieler spielt. So etwas wie: ›Verehere sie aus der Ferne.‹ Das reicht doch, jeder Frau Flausen in den Kopf zu setzen.«

»Also, den Kapitän als den verhaltenen Verehrer aus der Ferne kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Eher würde er ihr kräftig auf die Schulter klopfen und sie auffordern, ein bißchen munter zu werden.«

»Und das dürfte Pattys Leben verlängern und ihr endlich ihre Lebensfreude schenken. Die Frage ist nur, wie man weiter vorgehen sollte, um die beiden auch wirklich zusammenzubringen. Ja, Susan, du hattest einen aufregenden Nachmittag. Als du hier ankamst, sahst du sehr aufgebracht aus.«

»Das wäre dir nicht anders gegangen. Versuch doch einmal, einem Mädchen beizubringen, sich vernünftig zu benehmen, um dann auch noch solche Antworten hören zu müssen. Ich mag Cecily und wünsche sie mir als zukünftige Nachbarin. Und was macht sie? Sie verdirbt alles. Das läßt sich doch kein richtiger Mann gefallen, und ganz bestimmt nicht Kenneth. Dabei sind es nur noch drei Wochen bis zu ihrer Hochzeit.«

»Susan, ich weiß, was mit dir los ist. Paul ist nicht da. Und immer, wenn der Teuerste abwesend ist, verfällst du in diese merkwürdigen, dramatischen Stimmungen und weinst dich bei mir aus. Der Grund ist Paul und nicht Cecily.«

Diese Meinung verbitterte mich so sehr, daß ich Cecily plötzlich vollkommen vergaß. Aber bevor wir aufbrachen, meinte Larry mit weicher Stimme: »Schön, morgen die Männer wieder zu haben. Ich selbst freue mich sehr. Aber, Susan, jetzt kein

Wort mehr von dem Mädchen. Du hast vollkommen richtig gehandelt, auch wenn sie dir fast an die Kehle gesprungen wäre. Ich wette, sie hat sich das, was du ihr sagtest, hinter die Ohren geschrieben und ist anschließend nach Hause geritten.«

Aber Larry würde diese Wette verloren haben. Als wir an Barrys Haus vorüberkamen, war zwar Polly nirgendwo zu sehen, aber ich sah kurz etwas Rotes und Weißes hinter dem Fenster aufleuchten und blitzschnell angesichts unserer Pferde wieder verschwinden. Cecily war also immer noch dort.

Etwas weiter weg trafen wir dann Barry, der auf dem Weg nach Hause war. Er hielt an, um sich mit mir zu unterhalten, wobei sein Blick aber fast nur Tony galt. Er sagte: »Mrs. Russel, ich wollte schon bei Ihnen hereinschauen, denn ich brauche Ihren Rat.«

Einen schrecklichen Augenblick lang glaubte ich, es könne sich um Cecily handeln. Dann erst merkte ich, daß es hier um die Schule und sachliche Dinge ging. Barry erklärte, er würde sehr gerne einmal sämtliche Leute aus dem Distrikt versammeln. »Eltern wie auch die anderen Erwachsenen. Alle, die interessiert sind. Eine Art von Gemeindeversammlung, aber natürlich völlig zwanglos. Ich möchte, daß wir einmal die Möglichkeit der Bildung eines Schulkomitees diskutieren. Und natürlich, wie wir das dann den Behörden erläutern und schmackhaft machen.«

»Das hört sich gut an. Nicht nur die Eltern, sagten Sie?«

»Nein, alle, die kommen möchten. Natürlich an erster Stelle die Eltern. Denn sie sollen das Gefühl haben, jederzeit alles mit mir besprechen zu können, mir ihre Sorgen erzählen und auch über mögliche Fehler zu sprechen, die mir unterlaufen. Sie sollen direkt zu mir kommen, anstatt mit anderen darüber zu sprechen.«

»Also eine Art von enger Beziehung zwischen Lehrer und Eltern?«

»Ja, und meinen Sie nicht, das sei eine gute Idee?«

»Eine sehr gute Idee. Wo möchten Sie die Versammlung abhalten? In der Schule?«

»Nein, das wäre zu formell. Ich möchte die Versammlung

in meinem Häuschen abhalten. Ich weiß, das Häuschen ist sehr klein, und es stehen nur wenige Möbel darin, aber das Wohnzimmer ist geräumig, und den Leuten würde es doch sicher nichts ausmachen, auf Kisten und auf dem Boden zu sitzen, oder?«

»Natürlich nicht. Das machen sie sowieso. Und ich kann reichlich Kissen mitbringen. Aber ist das Ganze nicht sehr lästig für Sie? Wie wäre es, wenn die Versammlung in unserem Haus stattfinden würde?«

»Nein, das möchte ich nicht . . . obwohl, vielen Dank. Sehen Sie, ich werde seit Wochen herumgereicht, zum Essen, zu Drinks und dergleichen eingeladen. Ich glaube, auf diese Art kann ich mich eher zwanglos, zumindest in bescheidenem Rahmen, revanchieren. Nichts sehr Großes, natürlich. Das wäre mir gar nicht möglich. Aber es wird Bier und Sherry da sein, und Gebäck, und vielleicht wären Sie und Mrs. Lee so nett, mir ein wenig bei den Vorbereitungen und auch während des Treffens zu helfen.«

»Selbstverständlich, und es wird ihnen allen viel Spaß machen. Eine großartige Idee, und alle werden zusammenkommen und Sie kennenlernen. Dann ist alles viel, viel einfacher für Sie. Ja, Barry, unbedingt, ich glaube, die Sache ist prima.«

»Was halten Sie von Mittwoch abend? Und kann ich morgen einmal bei Ihnen hereinschauen, und alle Leute anrufen, weil ich doch kein Telefon habe?«

»Ja gerne, Tony, was meinst du? Das wird doch sicher ein großer Spaß, nicht wahr? Eine Party im Haus eines Junggesellen. Ich glaube, so etwas hat es bei uns bisher noch nicht gegeben.«

Sie lächelte uns beide niedlich an, aber ich hatte nicht den Eindruck, daß sie überhaupt zugehört hatte. Barry sah richtig niedergeschlagen aus. Er war so eifrig und begeistert, genau der richtige Lehrer für unsere Landgemeinde. Er sah ein wenig enttäuscht aus, als er sich von uns verabschiedete, aber trotzdem recht munter. Er tat mir leid, vor allem, wenn ich an die Überraschung dachte, die ihn in seinem Häuschen erwartete.

Wir erwarteten unsere Männer am nächsten Tag rechtzeitig zurück. Larry kam mit einem Kleidchen von Christina zu mir, das sie zurechtschneiden wollte. »Ich putze inzwischen deine Fenster und gehe dann mit Sam nach Hause. Wenn die scheußliche, alte Kiste nicht auseinanderfällt, sollten die beiden gegen Mittag hier sein.«

Es war erst kurz nach elf Uhr, als sich ein Auto dem Haus näherte. Larry schaute durch das Fenster, das sie gerade putzte, und meinte: »Es ist nicht Sam. Einen so weichen, ruhigen Klang hat unser Motor nicht. Ich möchte zu gerne wissen, wer uns da besuchen will. Halte die Leute bitte auf, damit ich meine Schürze ausziehen und die Schüssel wegstellen kann.«

Tony war mit den Schafen ausgeritten, und ich ging den Besuchern entgegen. Aber im nächsten Augenblick rief ich Larry zu, es seien doch unsere Männer. »Ich möchte wissen, woher sie diesen Wagen haben. Es ist nicht der Wagen des Kapitäns!«

Larry meinte: »Ach, so ein Pech, sicher ist der alte Karren wieder zusammengebrochen, und sie haben sich einen Leihwagen nehmen müssen. Ich wünschte . . . Oh, sieh mal da. Schön, daß ihr wieder da seid. War's schön?«

»Sehr sogar. Aber wundert ihr euch nicht über den Wagen?«

»Nicht besonders, obwohl ich froh bin, daß ihr einen Wagen mieten konntet. Was ist denn diesmal passiert? Nicht zu fassen, mit welchem Einfallsreichtum diese Kiste sich immer neue Scherze ausdenkt.«

»Jetzt nicht mehr. Die sind wir ein für allemal los.«

»Aber Sam, so schlimm war es? Welch eine Tragödie!«

»Aber nicht im geringsten. Dieser Wagen hier wird dir viel besser gefallen.«

»Nun hör aber auf. Diesen Wagen wirst du so schnell wie möglich zurückgeben müssen, und Paul wird mit dir fahren, um dich zurückzubringen. Wie lästig für uns alle.«

»Mein kleiner Dummkopf, begreifst du denn nicht? Den alten Karren habe ich in Zahlung gegeben — natürlich für ein paar Pfennige — und diesen hier gekauft.«



»Was hast du gemacht? Wie bitte? Halt mich doch bitte nicht zum Narren, Sam! Wie konntest du den Wagen kaufen? Womit überhaupt?«

»Mit Geld, mein Liebling. Wie man das so tut. Vorjahresmodell und nur 17 000 Meilen gelaufen. Aus erster Hand. Der Mann geht nach Übersee. Ein Freund des Kapitäns!«

Endlich war Larry überzeugt, und zum erstenmal ging sie aus sich heraus und umarmte Sam öffentlich vor anderen Leuten. »Ach, das kann ich noch gar nicht glauben. Wie herrlich. Aber, Sam, was hat das Ding gekostet? Du hättest das nicht deswegen tun sollen, weil ich dauernd nörgelte. Ich versuchte nur, den Ärger von der spaßigen Seite zu nehmen, aber ich meinte das gar nicht so.«

»Hast du wirklich genörgelt? Daran kann ich mich nicht erinnern. Aber mach dir nichts draus. Du warst bestimmt nicht der Grund. Eher das Vieh, das wir letzten Monat günstig verkaufen konnten. Alle diese miserablen Kälber, die wie durch ein Wunder fünfzehn Monate überlebten. Weißt du noch, wie du mich angefaucht hast, weil ich die Tiere gekauft hatte? Na ja, die Fleischpreise ziehen an, und diesmal entschied ich richtig.«

Eine sehr aufregende Angelegenheit. Ich war genauso erfreut wie Larry, und wir untersuchten den neuen Wagen in allen Einzelheiten, noch bevor wir unseren Männern einen Tee aufgossen.

»Eine Heizung und eine sehr melodisch klingende Hupe. Ein Scheibenwischer, der nicht hängenbleibt, und eine Vorrichtung, mit der man die Windschutzscheibe wirklich sauber bekommt, so ähnlich wie bei dem Wagen des Abgeordneten. Und erstklassige Bremsen. Nicht etwa, daß alle diese Dinge unbedingt notwendig wären. Ich kann auch ohne Bremsen auskommen und werde nie wissen, was ich mit den ganzen Extras wirklich anfangen soll. Hauptsache — funktioniert der Wagen auch?«

»Sieht ganz so aus. Du kannst ja heute nachmittag gemeinsam mit Susan einen kleinen Versuch machen.«

Darauf Larry sofort: »Susan, diesen Wagen teilen wir uns. Das Ganze ist eine Angelegenheit, die unsere beiden Familien betrifft, und du mußt auf der Stelle lernen, ihn zu fahren. Nicht wahr, Sam?«

»Wenn sie möchte«, meinte Sam nicht ganz so entgegenkommend, wie ich gehofft hatte. Warum blinzelte er Paul zu?

Ich merkte, daß nur eine Tatsache die Freude Larrys trübte — nämlich daß nicht auch wir einen neuen Wagen hatten. Aber das machte mir nichts aus. Uns hatte das Buschfeuer härter getroffen als Sam, denn unsere Farm lag näher an dem großen Waldstück, in dem die Flammen gewütet hatten. Wenn uns das nicht widerfahren wäre, hätten wir auch einen neuen Wagen. So oder so, schon bald würden wir einen neuen Wagen kaufen. Auch wir hatten sehr gut an unseren Viehverkäufen verdient, alles eigene Zucht und daher mit einer besseren Verdienstspanne.

Während des Mittagessens, nachdem die Männer uns von ihren Ausflügen am See erzählt hatten, meinte Paul: »Ein prima Kerl, der Kapitän, den ihr entdeckt habt. Scheint eine Menge von den Menschen zu wissen und über gute Beziehungen zu verfügen.«

Die Männer tauschten einen Blick, und Sam sagte: »Na, komm. Sag, was du auf dem Herzen hast. Es hat doch keinen Zweck, Susan ihre Zeit an einen kleinen Fahrunterricht mit diesem neuen Wagen vergeuden zu lassen.«

Paul seufzte tief. »Na ja, draußen am See ist eine Garage. Der Besitzer frißt dem Kapitän aus der Hand. Diente in der Marine unter Saunders. Er sagte, er könne noch einen guten Wagen besorgen. Nicht ganz so neu wie dieser hier, ich glaube ein Jahr älter, aber auch preiswerter, ein günstiges Angebot. Ich dachte, ich sollte die Sache mit dir besprechen, Susan. Wenn uns der alte Wagen noch 50 Pfund einbringt, wäre das schon ganz schön, und wir wären den Schinken endlich los.«

»Auf keinen Fall, Paul. Keine Schulden für ein neues Auto.« Ich wußte mit dem Überziehen von Bankkonten ziemlich genau Bescheid, eine Sache, die ich gar nicht mochte. Ich fuhr hastig fort: »Unser Wagen tut es doch noch. Wenn er erst einmal angesprungen ist, läuft er doch recht ordentlich, und außerdem hat Sam ja einen neuen Wagen.«

Protest von allen Seiten. Wie weit war denn die Kameradschaft gesunken, wenn Paul sich an einer solchen Kleinigkeit störte und aufhielt? »Das ist mir aber sehr neu, alter

Freund. Weißt du nicht mehr, in der Wüste, als du deine Hose nicht mehr finden konntest und in meine einstiegst? Wir mußten doch sehen, schleunigst da wegzukommen! Das war doch wirklich noch eine Sache, was?»

Diese Geschichte war mir neu. Die beiden Männer lachten, und Paul meinte: »Schon, aber was ist, wenn wir gemeinsam ausgehen wollen?»

Der Disput war beigelegt, und ich sagte: »Müßtest du denn einen größeren Kredit aufnehmen?«, wobei ich versuchte, eine gewisse Sehnsucht aus meiner Stimme zu verbannen.

»Nichts, was nach der nächsten Schur nicht zurückgezahlt werden könnte. Mit dem Vieh hatten wir Glück, und ich habe ein bißchen sparen können. Deshalb ließ ich dich auch Claudias Geld nehmen, um Kleider für das Mädchen zu kaufen. Fühlte mich allerdings nicht sehr wohl dabei.«

Also hatten wir doch keine finanziellen Sorgen. Eine große Erleichterung für mich. »Und was ist mit dem alten Wagen? Können wir ihn nicht in Zahlung geben?»

»Nicht die geringste Chance! Wir können versuchen, ihn zu verkaufen, aber am besten, wir bringen ihn gleich zum Schrotthändler!«

Ich war leicht erschüttert. Wenn der Wagen gut genug für uns gewesen war, dann würde er jemandem anders auch noch gute Dienste leisten können. Davon abgesehen war er uns, trotz gewisser Mucken, über die Jahre hinweg ein treuer Freund und Begleiter gewesen. Die Vorstellung davon, wie ein Schrotthändler den Wagen in Stücke riß, behagte mir überhaupt nicht. Ich meinte: »O nein, irgend jemand wird ihn doch sicher kaufen. Warum setzen wir nicht eine kleine Anzeige in die Zeitung?»

Paul schüttelte nur den Kopf. »Man kann doch von keinem Menschen verlangen, so weit anzureisen, nur um das alte Wrack zu besichtigen. Viel besser, wir sprechen mit dem Gebrauchtwagenhändler in der Stadt.« Larry ging sofort auf diesen Vorschlag ein. »Ja, Susan, das ist die Idee. Du, Tony und ich. Wir gehen in die Stadt und bieten den Wagen an. Und einer von uns fährt den neuen Wagen, mit dem wir anschließend wieder zurückfahren können.«

Paul zweifelte an den Erfolgsaussichten. »Für den Schinken bekommt ihr nichts mehr, und außerdem ist das Männersache.«

Voller Überzeugung meinte Larry: »Bestimmt nicht deine Sache. Die Rolle paßt nicht zu dir. Du bist viel zu ehrlich. Du würdest jede Frage wahrheitsgemäß beantworten. Nein, du bleibst besser zu Hause.«

Sam stellte sich plötzlich auf unsere Seite. »Laß sie ruhig, Paul. Die ziehen das Ding schon durch.«

Im gleichen Augenblick kam Tony herein, begrüßte die Männer und fragte: »Wem gehört der schöne Wagen da draußen? Wie der von Mutter, nur noch schicker!«

Wir erzählten ihr die ganze Geschichte, und sie freute sich für Larry. Dann, als sie von Pauls Plänen erfuhr, war sie ganz begeistert. »Aber klar, den Wagen verkaufen wir. Larry, Susan und ich. Ich wette mit dir — wir bekommen noch 80 Pfund dafür.«

Wir alle gingen Wetten miteinander ein, aber ich rechnete mir keine allzu großen Chancen aus. Ich fürchtete, von den Schrotthändlern höchstens 20 Pfund zu bekommen, so wie Paul prophezeit hatte. Dennoch stimmte er zu, wir sollten es ruhig einmal versuchen. »Aber nicht vor Mittwoch«, sagte ich und erzählte von Barrys Party. Natürlich gab es die üblichen Einwände, und Paul sagte: »Warum eigentlich nicht in der Schule? Dann könnten wir die ganze Sache so kurz wie möglich machen.«

Ich erklärte Paul, Barry sei wirklich auf seine Idee versessen und lehne sogar ab, auch nur ein paar Kekse von uns anzunehmen. »Er ist ein furchtbar netter Kerl«, meinte ich, mit einem Seitenblick auf Tony. Aber sie schien nicht interessiert zu sein. »Ich sehe keinen Grund dafür, mitzugehen«, meinte sie. »Ich zähle nicht zu den Eltern und kann hier auf die Kinder aufpassen.«

»Aber auch die Kinder sollen mitkommen. Sie können draußen auf dem Rasen spielen. Ich habe das Gefühl, er hat eine Menge Limonade bestellt. Klar, du mußt mitkommen, Tony. Es wird sehr nett werden, und außerdem bleiben wir nur für eine Stunde. Und nachher fahren wir in die Stadt, verkaufen den

Wagen und kaufen deine Kleider. Deine Mutter schrieb, sie halte die Idee für gut, und es tue ihr leid, daß sie soviel zu tun hatte und dadurch zuwenig auf deine Garderobe achtete.« Claudia schien durch meine Zeilen etwas aufgewacht zu sein, vielleicht auch, weil die Romanze dem Alltag Platz machen mußte. Sie hatte in einem sehr freundlichen Ton geschrieben und mich gebeten, alles zu kaufen, was Tony benötigte. Es sah so aus, als werde sie endlich doch etwas menschlicher.

Am Mittwoch kam Paul bereits um vier Uhr nach Hause. Er murrte ein bißchen, das mußte eben so sein. Ich hörte ihm erst gar nicht zu, denn ich suchte nach einem Schal für Tony, den sie so tragen sollte wie Cecily. So würde sich ihr grünes Kleid etwas beleben lassen. Ich war sicher, daß auch Cecily anwesend sein würde, und wollte einfach nicht mehr zulassen, daß sie Tony immer an die Wand spielte. Ich fand einen passenden Schal, den ich für sie knotete. Sie sah sehr hübsch aus. Natürlich war die Aufmachung nicht wie die von Cecily, aber schließlich wußte ich ja, welchem der beiden Mädchen Barry den Vorzug gab.

Ich fragte mich, ob wohl auch der Pfarrer anwesend sein würde. Das war anzunehmen. Er und Barry waren gute Freunde, und es war undenkbar, daß er nicht eingeladen war. Er hatte sich gemeinsam mit den anderen Männern an den Arbeiten an der Schule beteiligt und war immer und jederzeit bereit, tatkräftig zu helfen.

Die meisten Siedler wollten kommen. Paul erzählte, er habe am Morgen Kenneth Young getroffen. Er hatte auch die Absicht, zu kommen, obwohl er das nicht gerade voller Begeisterung gesagt hatte. Als ich das Wohnzimmer betrat, sah ich als ersten den Pfarrer. Auch Cecily war schon da, diesmal in einem glatten, gelben Kleid, einer angenehmen Abwechslung von den Schals, die sie sonst immer trug. Sie saß bei Kenneth, und ich hatte den Eindruck, daß sie sehr aufgeregt und angespannt aussah. Er schaute finster drein, und ich fürchtete, daß irgendein netter Mensch ihm davon erzählt hatte, was sich während der letzten beiden Wochen zugetragen hatte. Wenn das der Fall war, dann würde dieser Abend nicht gerade angenehm



verlaufen. Barry gefiel mir in seinen eigenen vier Wänden besser denn je zuvor. Er war ein etwas aufgeregter, aber sehr aufmerksamer Gastgeber, und man konnte sofort merken, daß er sich mit den Vorbereitungen zu dieser Einladung sehr viel Mühe gemacht hatte. Mit den Kindern wurde er leicht fertig. Man konnte sehen, daß sie ihn gerne mochten und daß sie ihm auch gerne gehorchten.

Viel gelacht wurde über die Sitzgelegenheiten, aber schließlich überredeten wir Ida Willis, sich in den einzigen, großen Lehnstuhl zu setzen, während alle anderen auf Schemeln und Kisten Platz nahmen oder sich einfach auf den Boden setzten. Alle, außer Ken und Cecily, schienen guter Laune zu sein, und ich hoffte sehr für Barry, daß seine Einladung den nötigen Erfolg haben würde.

Wie immer lösten sich auch diesmal alle Spannungen, nachdem zwei Drinks gereicht worden waren. Man begann mit der Erörterung sachlicher Probleme. Ob die Schulbehörde die Pläne für die Schule genehmigen würde? Wo sollte man das Schwimmbad anlegen? Und so fort. Als man sich über diese Fragen geeinigt hatte, wurden die Eltern gebeten, Vorschläge allgemeiner Art zu machen. Barry zeigte sich äußerst aufgeschlossen, erklärte seine Methoden und Ansichten und ging sehr freundlich auf die geringfügigen Klagen der Eltern ein. Er stand jedermann offen Rede und Antwort.

Larry und ich waren gerade dabei, in der Küche einige Gläser zu spülen, als die Katastrophe eintrat. Plötzlich hörte ich die Stimme von Ida Willis: »Mein Gott? Was ist denn das? Ich fürchte, ich habe die ganze Zeit darauf gesessen. Ein Schal? Direkt unter dem Kissen!«

Es folgte eine tödliche Stille, die uns magisch anzog, und ungesehen standen Larry und ich dann in der Tür. Wie ein Wachfigurenkabinett, denn niemand bewegte sich oder sprach.

Ich schaute Mrs. Willis an und wußte sofort, warum. Ein unglücklicher Einfall hatte sie veranlaßt aufzustehen und ihren Lehnstuhl jemand anders anzubieten. Dabei hatte sie offensichtlich das Kissen aus dem Stuhl gefegt, und nun stand sie da, den roten Schal in der Hand, den zumindest zwei Männer und die

meisten der anwesenden Frauen kannten. Es war der Schal, den Cecily oft als Kopftuch trug.

Ich sehnte mich danach, ihn Mrs. Willis aus der Hand zu reißen, zusammenzuknüllen und in eine dunkle Ecke zu werfen. Sie aber spürte nicht, welche Sensation sie entfesselte, und außerdem fand sie den Schal komisch.

Ich schaute Kenneth Young an und war über die unverhohlene Wut in seinem Gesicht entsetzt. Barry schaute sehr verlegen drein, und Cecily war dem Zusammenbruch nahe. Sie konnte nicht mehr tun, als den rasenden Ken flehend anzublicken, und die Augen niederzuschlagen. »Ich . . . ich . . .«

Er würdigte sie keines einzigen Blickes. Er starrte zu Barry herüber, und die ganze Eifersucht, das ganze Mißtrauen, das er zu bekämpfen suchte, standen in seinem Gesicht geschrieben. Er trat einen Schritt vor, mit gesenktem Kopf und gefährlich funkelnden Augen. Cecily, die begütigend einen Arm auf den seinen gelegt hatte, beachtete er überhaupt nicht. All das war innerhalb von weniger als einer Minute passiert, obwohl diese Zeit mir wie eine kleine Ewigkeit erschien.

Dann löste sich die Spannung. Tony lachte leise, stand auf und nahm Mrs. Willis den Schal aus der Hand. »Ach so, hier ist der Schal also. Den habe ich gesucht und gesucht. Ja, das ist mein Schal. Ich mochte Cecily's Schal so sehr, daß ich mir den gleichen beschaffte. Ich trage ihn als Kopftuch, wenn ich reite. Ich verlor ihn, hätte aber nie daran gedacht, ihn hier wiederzufinden.«

Alle hörten gespannt zu, und ich fragte mich, was nun passieren würde. Aber ich brauchte mir keine Sorgen zu machen. Tony war sehr ruhig und nett, und entschuldigte sich fast. »Susan, weißt du, der Zettel, den ich Barry bringen sollte?« Sie hielt ein und schaute mich an. Ich ließ einen gurgelnden Laut vernehmen, aber sie fuhr fort: »Du warst nicht zu Hause, Barry. Ich legte den Zettel auf den Tisch, und dann — na ja, tut mir leid, aber ich habe ein bißchen bei dir herumgeschnüffelt. Ich wollte sehen, welche Art von Büchern du liest, nahm mir eins aus dem Regal und setzte mich dort in den Sessel. Dabei muß ich den Schal verloren haben. Wie schön, ihn wiederzuhaben, denn ich hatte schon

Angst, einen neuen kaufen zu müssen.« Dann, wie um die Sache perfekt abrollen zu lassen, nahm Tony den Schal und legte ihn um ihr Haar. Ein entsetzliches Bild!

Diese Krise war überstanden, und alles lachte und unterhielt sich. Ich glaube, nur ich fing den bittenden Blick auf, den Tony dem Pfarrer zuwarf. Er lächelte nur und klopfte kurz ihre Hand. Dieser Klaps bedeutete nicht nur, daß diese Lüge unbedingt verziehen, sondern sogar eine galante Notwendigkeit war. Sie wußte sofort, was er meinte, und ich wünschte mir, er hätte seine Zustimmung für sich behalten, denn plötzlich füllten sich ihre Augen mit großen Tränen. Schnell schaute ich weg und sah, daß der Ärger und die Wut aus Kenneths Gesicht verschwunden waren und daß er zurückhaltend seinen Arm um Cecilys Hüfte gelegt hatte und sie mild anlächelte. Sie lächelte zwar nicht zurück, aber ihr Gesichtsausdruck sagte deutlich, daß sie erkannt hatte, wie nahe sie daran gewesen war, alles zu verlieren, und daß sie ein solches Risiko nie mehr eingehen würde.

Als wir dann alle in Sams Wagen einstiegen, um nach Hause zu fahren – unser Wagen hatte einen schlechten Tag, er wollte nicht anspringen –, murrte Paul: »Was war das denn für ein Hilfsprogramm eben? Die Leute schauten alle so komisch drein, und ich habe Tony noch nie mit diesem Schal gesehen. Ich kümmere mich zwar nicht besonders um solche Dinge, aber der Schal schien so gar nicht zu ihr zu passen. Gibt es da irgendein Geheimnis?«

Larry übernahm es, zu antworten, und weil sie nie ihr eigenes Geschlecht im Stich läßt, sagte sie fest und bestimmt: »Das einzige Geheimnis ist für mich, wie Tony so geschmacklos sein kann, diesen schrecklichen, roten Schal zu tragen. Liebling, nimm das Ding vom Kopf. Dein Herz mag zwar goldig sein, aber dein Haar ist tizianrot, und der rote Fetzen sieht auf diesem Haar unbeschreiblich häßlich aus.«

Am nächsten Tag fuhren wir in die Stadt, um den alten Wagen zu verkaufen und Einkäufe für Tony zu machen. Paul war eher pessimistisch. »Es ist falsch, euch überhaupt fahren zu lassen. Nicht gerade eine schöne Aufgabe, die ihr vor euch habt.«

»Es wird uns Spaß machen.«

»Sprich bitte nicht wie Larry. Das ist kein Spaß. Es ist einer Frau unwürdig, in der Gegend herumzufahren und ein altes Auto zu verhökern.«

»Auf Würde gebe ich nicht viel. Offen gesagt mache ich das Ganze, weil ich es gerne tue.«

»Ich nehme an, ich kann dich kaum davon abhalten, aber Sams Wagen auch noch mitzunehmen ist doch Unsinn. Diesen Wagen hier wirst du doch nicht loswerden, also könnt ihr gleich wieder damit zurückfahren.«

»Reizend, dieser freundliche Abschied. Schau doch nicht so düster. Wünsch uns lieber ein bißchen Glück und halte das Geld bereit.«

Als ich soweit war, sagte Paul plötzlich: »Was war eigentlich gestern abend? Ich bin nicht ganz so dumm, und das war bestimmt nicht Tonys Schal.«

Diese Bemerkung des wohl unaufmerksamsten Mannes der Welt setzte mich in Erstaunen. Aber offenbar war die große Wahrheit durchgedrungen, daß Mädchen mit tizianrotem Haar keine roten Kopftücher tragen. Na ja, ich dachte gar nicht daran, Paul anzulügen, nur um Cecilys dummes, kleines Gesicht zu wahren. Ich sagte ihm die ganze Wahrheit, und er war überrascht. »Ich wußte nicht, daß das Mädchen jemals so einen Blödsinn machen würde. Warum tat Tony das aber? Sie ist doch nicht gerade eng mit Cecily befreundet, oder?«

»Nein. Eigentlich hat sich Cecily Tony gegenüber immer sehr schäbig verhalten. Aber Tony ist nun einmal der großzügigste Mensch auf der Welt.«

Paul war plötzlich wütend. »Und was ist mit Lusk? Denkt denn keiner von euch bei diesem Spiel an ihn? Ziemlich hart für einen Burschen, der gerade eine neue Aufgabe übernommen hat.

Was wäre passiert, wenn Tony nicht eingegriffen hätte?« Tatsächlich hatte ich Barry vollkommen übersehen. Als ich das Paul gegenüber zugab, murmelte er, in den Frauen säße der Teufel persönlich. Sie halten um jeden Preis zusammen, und ein Mann kann sich ebensogut einfach aufhängen.

Tony sollte gemeinsam mit mir in dem alten Wagen fahren, während Larry und die Kinder den neuen Wagen benutzten. Unsere Abfahrt verzögerte sich, weil auch diesmal unser Wagen nicht anspringen wollte, und zwar um keinen Preis. Selbst das Anrollen auf der abschüssigen Straße half nichts. Die Kiste blieb am Fuß des Hügels einfach stehen, still, und so, als wolle sie dort den ganzen Tag bleiben. Ich vermutete, sie wußte, daß sie ihren letzten Weg antrete.

Da die Straße nach Te Rimu bergauf verläuft, blieb nichts anderes übrig, als den Traktor herauszuholen und den Wagen anzuschleppen, bis er begann, Lebenszeichen von sich zu geben. Eine Meile der Strecke 'geschah nichts, aber dann begann der Motor langsam, sich zu bewegen, und Tony und ich meinten, schließlich doch noch am gleichen Tag in Te Rimu anzukommen.

Erst als der Motor richtig lief, wagten wir es, anzuhalten, so daß Paul das Abschleppseil lösen und uns aus dem Wege fahren konnte. Selbst jetzt drückte ich das Gaspedal doch ziemlich weit durch und winkte meinem bedrückten Gatten noch einmal kurz zu. Wir hatten ihn gerade hinter uns gelassen, als Tony sich umdrehte und mit rätselhafter Stimme meinte: »Ich möchte wissen, was bloß mit Paul los ist. Er bewegt seine Arme wie die Flügel einer Windmühle und zeigt auf irgend etwas.«

»Vielleicht ist er aus Freude darüber verrückt geworden, diese Kiste zum letztenmal zu sehen.«

»Nein wirklich, Susan, da ist bestimmt irgend etwas nicht in Ordnung. Willst du nicht doch einmal kurz anhalten?«

»Nicht für Geld. Nicht, bis wir oben auf dem Hügel sind. Was könnte denn schon sein?«

Und oben auf dem Hügel wußten wir sehr schnell Bescheid. Die große Erleichterung über den Start des Wagens hatte Paul vergessen lassen, das Abschleppseil auch an unserem Wagen zu lösen. Kein Wunder, daß er so aufgereggt war. Der Anblick eines



Abschleppseils an der Vorderachse unseres Wagens hätte nicht gerade die Kauflust möglicher Opfer gesteigert. Ich hielt den Fuß auf dem Gaspedal, während Tony das Seil entfernte und laut kicherte.

»Meinst du, das war ein schlechtes Omen? Ob wir jemals in Te Rimu ankommen werden?«

Wir hatten Glück und keine Panne mehr. Der Motor war inzwischen richtig warmgelaufen, aber ich hatte das komische Gefühl, daß die Kupplung zu schleifen begann. Aber wir trafen an der Post auf Larry. Sie hatte Prudence und Mark schon bei unserer gemeinsamen Freundin, Mrs. Caley, abgeliefert, die in unsere beiden Kinder vernarrt war und immer wieder sagte, nichts mache ihr so viel Freude, wie einen Morgen lang die Kinder für sich zu haben. Dann arbeiteten wir einen Schlachtplan aus. Abwechselnd würden wir drei es mit jeder Werkstatt und jedem Automobilhändler aufnehmen. Wir nahmen an, daß es davon insgesamt elf in der Stadt geben mußte, aber wenn unbedingt notwendig, fuhren wir auch noch in die nächste Stadt. Wir waren wild entschlossen, die Kiste zu verkaufen.

Da es sich um meinen Wagen handelte, fühlte ich mich dazu verpflichtet, den ersten Versuch zu machen. Wir fuhren in einen großen Hof, voll mit glänzenden Wagen, die zum Verkauf standen. Nirgendwo sah ich einen Wagen, der auch nur annähernd mit dem erbärmlichen Zustand unseres Autos zu vergleichen gewesen wäre. Zwei traurig dreinblickende Männer kamen auf uns zu. Sie waren äußerst höflich und freundlich, schüttelten aber ihre Köpfe.

»Tut mir sehr leid, aber da ist nichts zu machen. Vielleicht versuchen Sie es einmal beim Schrotthändler.«

Während ich versuchte, meine Enttäuschung nicht zu zeigen, stieg ich wieder ein. Jetzt war Larry an der Reihe, und unsere Hoffnung stieg wieder. Ein sehr netter Mann kam aus der Werkstatt, betrachtete den Wagen aus jedem möglichen Winkel und sprach leise mit sich selbst. Dann: »Wenn Sie wollen, versuche ich es einmal mit dem Wagen, aber viel werde ich Ihnen nicht dafür bieten können. Ein altes Stück, das viel hat leisten müssen, nicht wahr?«

Sklavisch stimmten wir zu, stiegen aus und hielten den Atem an, während der Mann den Anlasser betätigte. Tony kniff mich vor lauter Aufregung in den Arm, denn der Motor sprang auf der Stelle an. Die dreißig aufregenden Meilen Fahrt nach hier machten sich bezahlt. Er fuhr einmal um den Block und kehrte mit einem eher traurigen Gesichtsausdruck zurück. Er meinte: »Die Kupplung gefällt mir gar nicht. Was ist mit den Bremsen los? Ich nehme an, auch Sie haben ziemlich viel Ärger mit den Bremsen gehabt, nicht wahr?«

Ich wandte mich ab. Larry übernahm das Gespräch, und die Sache war bei ihr in guten Händen. Es stand mir nicht zu, den Zwischenfall zu erzählen, als ich um Haaresbreite einen Frisiersalon durch das Schaufenster betreten hätte. Diesen kränkenden Augenblick werde ich nie vergessen können – vor allem die Bemerkungen der Männer, die aus dem Geschäft herausstürzten. Was Larry genau sagte, weiß ich nicht. Durchaus keine reinen Lügen. Es handelte sich darum, daß nicht jeder Autofahrer unbedingt auf Bremsen angewiesen ist. In unserer bergigen Gegend war es ratsamer, sich auf die Gänge zu verlassen, und dergleichen mehr. Aber das alles hätte sie sich eigentlich sparen können, denn zum Schluß bot der Mann uns 40 Pfund und vergaß auch nicht, die Schrotthändler zu erwähnen.

Dann war Tony an der Reihe. Mit steigendem Interesse beobachteten wir ihre Art, einen grimmig ausschauenden Mann anzugehen, der den Wagen mit einem niederschmetternden Blick angesehen hatte, während wir auf sein Grundstück fuhren. Er hatte sich bei seiner Arbeit nicht weiter stören lassen. Sie ging zu ihm hinüber und begann, auf ihn einzureden. Dabei machte sie ein sehr kindliches und eifriges Gesicht. Nach und nach wurden seine Gesichtszüge weicher, bis er schließlich einen Schraubenschlüssel aus der Hand legte und zu uns herüberkam, um den Wagen etwas näher zu betrachten. Alles, was die anderen uns gesagt hatten, mußten wir uns hier erneut anhören, nur daß der Tonfall diesmal noch entmutigender war. Er wollte nicht einmal eine kleine Runde drehen, er stieg nur kurz ein und lauschte dem Lauf des Motors. Aber das schien ihn auch nicht besonders zu interessieren, denn sofort stieg er wieder aus und meinte:

»Nicht viel wert. Nichts an dem Wagen scheint in Ordnung. Auch die Karosserie ist hinüber.«

Dann sah er Tony an, die den Kopf hängenließ und völlig niedergeschlagen vor sich hinstarrte, und sagte plötzlich: »Vielleicht kann ich mit dem Schinken doch etwas anfangen. Es gibt Burschen, die für diese alten Bomben etwas übrig haben. Ich könnte Ihnen fünfzig Pfund dafür bieten.«

Dankbar lächelte Tony den Mann an und meinte: »Vielen, vielen Dank, aber wir versuchen es noch irgendwo anders. Vielleicht bekommen wir noch ein wenig mehr dafür. Wenn nicht, dann kommen wir noch einmal zurück.« Ich sah, wie der Mann seine Lippen bewegte, während wir davonfuhren. Ich glaube, er betete, von uns verschont zu bleiben.

Larry wuchs jetzt über sich selbst hinaus. Die nächste Station war einer dieser gleißenden Paläste, in denen keines der dort ausgestellten Autos überhaupt wie ein Gebrauchtwagen aussah. Der Inhaber war ein sehr elegant gekleideter, offensichtlich wohlhabender Mann. Larry stieg aus und sprach ihn mit gesetzten Worten und einer besonderen Würde an.

»Ich biete Ihnen die Chance, diesen erstklassigen Wagen zu erwerben.«

Das war für Tony fast zuviel, und der Mann war völlig verblüfft. Er starrte sie einen Augenblick so an, als sei sie offenbar aus einem Irrenhaus entwichen. Dann meinte er sehr höflich, dieser Wagen passe nicht in das Angebot seiner Firma, und wie es denn mit den Schrotthändlern aussehe? Und das war der allgemeine Tenor aller dieser Gespräche. Wir waren es leid, das Wort Schrotthändler zu hören. In einer verwirrenden Reihenfolge bot man uns 30, 50 und 35 Pfund, und dann folgte ein Angebot über 75 Pfund. Ich war sehr dafür, anzunehmen, aber die beiden anderen erinnerten mich an unsere Wetten, und wir entschieden uns, es noch weiter zu versuchen. Schließlich lief der Wagen inzwischen sehr zufriedenstellend, die Kupplung funktionierte noch, und wir hofften, auch die Bremsen würden uns nicht im Stich lassen. Als wir dann in den Hof eines weiteren Händlers einfuhren, meinte Larry: »Ich habe mich oft gefragt, wie sich die Mädchen fühlen, die an Schönheitskonkurrenzen

teilnehmen und vor die Jury treten. Jetzt weiß ich es. Diese Männer tun so ungefähr alles, was man sich denken kann, fehlt nur noch, daß sie ein Bandmaß herausholen. Sie schauen, dann starren sie, schütteln ihre Köpfe, und ich verliere sämtlichen Mut. Den armen Mädchen muß es ähnlich ergehen. Sie müssen sehr tapfer sein, sich diesen Dingen auszusetzen.«

Dann passierte etwas sehr Verblüffendes. Schon der nächste Händler bot uns 90 Pfund. Das konnte ich kaum glauben und war sehr verärgert, daß die anderen mich überredeten, noch einen weiteren Versuch zu machen und einen noch höheren Preis zu erzielen. »Niemals«, sagte ich, aber Larry meinte lakonisch, wenn nicht, dann würden wir noch einmal dorthin zurückkehren. Sie war als nächste wieder an der Reihe und rechnete, ein Bombengeschäft zu machen.

Aber das war ein grober Fehler. Denn als erstes schaute der Mann unter den Wagen, seufzte auf und fragte: »War der Wagen schon einmal auf offener See? Vielleicht von der Flut überrascht oder so?«

Larry sah für einen Moment leicht belustigt aus, aber wahrheitsgemäß sagte sie: »Nie«, und mit großem Nachdruck, »wir leben in den Bergen. Nicht einmal nahe der Küste ist der Wagen gewesen.« Das hörte sich wie ein Klagelied an.

Voller Hoffnung fuhr Larry fort: »Wollen Sie nicht eine kleine Probefahrt machen? Er fährt sich sehr gut. Gute Straßenslage. Wirklich zuverlässig.«

Tony schnappte nach Luft und verschwand auf dem Boden des Wageninnern. Sie tat so, als suche sie nach einem Taschentuch. Als sie sich wieder aufrichtete, war ihr Gesicht stark gerötet und Tränen standen in ihren Augen. Nachher meinte ich zu Larry: »Das war die falsche Bezeichnung. Er ist so beständig, daß man einen Traktor dazu braucht, ihn von der Stelle zu bewegen.«

Der Mann ging auf den Vorschlag, eine Probefahrt zu unternehmen, nicht ein. Höflich aber bestimmt winkte er ab. »Na ja, meine Dame, der beste Rat, den ich Ihnen geben kann, ist der, den Wagen zum Schrotthändler zu bringen. Die Leute sind anständig. Ich meine, der Wagen wäre noch seine 25 Pfund wert.«

Larry richtete sich auf. »Ach nein«, bemerkte sie eindrucks-  
voll, »vor zehn Minuten bot mir ein Mann in einem vornehmen  
Geschäft 90 Pfund, und ich wies dieses Angebot zurück!«

Einen Augenblick lang glotzte er sie schweigend an, und dann  
verließ ihn die zurückhaltende Höflichkeit, und er gab sich be-  
tont herzlich. Er legte eine Hand auf Larrys Arm und sagte:  
»Meine Dame, wenn Ihnen irgend jemand für das Ding da  
90 Pfund geboten hat, dann rennen Sie dahin zurück, werfen  
Sie sich dem Mann an den Hals und nehmen Sie ihm den Scheck  
ab. Dann rennen Sie zur Bank und kassieren Sie den Scheck,  
bevor dieser Mann wieder zu Verstand kommt.«

Außer dem »sich an den Hals werfen« befolgten wir seinen  
Rat mit peinlicher Genauigkeit. Dann sprangen wir alle in Sams  
Wagen und fuhren in eine stille Nebenstraße, um uns dort dem  
Gefühl der Freude und Erleichterung hinzugeben.

Tony meinte: »Jedesmal, wenn wir bei einem Händler auf  
den Hof fuhren, fuhr mir ein Schrecken in die Glieder. Ich  
rechnete fest damit, der Wagen würde nicht anspringen, und das  
wäre das Ende gewesen.«

Dann zählte ich noch einmal das Geld, und wir fuhren zu  
Mrs. Caley, um dort die Kinder abzuholen. Wahnsinnig aufre-  
gend, das ganze Geld in der Tasche zu haben. Ich preßte die  
Tasche fest an mich und schaute jeden mißtrauisch an, der sich  
auf der Straße näherte.

Nach dem Essen ergab sich der zweite, aufregende Teil unse-  
rer Reise. Es ging darum, Claudias Geld für Tonys Garderobe  
auszugeben. Wenn schon nicht nach dem letzten Schrei in Sydney,  
dann auf jeden Fall als einen passenden Rahmen für ihre Haare  
und Augen. Larry flüsterte mir zu, es mache einen Heidenspaß,  
anderer Leute Geld auszugeben, »vor allem, wenn ich den Ein-  
druck habe, daß ihr beide euch nicht gerade hervorragend ver-  
stehen würdet«.

Auch Tony war wegen der neun Zehnpfundnoten in meiner  
Handtasche ein wenig beunruhigt. »Ein herrliches Gefühl, so  
viel Geld bei sich zu haben. Halt es nur gut fest, Susan, dann  
können wir uns in Ruhe umsehen.«

Aber es kam ganz anders. Der Nachmittag war genauso eine



Strapaze wie der Morgen. Der erste Teil verlief glatt, weil Tony, was die Größe anging, leicht einzukleiden war und die Verkäuferinnen sich höflich und verständnisvoll zeigten. Wir kauften ihr zwei hübsche Kleider, nicht sehr teuer, aber nett. Dann entdeckten wir einen wirklich eleganten, blaßgelben Stoff, der sich sicher zu einem schicken Etwas verarbeiten ließ.

»Aber ich muß ein gutes Schnittmuster haben«, versicherte ich, und wir vertieften uns gemeinsam in Vorlagen, die auf einem großen Tisch ausgebreitet waren. Ich rief: »Das ist genau, was wir suchen.« Dann schaute ich auf und war wieder bei Verstand. Die Handtasche preßte ich immer noch fest an mich, aber wo waren die Kinder?

Noch vor wenigen Minuten wälzten sie sich fröhlich auf dem dicken Teppich in dem Ausstellungsraum, ganz wie zwei kleine Katzen, aber wo waren sie jetzt? Im Nu war Tony draußen auf der Straße, und Larry lief hinterher. Ich behielt meine Fassung gerade noch so lange, der Verkäuferin ein Modeheft in die Hand zu drücken und ihr zuzurufen, dieses eine für mich festzuhalten, dann lief auch ich auf den Ausgang zu. Ich war ziemlich sicher, Prudence und Mark in dem Laden nebenan zu finden — mit einem großen Schaukelpferd beschäftigt.

Aber dort waren sie auch nicht, und weder in der einen noch der anderen Richtung der belebten Straße war auch nur das geringste Lebenszeichen von den beiden zu entdecken. Larry ging in die eine, und ich in die andere Richtung, während Tony die Suche auf der anderen Straßenseite aufnahm. Nach zehn Minuten sagte ich: »Ich rufe die Polizei zu Hilfe. Die Kinder sind diesen Verkehr nicht gewohnt.«

Larry sah blaß aus, nickte kurz, und ich betrat die nächste Telefonzelle. »Zwei kleine Kinder«, jammerte ich mit schwankender Stimme. »Ein Junge von drei und ein Mädchen von vier Jahren. Der Junge trägt ein blaues Hemd und eine dazu passende Hose und das Mädchen ein weißes Kleidchen und keinen Hut.«

Fröhlich kam die Antwort aus dem Hörer: »Hören die beiden auf die Namen Prudence und Mark? Ein bißchen großartig, diese Namen, aber ich bin schließlich kein Bibelforscher. Nette Kinder,

und sehr aufgeweckt. Ja, die beiden sind hier. Ein junger Beamter brachte sie vor zehn Minuten von einem Streifengang mit. Es geht ihnen gut.«

»Aber warum . . . ich meine wie . . .?«

»Na ja, wissen Sie, die beiden spazierten auf den Beamten zu, gaben ihm die Hand und sagten: ›Du bist unser bester Freund. Das sagt Mammi immer. Wir möchten mit dir zu deinem Haus gehen.« Sie wußten nicht, wo sich ihre Mütter aufhielten und wollten sich von dem Beamten nicht trennen. So dachte der junge Mann, das beste sei, sie hierherzubringen. Die amüsieren sich hier königlich.«

Als wir das Polizeirevier, noch vor Aufregung zitternd, erreichten, sahen wir zu unserem Entsetzen, daß die beiden Kinder mit einem großen Polizeihund herumtollten. »Keine Angst, meine Dame«, beruhigte mich der stämmige Sergeant, »der Hund mag Kinder gern. Ihn auf einen Jugendlichen anzusetzen ist sinnlos. Er würde eher das Gesicht des Täters lecken.«

Ich meinte: »Es tut mir sehr leid, daß wir Ihnen diese Umstände gemacht haben. Wir dachten ja immer schon, daß die Leute, die ihren Kindern Angst vor der Polizei einjagen, sehr, sehr dumm sind. Folglich haben wir unseren Kindern immer wieder erzählt, daß die Polizisten ihre besten Freunde sind. Natürlich dachten wir nie daran, daß sie sich jemals so verhalten würden.«

»Das ist schon richtig. Sehr vernünftig! Schade, daß nicht mehr Eltern so denken.« Und wir verließen unsere besten Freunde, während der Sergeant noch meinte, diese Geschichte müsse er abends gleich seiner Frau erzählen.

Wir schleppten die Kinder aus dem Paradies der Polizeiwache und des großen Hundes ab und sagten ihnen in unmißverständlichen Worten, sie hätten unbedingt in unserer Nähe zu bleiben. Wir nahmen die beiden bei der Hand, und Prudence sagte nicht ganz unlogisch: »Aber Mammi, du hältst deine Handtasche so fest, daß du mich ganz darüber vergißt.«

Im Schuhgeschäft paßten wir scharf auf die beiden auf. Der Laden war riesig, eine große Verkaufsfläche im Keller, und sofort sammelten die Kinder möglichst viele Fußkissen, um darauf

herumzuspringen. Schließlich hatte Tony das gefunden, was sie haben wollte. »Nicht gerade hohe Absätze, Susan, wegen Paul, weißt du, aber auch nicht gerade solche Baumstümpfe wie diese hier«, bat sie, und wir fanden das ideale Zwischenmodell.

Fast alle Einkäufe waren erledigt, die Schnittmuster hatten wir ausgesucht, und wir beschlossen, noch mit den Kindern in dem großen Kaufhaus Tee zu trinken.

»Dort können sie die Rolltreppen sehen. Ein Heidenspaß wird das für sie sein«, meinte Larry.

»Sie werden Angst davor haben, aber sie brauchen es ja nicht zu versuchen«, meinte ich darauf. »Sie werden sicher gern zuschauen. Schließlich sind Kinder vom Lande diesen technischen Neuerungen gegenüber immer etwas gehemmt.«

Ich hätte unsere »Kinder vom Lande« eigentlich besser kennen müssen. Wir standen am unteren Ende einer Rolltreppe, und fasziniert schauten die beiden nach oben. Und dann, als wir uns nur für einen Augenblick abwandten, waren die Kinder spurlos verschwunden.

Eine Frau, die in der Nähe stand, fragte: »Suchen Sie die beiden Kleinen, die gerade die Rolltreppe hinaufgefahren sind?

Larry lachte. Sie meinte: »Ach, diese scheuen, kleinen Kinder vom Lande.« Dann stürzte sie hinterher. Wir befanden uns gerade in halber Höhe, als wir die Freude hatten, den beiden auf dem Wege nach unten zu begegnen. Sie winkten uns liebevoll zu und lachten über unsere Ermahnungen, die wir zu ihnen hinüberschrien. Oben angekommen, verhielten wir für eine Minute, um uns ein entzückendes Kleid anzusehen, das mir eine Vorstellung von Tonys neuem Kleid gab, dann fuhren wir wieder abwärts, um unsere Sprößlinge einzusammeln. Und diesmal sahen wir sie flüchtig auf halbem Wege nach oben. Zur Überraschung der Leute um mich herum sah ich mich mit der Faust drohen, während Larry den beiden zuschrie, oben zu warten.

Aber sie gehorchten natürlich nicht, und es sah ganz so aus, als sei dies das Spiel, das ihnen wirklich Spaß machte und das sie für unbestimmte Zeit durchhalten würden.

Mit aller Entschiedenheit durchkreuzten wir diesen Plan. Ich wartete am unteren Ende, während Larry nach oben fuhr, und

wir beide stellten uns in Positur. Und trotzdem wären die beiden uns noch entwischt, aber als wir sie dann endlich geschnappt hatten, war ihr Lachen so ansteckend, daß jedes Schimpfen einfach sinnlos erschien. Dann fuhren wir alle gemeinsam nach oben, um im Dachrestaurant unseren Tee zu trinken.

Dann sammelten wir unsere zahllosen Päckchen und Pakete und verließen das Kaufhaus. Draußen erwartete uns eine weitere Überraschung. Wir hatten nicht an die Parkuhr gedacht, und ein Verkehrspolizist war gerade damit beschäftigt, einen Strafzettel auszuschreiben. »Ein trauriges Ende eines erfolgreichen Tages«, meinte Tony flüsternd. »Erzähl ihm doch von dem Pech mit den Kindern und der Rolltreppe. Wenn uns das nicht passiert wäre, hätten wir die Parkzeit nicht überschritten. Wenn der Mann auch nur ein bißchen Humor hat, dann verzichtet er sicher auf eine Anzeige.«

»Ich glaube nicht, daß dieser Mann Humor hat«, antwortete ich. »Er sieht so böse aus.«

Aber Tony bestand darauf, und deutlich hörbar meinte ich zu Larry: »Sag ihm, es sei nicht unsere Schuld. Wie hätten wir die Kinder auf der Rolltreppe alleine lassen können?«

Zu meiner Überraschung schüttelte Larry den Kopf und sagte sitzsam: »O nein, Tony, ich werde nicht bitten oder streiten. Schließlich tut der arme Mann nur seine Pflicht.«

Ich sah, wie der arme Mann überrascht aufschaute.

Nach einem kurzen Gespräch verlief die Trennung auf beiden Seiten äußerst herzlich. Der Strafzettel war inzwischen in einem Gully gelandet.

## 12

Eine Woche später war dann der Tag gekommen, an dem Paul mit einem Wagen vor dem Haus vorfuhr, dessen Motor ruhig lief, dessen Bremsen nicht quietschten. Er kam herein und sagte mit einer sorgfältig gleichgültigen Stimme: »Kommt ruhig heraus und seht euch den Wagen an. Übrigens ist der Wagen auf deinen Namen, Susan, zugelassen. Er gehört dir. Wir zahlen etwas mehr Einkommensteuer, aber auf die Dauer macht sich

diese Lösung bezahlt. Wenn mir irgend etwas zustößt, sparen wir die Erbschaftssteuer.«

Ich hätte mir eine nettere Einweihungsansprache für diesen neuen Wagen denken können, dennoch stimmte ich zu und sagte etwas von weiser Voraussicht.

Larry und ich hatten uns schon immer gerne über den Stolz lustig gemacht, den manche Leute für ihren neuen Wagen hegten. Jetzt mußten wir zugeben, daß der Grund dafür der war, daß wir absolut keinen Anlaß gehabt hatten, auf unsere Wagen stolz zu sein. Obwohl wir uns dies nur unter vier Augen gestanden, gaben uns die neuen Autos großen Auftrieb. Larry meinte, wir seien auf der Leiter des Erfolges einige Stufen höher geklettert.

»Es muß doch für viele unserer Freunde eine große Erleichterung sein, uns einladen zu können, ohne befürchten zu müssen, daß wir bei ihnen übernachten müssen. Ich glaube, wir können jetzt auch unseren Einfluß auf die neuen Siedler, was Tantchen angeht, stärker geltend machen. Ich nehme ja nicht an, daß diese Leute Snobs sind, aber schließlich ist es doch netter, einmal mitgenommen zu werden, als ewig diesen komischen Geschichten von Autopannen zuhören zu müssen.« Wir hatten oft solche Geschichten erzählt, aber unsere Freunde schienen dieser Schilderungen ein wenig müde zu sein.

Ich hatte Ida Willis viel von Tantchen erzählt. Selbst Larry mochte Ida trotz der Tatsache, daß dieser Dame zuviel Geld in zu kurzer Zeit ein wenig zu Kopf gestiegen war. Ich bat sie, unseren neuen Wagen einmal auszuprobieren, und fuhr mit ihr zu Tantchens Laden. Sie mußte zugeben, daß man dort alles, was man brauchte, in guter Qualität kaufen konnte, wenn auch die Auslagen nicht so ansprechend waren.

»Der Colonel und seine Tochter halten sehr viel von ihr«, meinte Ida salbungsvoll. »Schließlich ist der Colonel ein echter englischer Gentleman und weiß, was gut ist.«

Was sie aber endgültig dazu bewegte, ausschließlich bei Tantchen zu kaufen, war ein Zwischenfall, als nämlich eines Nachts eines ihrer Kinder plötzlich schwer erkrankte. Sie erzählte Anne und mir die ganze Geschichte sehr anschaulich.

»Natürlich wußte ich nicht, was ich machen sollte. Ich meinte



zu Mr. Willis — Ted, meine ich (eine kleine Konzession, weil Anne Idas Mann immer Tim nannte), wären wir doch nie in eine solche, gottverlassene Gegend gezogen. Sie wissen doch, wie eine Mutter in solchen Augenblicken empfindet.«

Anne murmelte zustimmend, und Mrs. Willis fuhr fort: »Mr. Willis — ich meine Ted — ging gerade aus dem Haus, um den Wagen zu nehmen und einen Arzt zu holen, als er plötzlich meinte: ›Warum nicht per Telefon?‹ Ich sagte, das sei reine Zeitverschwendung. Schließlich war die Zentrale nur von neun bis fünf in Betrieb, und es war schon weit nach Mitternacht. Aber Ted meinte, irgend jemand habe ihm gesagt, Miss Adams habe einen leichten Schlaf und antworte immer auf alle Anrufe. Warum also nicht durchklingeln? So überlegte er jedenfalls.«

Ida drückte sich immer sehr vorsichtig und höflich aus und belächelte die Ausdrucksweise, die Ted gebrauchte, der, wie Anne später meinte, einen doppelten Vornamen zu haben schien: Mr. Willis — Ted!

»Und erreichten Sie Miss Adams?« fragte ich neugierig, obwohl ich genau wußte, daß Tantchen den Anruf angenommen hatte, vor allem, weil sie auch an ihrem Bett eine Nebenstelle hatte.

»Ja, sehr schnell. Sie antwortete sofort und war sehr freundlich. Nicht im geringsten über diese Störung verärgert und so praktisch und sachlich. In Sekunden hatte sie den Arzt an der Leitung, und als ich mich bedankte, meinte sie, das sei doch selbstverständlich, und im übrigen schlafe sie ebenso schnell wieder ein, wie sie aufwache. Ich sollte sie ruhig anrufen, wenn so ein Fall eintrete. So verständnisvoll, und wirklich eine Dame.«

Angenehm berührt, hörten wir uns diese Schilderung an, und dann schloß Mrs. Willis: »Nach dieser Nacht liegt es doch auf der Hand, daß ich einfach bei ihr kaufen muß.«

Das hörte sich sehr schön an, und wir nickten zustimmend. »Ich weiß, daß Sie das nie bereuen werden«, sagte ich, »weil es sich immer auszahlt, einem alteingeführten Geschäft die Treue zu halten.«

»Selbst, wenn es sich nicht auszahlen würde«, meinte Ida bestimmt und entschlossen, sich um jeden Preis dankbar zu er-

weisen, »ich würde mich immer Miss Adams gegenüber zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühlen.«

Auf dem Heimweg meinte Anne, dies sei wirklich ein Sieg. »Sie gibt immer sehr große Aufträge und wird von ihrem Entschluß nicht mehr abgehen. Sie hält Wort.«

Tony hatte Barry Lusk auf das gleiche Thema angesprochen. Ihm machte es nichts aus, seine Einkäufe bei Tantchen zu tätigen, zumal er über Freeman verärgert war.

Nachdem Tony ihn auf Tantchen angesprochen hatte, meinte er: »Übrigens habe ich mich bei dir noch nicht wegen des Abends bedankt. Du weißt doch, was ich meine. Der verdammte Schal. Das war sehr nett von dir. Ich kam mir wie ein Idiot vor, von einem Mädchen in Schutz genommen zu werden, aber mir fiel einfach nichts ein, was ich hätte sagen können.«

»Natürlich, das kann ich mir denken, aber ich habe nicht etwa dich verteidigt. Ich wollte einfach nicht, daß es zu einem Streit zwischen Cecily und Ken kam, die doch so kurz vor ihrer Hochzeit stehen.«

Er sah ziemlich ratlos aus, meinte aber noch einmal, das Ganze sei sehr nett von Tony gewesen.

»Ach was. Das bedeutete doch nichts, denn jedermann weiß, daß ich dir nicht nachlaufen würde.«

Tony sagte das in sehr unschuldigem, sanftem Ton, und Barry Lusk hätte eigentlich erleichtert sein sollen; aber er sah durchaus nicht so zufrieden aus, wie das Mädchen erwartet hatte.

Inzwischen war Cecily früher als erwartet nach Hause gefahren, wahrscheinlich weil ihr der Zwischenfall auf Barrys Party peinlich war. Sie war mit den letzten Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit beschäftigt, zu der wir alle eingeladen worden waren. Da die Hochzeit dreihundert Meilen von unserer Gemeinde stattfinden sollte, würde ohnehin niemand kommen.

Aber bevor sie abreiste, war Cecily eines Morgens unsere Anfahrt hinaufgeritten und in die Küche gekommen, wo ich gerade kochte und Tony Wäsche bügelte. Sie war äußerst verlegen, sagte aber dennoch: »Tony, das war großartig von dir. Ich weiß wirklich nicht, was Ken gesagt oder getan hätte«, und dann erstarb ihre Stimme.

»Na ja, vergessen wir das Ganze. Tatsächlich bin ich sehr froh, in Sekundenschnelle eine so faustdicke Lüge ausdenken zu können. So praktisch, denn in der Schule konnte ich das nie besonders gut.«

Wir lachten, die Spannung ließ nach, und Cecily bestand darauf: »Wenn ich irgend etwas tun kann, um diese Sache wieder gutzumachen, bitte laß es mich wissen.«

Ich hatte erwartet, dieses Angebot würde kurzerhand ausgeschlagen, aber zu meiner Überraschung hörte ich, wie Tony sagte: »Ja, das kannst du. Überrede deine Schwester, nicht mehr bei Freeman zu kaufen und nur noch zu Tantchen zu gehen. Und, Cecily, wenn du verheiratet bist, kaufst auch du nur noch bei Miss Adams, denn sie ist so nett, und Freeman ist so ein scheußlicher, kleiner Wicht, nicht wahr, Susan?«

Ich gab meinen Kommentar über die »Alteingesessenen« (denn zu denen gehörte ich ja auch schon) und die vielen Gründe, weshalb wir alle Miss Adams dankbar sein mußten. Wenn sie wegziehen müßte, dann würden wir weiß Gott was für einen neuen Postmeister bekommen. Cecily hörte ernst zu. Dann sagte sie: »Ich glaube, May kauft in letzter Zeit sehr oft bei Miss Adams ein. Aber ich werde mit ihr reden, vielleicht gibt sie Freeman ganz auf. Und wenn ich erst einmal verheiratet bin (und das mit einem Unterton von Wichtigkeit), dann kaufe auch ich ausschließlich bei Miss Adams.«

»In Ordnung«, meinte Tony und bückte eifrig weiter. »Aber erzähl uns doch ein wenig von deiner Hochzeit. Hast du zwei Brautjungfern?« Als dieses Thema erschöpfend behandelt war und Cecily aufbrach, drehte sie sich sehr zu meinem Mißfallen an der Tür noch einmal um und sagte großmütig: »Natürlich werde ich May die Sache mit dem Schal beichten.«

Aufgeregt unterbrach ich sie: »Oh, bitte tu das nicht. Glaubst du nicht, über diese Geschichte sollte so schnell wie möglich Gras wachsen?«

Aber Cecily, die Buße tun wollte, sagte, sie könne sich nicht hinter dem Rücken von jemand anderem verstecken. Sie setzte zu einem würdevollen Abgang an. Tony verdarb ihr diesen Abgang jedoch dadurch, daß sie plötzlich auf ihr Zimmer rannte,

um den Schal zu holen. »Hier ist er, Cecily, ich hätte beinahe vergessen, daß ich ihn an mich genommen hatte.«

Cecily zitterte. »Den könnte ich nie mehr tragen«, erklärte sie, und Tony antwortete sachlich, sie wolle den Schal nicht. Schließlich verließ Cecily uns, den Schal in der Hand, als sei er giftig, und Tony mußte lachen. »Manche Leute machen doch wirklich ein bißchen viel Theater, nicht wahr?«

Sie hielt ein und schaute seelenvoll vor sich hin, als ich fragte: »Was würdest du tun?«, wobei ich hoffte, daß sie eine solche Affäre vergessen würde. Aber ihr Gesichtsausdruck war plötzlich alarmierend gefühlvoll, und langsam meinte sie: »Wenn ich Cecily wäre, dann würde ich die Geschichte einem Menschen erzählen, und das wäre Ken. Ich könnte das vor dem Mann, den ich heiraten würde, einfach nicht verbergen.« Und der träumerische Ausdruck in ihren Augen ließ mich auf die entsetzliche Vorstellung schließen, daß Tony sich dabei sah, wie sie eines Tages alle ihre Sünden Norman Craig beichtete.

Inzwischen sprach sie ganz anders über den Pfarrer. Etwas reservierter, aber zweifellos nahm er den ersten Platz in ihren Gedanken ein. Sie zeigte das auch dadurch, daß sie sich sehr besorgt um Bob Sutton kümmerte, den sie dreimal in der Woche besuchte, um sein Häuschen zu putzen, seine Wäsche zu holen und zurückzubringen, Mahlzeiten zu kochen und sich um den alten Hund zu kümmern. Ich vermutete, daß sie im Geiste alle diese nicht gerade schönen Arbeiten für den Vikar tat. Ich ärgerte mich, daß die beiden sich dort öfter sahen. Craig ahnte natürlich nichts von seiner Wirkung auf Tony und erzählte mir glücklich von der eifrigen Betreuung und daß der alte Mann inzwischen auch das Mädchen sehr lieb gewonnen habe. Sutton wurde von Rheumatismus gepeinigt, und da oben, in dem kalten, feuchten Haus war eine Besserung in seinem Zustand einfach unmöglich. Er konnte sich kaum bewegen und hatte ständig große Schmerzen. Craig erzählte mir, er habe alles versucht, den alten Mann zu überreden, die scheußliche, kleine Hütte aufzugeben.

»Er kann in ein Heim für alte Männer, ein sehr nettes Heim. Aufgrund seines Zustandes würde er dort jederzeit aufgenom-

men. Dort würde er auch Freunde finden. Das einsame Leben tut dem Mann nicht gut. Nur Tonys Betreuung ist es zu verdanken, daß er es überhaupt so lange da oben ausgehalten hat. Ich fürchte, ich habe ihn Tony praktisch ganz überlassen.«

»Will er dort nicht weg?«

»Er denkt nicht daran, solange der alte Hund noch lebt. Ich glaube, wenn Toss erst einmal tot ist, wird er sich überreden lassen. Er sagte mir einmal sehr wütend, nichts auf dieser Welt könne ihn dazu bewegen, den alten Kameraden im Stich zu lassen: ›Er hat vierzehn Jahre lang treu zu mir gehalten, und ich halte zu ihm. Wir werden gemeinsam sterben.«

»Vierzehn Jahre? Dann hat das Tier aber nicht mehr sehr lange!«

»Oft wünsche ich mir, der Hund würde im Schlaf verenden. Das passiert auch eines Tages, wenn er nicht vorher überfahren wird. Er ist taub und fast blind. Ich fürchte mich schon etwas, wenn ich daran denke, was mit Bob sein wird, wenn das Tier stirbt.«

Auch ich wünschte, der Hund würde im Schlaf verenden, und Bob Sutton würde von einem Heim aufgenommen, wo er die richtige Pflege hätte. Dann käme es auch nicht mehr zu diesen vielen Zusammenkünften von Tony und Craig. Augenblicklich lebte sie fast nur noch dafür und war immer sehr glücklich und fröhlich, wenn sie von Sutton zurückkam. Gleichzeitig war sie immer etwas träumerisch und geistesabwesend. Ich war mir leider im klaren darüber, daß Tony in einer anderen Welt lebte, einer Welt, in der sie und Norman Craig auf unmögliche Art romantisch miteinander verbunden waren. Ich glaube nicht einmal, daß sie ans Heiraten dachte. Dazu war sie zu klug und zu praktisch denkend.

Plötzlich wurde die Situation auch Paul klar. Ich glaube, es war der Gesichtsausdruck Tonys, als sie eines Tages von Sutton zurückkam und sagte: »Mr. Craig geht es nicht gut. Er besuchte Bob heute, und von dort wollte er zu einem Spezialisten. Das Bein schmerzt. Oh, Susan, ich wünschte, ich könnte noch mehr für ihn tun.«

Unentschlossen meinte ich, die Betreuung Suttons sei für den



Pfarrer eine große Erleichterung. Alle in der Pfarrei hätten ihn sehr gern und würden alles für ihn tun. Tonys Gesicht glühte.

»Sie hängen sehr an ihm, nicht wahr? Sie meckern nicht an ihm herum, wie sonst an Pfarrern. Aber er ist auch so voller Verständnis für alles.«

Ich wollte das Thema wechseln und sagte: »Wie ging es dem alten Sutton heute?«

»Schlecht. Sein Rheumatismus wird immer schlimmer, und er rechnet damit, daß Toss ihm wegstirbt. Gestern abend wollte der Hund sein Fleisch nicht fressen.«

»Wenn das passiert, das wird schrecklich sein. Hat Bob keine Verwandten, die sich um ihn kümmern können?«

»Er sagt nein. Vor langer Zeit war er einmal verheiratet, aber Kinder hatten sie nicht, und seine Frau starb. Er sagt, seitdem habe er nicht mehr viel für Frauen übrig, obwohl er nichts gegen Larry und mich hat.«

An diesem Abend meinte Paul wie zufällig zu mir: »Wäre es nicht eine gute Idee, Tony wenigstens vorübergehend zu ihrer Mutter zurückzuschicken? Schließlich ist sie jetzt schon drei Monate bei uns. Es wird Zeit, daß sie sich Gedanken über ihre Zukunft macht.«

Ich geriet in eine richtige Panikstimmung. »O nein, Paul, noch nicht. Noch kann sie sich nicht gegen Claudia und Macgregor wehren. Und sie ist doch schon wie unser eigenes Kind. Ich weiß, warum du das vorschlägst, aber das geht doch vorbei. Junge Mädchen sind nun einmal so.« Mit Paul braucht man nie die Klinge zu kreuzen, weswegen er auch zu den stillen Ehemännern zählt. Er sagte: »Craig gehört zu den Besten. Fast ein Heiliger, obwohl er über diesen Vergleich lachen würde. Aber . . . aber . . .«

»Aber nicht für Tony. Ganz bestimmt nicht für Tony. Sie ist für ihn noch ein Kind. Natürlich mag er sie sehr gerne, aber er ist schon vierzig oder noch älter. Das Ganze merkt der Mann überhaupt nicht, vielleicht auch, weil er nicht gewohnt ist, mit jungen Mädchen umzugehen. Man kann im Moment einfach nichts daran ändern. Und schaden tut das Ganze auch nichts. Mr. Craig wird uns in Kürze verlassen, und er wird nie erfah-

ren, welche Gefühle Tony bewegten. Er wird sie immer als das nette, hilfsbereite, kleine Mädchen in seiner Erinnerung behalten, das ihm so oft Grund zum Lachen gegeben hat. Nichts weiter. Wir müssen einfach warten!«

Aber ich irrte mich gewaltig. Es kam nicht zu dem langen, qualvollen Warten.

An einem Morgen beschlossen Larry und ich aus heiterem Himmel, nach Te Rimu zu fahren. Sie wollte Stoff für ein Winterkleid einkaufen, ein Wunsch, den ich mißbilligte, weil ich das Kleid dann schließlich nähen mußte. Wie gewöhnlich konnte sie nicht abwarten, endlich das Kleid zu besitzen. Paul und Sam nahmen ihren Lunch draußen ein, und die Kinder waren zu den Zwillingen eingeladen worden. Eine erstklassige Gelegenheit, aber wir konnten Tony nicht mitnehmen. Sie meinte, sie sei wegen des alten Hundes beunruhigt, und hatte Milch und Traubenzucker mitgenommen, um ihn zum Trinken zu bringen.

Wir wollten zunächst einen Zettel mit der Nachricht hinterlassen, wir hofften, gegen vier zurück zu sein, aber dann sagte Larry: »Fahren wir doch eben bei Bob Sutton vorbei und sagen ihr Bescheid. Dann können wir gleichzeitig nachsehen, ob dort alles in Ordnung ist. Irgendwie habe ich ein komisches Gefühl. Schließlich ist es nur ein Umweg von zehn Meilen, und was bedeutet diese Strecke dir und mir heutzutage?«

Als wir vor Suttons Haus ankamen, sahen wir, daß Tonys Pferd am Zaun angebunden war und der Wagen des Pfarrers auf der Straße parkte. Larry meinte wütend: »Zum Teufel mit dieser Betreuung eines Kranken. Das bringt die beiden nur noch immer mehr zusammen. Na ja, was können wir schon dagegen tun? Komm, wir gehen in das Haus, Susan.« Wir stießen das verflixte Gartentor auf, zwar etwas schwierig, aber dennoch lautlos, gingen um das Haus herum, und dort bot sich uns ein Bild, das zu vergessen mir immer wieder schwerfällt. Bob Sutton saß auf der Treppe und hielt den alten Hund in seinen Armen. Tony kniete neben ihm, mit Tränen in den Augen. Daneben stand der Pfarrer und schaute voller Kummer und Mitleid auf die beiden herab.

Larry erfaßte die Situation mit einem Blick. Toss lag im Ster-

ben, aber friedlich und ohne Schmerzen. Sie ging zu der kleinen Gruppe hinüber, legte ihre Hand auf Toss' Kopf und sagte sanft: »Armer, alter Junge. Er wird einschlafen. Bob, er leidet wirklich überhaupt nicht. Er träumt von den alten Zeiten, als er noch kräftig und gesund war.«

In diesem Augenblick richtete sich Toss leicht auf. Er machte einen schwachen Versuch, zu bellen, leckte seinem Herrn noch einmal die Hände und fiel zurück. Er hatte aufgehört zu atmen.

Sutton war wie betäubt von dem Schmerz. Er gab den Hund willenlos frei, und Larry trug das Tier vor das Haus. Auch diesmal dachte ich wie immer, daß, wenn wirklich Kummer herrschte, niemand so gut sein konnte wie Larry. Sie mag keine Übertreibungen, ist gegen allzu große Liebenswürdigkeit oder auch Gefühle, aber wenn es sich um echten Kummer und Schmerz handelt, dann weiß Larry, was sie zu sagen und zu tun hat.

Tony weinte, Craig stand einen Augenblick vor ihr, schaute zuerst sie und dann den alten Mann völlig hilflos an. Er beugte sich zu Sutton und sagte etwas zu ihm, aber Bob nahm keine Notiz und hob nicht einmal seinen Kopf. Ich wußte, daß er in diesem Moment wieder auf diesen langen, staubigen Strecken ritt und an die Abende in Zeltlagern dachte, als Toss lang ausgestreckt vor seinem Zelt lag. An den frühen Aufbruch der Herde, wenn Toss auf ein Wort hin aufsprang, die tiefe Freundschaft, die enge Kameradschaft dieser Tage, und die gegenseitige Treue während der letzten Jahre, in denen beide so alt und hilflos waren.

Der Vikar stand einige Minuten schweigend da, schüttelte traurig seinen Kopf und ging zu Larry, die sich vor dem Haus aufhielt. Unglücklicherweise folgte ich ihm und ließ Tony allein. Sie sollte sich ruhig ausweinen. Sutton saß völlig bewegungslos da und starrte in den Busch hinter dem Haus.

Larry hatte Toss auf den Rasen gelegt und suchte in dem Häuschen nach einem Spaten. Als der Pfarrer nach vorne kam, trat sie gerade wieder aus dem Haus und sagte: »Es ist besser, wenn wir ihn auf der Stelle begraben. Man soll den Schmerz nicht noch vergrößern. Das alles ist gerade genug für Bob. Wissen Sie zufällig, wo ein Spaten zu finden ist? Ich grabe ganz gut.«

»Ich auch«, meinte Craig, »ich glaube, hinter dem Haus an der Tür steht eine Schaufel. Einen Spaten habe ich nicht gesehen. Aber ich mache das schon.«

Larry schüttelte den Kopf. »Nein, lassen Sie mich das mal machen. Schließlich sind Sie Pfarrer und nicht etwa Totengräber.«

Mr. Craig schaute sie kurz an, dann ging er schnell hinter das Haus zu Bob. Im nächsten Augenblick hörte ich einen lauten Schrei, gefolgt von einem erstickten Ausruf Tonys. Ich rannte um das Haus, Larry hinter mir, und wir sahen an der Betonwand zwei Männer miteinander kämpfen. Sutton hielt eine Pistole in der Hand, und Mr. Craig versuchte, sie ihm abzunehmen. Der alte Mann war plötzlich aus seiner Apathie erwacht, in das Haus gestürzt, hatte die Pistole geholt und wollte seinem Leben ein Ende setzen.

Larry und ich standen reglos da. Wir hatten Angst, einzugreifen. Wir hatten keine Angst um uns selbst. Wir waren nicht in Gefahr, wohl aber der Pfarrer. Es war sehr gefährlich, zu versuchen, einem Mann, der nicht bei Sinnen war, eine geladene Pistole zu entreißen. Sutton wurde nur von dem Wunsch beherrscht, Selbstmord zu begehen. Er wollte seinen Schmerzen und seinem Kummer entfliehen, und zu seinem alten Kameraden und Freund hin. Craig stand dicht bei dem alten Mann und versuchte verzweifelt, an die Pistole zu kommen. Aber er war kein Gegner für Sutton. Stark durch das Bein behindert, war es nur noch eine Frage von Sekunden, bis Sutton ihn zur Seite stieß.

Aber zu unserer großen Überraschung war der Pfarrer nicht so leicht zu schlagen. Er konnte die Pistole packen, obwohl Sutton sie noch krampfhaft festhielt. Dann folgte ein lauter Knall. Beide Männer taumelten, und Craig stolperte über die Beton-treppe, schlug schwer auf dem Boden auf und blieb liegen, ein Bein untergeschlagen.

Für einen Moment rührte sich niemand. Dann ließ Sutton die Pistole fallen und schaute erstaunt auf die Szene, die sich seinen Augen bot. Dann sah er den Pfarrer auf der Erde liegen und hoppelte zu ihm herüber. Laut und voller Bedrängnis sagte er: »Hab' ich ihn verletzt? Diesem Mann hätte ich doch nie etwas

zuleide tun können. Aber warum versuchte er, mir die Pistole zu entreißen? Warum konnte er einen Burschen nicht tun lassen, was er wollte?»

13

Weder Larry noch ich bewegten uns, aber Tony sprang auf und rannte zu Norman Craig. Sie hob seinen Kopf an, nahm ihn in die Arme und gab merkwürdige, klagende Laute von sich, die halb von einem Kind, halb von einem Tier hätten stammen können.

»Er ist tot. Er ist tot.« Das schrie sie immer wieder, während ich sie hilflos anschaute. Der alte Mann stand wie betäubt da und starrte auf die beiden hinab. Dann sprach Larry sehr klar und sehr energisch: »Er ist nicht tot. Versuch' nicht, ihn zu bewegen, Tony. Er braucht Luft. Er ist lediglich ohnmächtig — ist mit dem Kopf auf der Betontreppe aufgeschlagen. Der Schuß hat ihn nicht einmal gestreift. Er ging da oben in die Bäume. Aber wahrscheinlich hat er sich am Bein verletzt.«

Und jetzt kam Sutton wieder richtig zu sich. Er beugte sich über Craig und stöhnte: »Nicht tot! Nicht tot! Gott sei Dank dafür. Ich muß verrückt gewesen sein, so mit einer geladenen Pistole herumzufuchteln. Ich würde ihm nie etwas zuleide tun. Weder ihm noch euch.«

»Das wissen wir doch, Bob, und Sie haben ja auch nichts angerichtet. Haben Sie Whisky im Haus? Gut. Dann nehmen Sie einen kräftigen Schluck, und lassen Sie uns allein. Geben Sie mir die Pistole. Der Arzt braucht es nicht zu sehen und auch nichts davon zu erfahren. Ich leg' sie in meinen Wagen. Bob, Sie können uns jetzt nicht helfen. Gehen Sie endlich ins Haus.«

Er gehorchte Larry, und ich sagte: »Was sollen wir tun? Das Beste ist, wenn ich deinen Wagen nehme und von der nächstgelegenen Telefonzelle aus Dr. North anrufe. Zum Glück ist er heute in Tiri.«

»Ja, Susan, mach das, und fahr wie der Teufel. Sag dem Arzt, er soll sich beeilen. Sag ihm, daß wir glauben, daß das Bein gebrochen ist.« Sie ging mit mir zum Wagen, legte die Pi-



stole in den Handschuhkasten, und ich fuhr davon. Sie war sehr beherrscht und sachlich, obwohl ich genau wußte: Auch sie hatte große Angst gehabt. Sie nahm eine Fußmatte und ein Kissen aus dem Wagen mit und sagte nur noch kurz: »Zum Glück ein Auto, das funktioniert. Fahr wie der Blitz, Susan.« Sie wandte sich ab und ging auf das Haus zu.

Dr. North verschwendete keine Zeit. Natürlich erwähnte ich die Pistole nicht. Ich sagte nur, Mr. Craig sei gestürzt, und es sehe so aus, als habe er sich dabei sein gesundes Bein gebrochen. Auch schien er durch den Aufschlag bewußtlos zu sein. »Was für ein Pech. Er hat doch wirklich genug zu tragen. Gut! Nicht bewegen. Ich komme so schnell wie möglich.«

Als der Arzt eintraf, gab Craig wieder Lebenszeichen von sich. Wir hatten ihn nicht bewegt, nur ein Kissen unter seinen Kopf gelegt und ihn mit einer Decke zugedeckt. Der Arzt brauchte nicht lange dazu, den Beinbruch festzustellen. Er fügte noch hinzu: »Der Kopf hat einen ganz schönen Schlag bekommen, aber das gibt sich wieder. Er muß schwer auf den Beton aufgeschlagen sein. So ein Pech, das gesunde Bein zu brechen.«

Tony hatte alle ihre Tränen abgewischt, aber mit jammernder Stimme meinte sie: »Sein gesundes Bein, wird er denn jemals wieder gehen können?«

Der Arzt lächelte sie kurz, aber freundlich an. »Aber sicher. Ein glatter Bruch, etwas über dem Knöchel. Er wird so gut wie immer laufen können, aber jetzt müssen wir ihn zunächst einmal in ein Krankenhaus schaffen. Ich habe den Krankenwagen sofort angerufen, nachdem Sie mich von dem Unfall benachrichtigten, er muß jeden Augenblick hier sein. Was ist mit dem alten Mann, der hier wohnt? Ist er nicht da?«

Schnell sagte ich: »Nein, er ist im Haus. Er ist sehr aufgeregt wegen dieses Unfalls, und weil sein alter Hund gerade gestorben ist. Können Sie sich Sutton wohl einmal kurz ansehen? Wir sagten ihm, er solle einen ordentlichen Schluck aus der Flasche nehmen, aber er ist sehr niedergeschlagen.«

»Ja, sobald Craig versorgt ist. Dann muß ich aber in meine Praxis zurück. Komisch, daß Craig so ungeschickt war. Normalerweise verhält er sich sehr vorsichtig.«

Larry kam gerade mit einem Spaten in der Hand um die Ecke. Sie begrüßte den Arzt netter als sonst und sagte: »Alles in Ordnung.«

Ich ging in das Häuschen und sagte zu Bob: »Wir sagen dem Doktor nichts von der Pistole. Wozu auch. Sie haben keinen Schaden angerichtet. Das Ganze war einfach ein Unfall.«

Er war sehr dankbar. Das Glas Whisky stand fast unberührt auf dem Tisch. Gleich welche Schwächen der Mann haben mochte, jedenfalls trank er nicht. Er fragte: »Ist der Pfarrer sehr schlecht dran?«

»Ohne Bewußtsein, und ein Bein gebrochen. Ach, die Sache hätte noch viel schlimmer ausgehen können. Er wird bald wieder zu sich kommen, und schließlich heilen Beinbrüche ja auch.«

Er schüttelte seinen Kopf. »Schlimm, wie einem Mann Dinge zu Herzen gehen können. Die Pistole habe ich, seit ich hier wohne. Wenn man einen Hund besitzt, sollte man immer eine Pistole zur Hand haben. Man weiß nie, ob nicht einmal das Tier überfahren, schwer verletzt oder sehr krank wird. Dann muß man schnell etwas unternehmen können, um dem Tier diese Leiden zu ersparen.«

»Toss ist sehr friedlich von uns gegangen. Einfach eingeschlafen. Es ist gut, daß Sie das Tier nicht erschießen mußten. Alles andere würde ich an Ihrer Stelle vergessen. Wie wir alle. Jeder von uns kann schließlich einmal durchdrehen.«

Er schaute mich mit müden, trüben, alten Augen an: »Sie sind ein guter Mensch. Und die anderen natürlich auch. Alle so nett zu mir. Es wird mir schwerfallen, von hier wegzugehen, aber ich wollte immer schon das Haus aufgeben, wenn erst der Hund einmal nicht mehr da ist. Mr. Craig erzählte mir, er kenne ein Heim, in dem noch andere Spaßvögel wie ich wohnen. Soll ganz gut dort sein.«

Ich sagte: »Das hört sich ganz gut an. Wie wäre es, wenn Sie bis zu Ihrer Aufnahme in das Heim mit zu uns kommen würden? Sie werden sich sicher sehr wohl fühlen.«

Er winkte ab. »Nein, ich bleibe bei meinem toten, alten Hund, bis sie mich aufnehmen. Aber trotzdem, vielen, vielen Dank.«

Larry kam herein. »Der Krankenwagen war da und über-

nahm Mr. Craig. Er war bei vollem Bewußtsein und ganz guter Stimmung. Tony habe ich weggeschickt, sie soll draußen im Wagen auf uns warten. Na ja, Bob, den Hund habe ich begraben. Ich werde Sam um eine kleine Holztafel bitten, in die der Name von Toss eingeschnitzt ist, um den Platz zu kennzeichnen.«

Der alte Mann brach bei diesen Worten völlig zusammen und begann hemmungslos zu schluchzen. Aber in diesem Augenblick trat auch Dr. North ein und übernahm das Kommando. Was immer Larry auch an dem Arzt auszusetzen hatte, sie mußte einfach zugeben, daß er zur Stelle war, wenn Not am Mann war. Wir verließen das Haus und ließen die beiden alleine.

Aber Larry ging nicht direkt zu ihrem Wagen. Sie zog mich beiseite und sagte: »Mr. Craig kam zu sich, bevor der Krankenwagen eintraf, aber er hatte entsetzliche Schmerzen, und Tony...«, sie hielt ein, und hastig fragte ich: »Was machte Tony? Larry, sie hat doch wohl vor dem Haus keine Szene gemacht, oder?«

»Nein, eigentlich war sie sehr vernünftig. Sie saß still neben ihm, hielt seine Hand, und als er zu sich kam, lächelte er sie an und sagte: ›Mir geht es gut, Tony. Nur ein kleiner Schlag, aber wie geht's Bob?‹ Mehr sagte er nicht. Aber was machte Tony dann?«

»Sie weinte ein bißchen, das arme Kind, und sagte, Bob gehe es gut, aber er sei völlig aus der Fassung wegen des Vorfalls. Craig warf einen warnenden Blick auf den Arzt, der sich mit dem Fahrer des Krankenwagens unterhielt, und dann: ›Ich war ein richtiger Tolpatsch. Nicht seine Schuld. Die Prothese unbeschädigt, und das gesunde Bein gebrochen. Die Sache hat einen Grund, und er versuchte zu lachen.

Das wiederum störte Tony, und sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm leise etwas ins Ohr. Ich konnte natürlich nicht hören, was sie zu ihm sagte, denn auch ich wandte mich jetzt dem Fahrer zu. Ich konnte aber sehen, wie Craig lächelte und ihr auf die Hand klopfte. Dann schüttelte er seinen Kopf, sagte etwas, und der Doktor ging zu ihm hin und sagte: ›Mr. Craig, wir werden Ihnen jetzt ein bißchen weh tun müssen, aber Sie werden bald im Krankenhaus sein, wo hübsche Schwestern Sie

pflegen werden. Schließlich haben Sie auch einmal verdient, ein wenig auszuspannen.« Mehr sagte er nicht.«

»Und Tony? Ging sie mit zum Krankenwagen?«

»Nein. Sie war sehr ruhig, nachdem er mit dem Kopf abgewinkt hatte. Sie weinte nicht mehr, versuchte zu lächeln und sagte ›Auf Wiedersehen‹. Sehr leise, sehr zärtlich. Dann ging sie auf die andere Seite des Häuschens. Aber als ich sie dann suchte, fand ich sie schließlich schrecklich weinend vor und schickte sie zum Wagen. Ich wollte nicht, daß der Arzt sie so sah.«

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, was Tony geflüstert hatte. Auch Larry ahnte es. Aber wir sprachen nicht weiter darüber, gingen zum Wagen und versuchten, von Tonys Kummer möglichst keine Notiz zu nehmen. Schweigend fuhren wir nach Hause. Larry sagte nur: »Ich werde niemals zugeben, daß du immer recht und ich unrecht mit unseren Meinungen über Dr. North hatte. Sicher verhielt er sich heute sehr gut, aber nur deswegen, weil sich endlich der wohltuende Einfluß dieser Gegend bei ihm auswirkt.«

Ich wollte mich nicht streiten, denn dies war Larrys Art, von den Geschehnissen abzulenken. Sie fuhr fort: »Er war sehr nett zu dem alten Mann. Ich hörte, wie er sagte, er und Mr. Craig hätten sich schon seit längerer Zeit um Sutton Sorge gemacht. Er glaube, es sei jetzt an der Zeit, in ein Altersheim zu gehen, wo er Freunde finden werde und sich nicht um Essen und andere Dinge zu kümmern brauche. Er schloß die Unterhaltung mit den Worten: ›Ich muß jetzt leider fahren, aber auf dem Heimweg komme ich wieder hier vorbei, schaue bei Ihnen 'rein, und wir können alles Weitere besprechen.‹ So hatte der alte Mann etwas, worüber er nachdenken konnte und das ihm Hoffnung gab, aber der heutige Abend muß schrecklich für ihn sein.«

Als wir Paul von den Ereignissen des Nachmittags berichteten, meinte Larry sehr sachlich, Beinbrüche heilten schnell, und die erzwungene Ruhe werde dem Pfarrer sicher gut bekommen. Dann fügte sie noch, ohne Tony anzuschauen, hinzu: »Aber nach hier wird er nicht mehr zurückkehren. Der Doktor meint, die drei Monate, die er noch hatte, seien vorbei, wenn der Bruch ausgeheilt ist.«

Paul, der über den Unfall sehr bestürzt war, stimmte zu. »Ja, vielleicht ist alles ganz gut so. Er verschleißt sich hier sowieso. Wahrscheinlich wird er sich nie ändern, aber diese Landgegend ist nicht das richtige für einen Mann, der schwer kriegsverletzt ist. Er ist auch schon zu alt.«

Diese Worte klangen sehr hart, aber ich glaube, Paul sprach absichtlich so. Tony zuckte zusammen, und ich dachte, vielleicht habe sie doch erkannt, wie völlig hoffnungslos ihre unschuldige, kleine Liebe doch in Wirklichkeit war.

»Ja, Susan, ich muß nach Hause. Te Rimu entfällt für heute. Und mit dem Winterkleid werde ich mich noch etwas gedulden müssen. Ein sehr aufregender Nachmittag«, meinte Larry mit gezwungener Fröhlichkeit.

Dennoch ging sie zunächst nicht zu ihrem Wagen, sondern folgte mir in die Küche und setzte sich: »Hören wir doch damit auf, uns für mutige, harte Pioniere zu halten. Ich persönlich fühle mich richtig erledigt.«

So hatte Larry noch nie gesprochen, und bestimmt meinte ich: »Dann fährst du auf keinen Fall nach Hause, bevor du nicht einen starken Kaffee getrunken und mindestens zwei Zigaretten geraucht hast. Das geht gut, denn Tony ist auf ihrem Zimmer, und Paul ist wieder draußen. Wir wollen uns ausruhen und möglichst nicht reden.«

Und das taten wir dann auch. Larry trank Kaffee und rauchte zwei Zigaretten. Dann stand sie auf und sagte: »Wie lange kennen wir beide uns schon, Susan? Acht Jahre, nicht wahr? Welch ein Segen, ohne Entschuldigung einmal den Mund halten zu können. Mir geht es schon viel besser, und ich werde direkt wieder gesprächig. Scheußlich, dieses Erlebnis, nicht wahr? Ich hatte große Angst um den Pfarrer, als er um die Pistole kämpfte. Er hat sehr viel Mut. Paul hat Tony mit seinen Worten über Craig richtig schockiert.«

»Ich glaube, das war Absicht. Paul sieht mehr, als er sagt.«

»Und so endet ihre erste Liebe. Eine zärtliche Liebe, die nie anders existierte als in ihrer Einbildung. Aber sie wird darüber wegkommen.«

Natürlich riß Tony sich zusammen. Was blieb ihr auch andres



übrig, und mit achtzehn Jahren ist man noch sehr elastisch. Es folgten einige sehr traurige Wochen, während denen sie, wie ich wußte, schlecht schlief und ab und zu eine Träne verdrückte.

Paul machte sich wirklich Sorgen um die Kleine. Aber darüber sprach er nicht einmal mit mir. Wie immer, nahm auch diesmal sein Mitgefühl praktische Formen an. Eine Woche nach dem Unfall hatte Tony Geburtstag. Wir hatten uns alle möglichen Dinge für diesen Tag ausgedacht, aber an dem Tag nach Craigs Mißgeschick meinte Tony zu mir: »Susan, keine Party bitte. Ich hatte mich sehr darauf gefreut und danke dir sehr für deine Mühen — aber, wirklich, ich fühle mich im Augenblick gar nicht danach.«

So fröhlich wie eben möglich antwortete ich: »Ach, ich auch nicht. Mr. Craig würde uns fehlen, und wir brauchen Zeit, um über alle diese schrecklichen Erlebnisse hinwegzukommen. Gut, Tony, wir verschieben die Party, bis wir uns wieder besser fühlen. Aber dann machen wir die Party ganz bestimmt. Du weißt, achtzehn Jahre wirst du nur einmal.« Mit klagender Stimme meinte sie: »Irgendwie möchte ich gar nicht achtzehn werden.« Als ich sie deswegen auslachte, sagte Tony: »Susan, du und Larry, ihr seid wirklich nett zu mir gewesen. Ebenso Paul, auch wenn er nie über diese Dinge spricht. Aber ihr alle müßt mich doch für verrückt gehalten haben, mich in einen Mann zu verlieben, der doppelt so alt ist wie ich. Aber ich liebe den Mann wirklich, Susan, und ich glaube, das wird sich niemals in meinem Leben ändern.«

Ich hätte fast lächeln müssen, aber die junge Stimme klang so traurig, und ich antwortete nur: »Auf eine gewisse Weise ja, Tony. Aber das ist nicht die wirkliche Liebe. Ich wundere mich gar nicht darüber, daß du ihn liebst, ich liebe ihn auch.« Aber es war zwecklos, Tony in diese Richtung lenken zu wollen. Tony mußte ihr eigenes, kleines Drama einfach durchstehen. Sie fuhr fort: »Natürlich, wie jeder andere auch. Das ist eben so. Aber ich meine etwas ganz anderes. Ich meine . . . na ja, mein Traum war, diesen Mann zu heiraten.«

Dieser Ausspruch kam so offen und ehrlich aus Tonys Mund, daß er eine ebenso aufrichtige Antwort verdiente. Langsam und

schwerfällig sagte ich: »Tony, Liebling, Norman Craig hat fast den ganzen Krieg mitgemacht. Ich weiß sein genaues Alter natürlich nicht, aber der Krieg machte ihn zum Krüppel, und er leidet ständig an starken Schmerzen. Wahrscheinlich wird er nie heiraten, und wenn doch, dann würde er nie ein junges Mädchen bitten, das mit ihm zu teilen, was von seinem Leben noch übrig ist. Das wäre nämlich sehr egoistisch, und das ist er nicht.«

»Das weiß ich doch alles«, meinte sie gedrückt. Zu meinem Entsetzen fügte sie dann noch hinzu: »Ich weiß, und ich habe ihm das auch gesagt.« Dazu konnte man nichts mehr sagen, auch nicht darüber nachdenken, außer, daß sie das Erlebnis zu overwinden schien, wenn sie schon jetzt über alles sprechen könnte. Sie sagte: »Wir sprachen darüber, als er so hilflos dalag und lächelte, um seine Schmerzen nicht zu zeigen. Er hat eine Art, mich anzulächeln, die mir sehr ans Herz geht, so, als empfinde er sehr viel für mich.«

Voller Hoffnung hielt sie ein, und ich sagte: »Ja, er mag dich. Er mag dich sehr.«

»Schon, eher aber, wie man ein Kind mag. Nicht so, wie ich für ihn empfinde. Als er so lächelte, konnte ich einfach nicht mehr an mich halten und flüsterte ihm zu, ich liebe ihn und würde gerne ein Leben lang für ihn da sein. Aber er winkte ab, lächelte und flüsterte: ›Liebe, kleine Tony, das ist typisch für dich. Immer die Schwachen und Kranken. Ich werde nie vergessen, was du mir da gesagt hast, aber sieh mal . . .«, und dann schüttelte er den Kopf, und der Arzt erschien und sagte, die Tragbahre sei bereit, und das war alles.«

Wir saßen für eine Weile schweigend da, dann meinte Tony: »Ich glaube, ich werde mich eines Tages dieser Worte schämen. Sehr schämen, weil ich einem Mann einen Antrag gemacht habe und dieser Mann mir einen Korb gegeben hat. Aber jetzt macht es mir noch gar nichts aus.«

Ich sagte: »Du brauchst dich deswegen niemals zu schämen. Niemand außer dir, Mr. Craig und mir wird jemals davon erfahren. Warum sollte man sich schämen, einen Mann so sehr zu lieben? Selbst Larry ist sehr dafür, und du weißt doch, wie hart sie normalerweise ist.«

»Wirklich? Sogar Larry? Das macht mich irgendwie glücklich . . . Der Arzt muß mich für verrückt gehalten haben!«

»Ärzte sind wie Pfarrer . . . sie zählen nicht. Übrigens wirst du Dr. North wahrscheinlich nicht mehr begegnen, weil er Tiri aufgibt und wir einen neuen Arzt nach hier bekommen. Die Männer werden wahrscheinlich sagen, die Gegend sei dem Untergang geweiht, wenn sie einen Arzt voll auslasten kann. Aber sie sind Neuankömmlingen gegenüber immer schon so einladend gewesen.«

Aber Tony ließ sich nicht ablenken. »Was ist mit Paul? Er muß mich doch auch für irre halten, oder?«

Ich hielt es für besser, auf diese Frage ernsthaft einzugehen. »Paul ist nicht so, Tony. Er ist eher wie Larry. Wenn er das gehört hätte, wäre er sehr wütend geworden, wie auch Larry. Ich meine damit aber, daß beide sehr hart sind, vor allem Larry, aber unter der rauhen Schale schlägt ein weiches Herz. Und sie sorgen sich um andere Menschen, zumindest um einige Menschen, und wenn sie sich sorgen, dann sind beide auch sehr verständnisvoll. Deswegen habe ich Paul geheiratet — natürlich gab es noch andere Gründe«, schloß ich ausgesprochen scherzhaft.

Tony lächelte und sagt: »Du hast Glück, Susan, aber auch Paul. Es ist doch wunderbar, wenn Mann und Frau sich so gerne mögen und stolz aufeinander sind.« Bezogen auf ihr eigenes Zuhause ein eher düsterer Kommentar.

Ich versuchte zu lachen. »Viele Ehepaare leben so«, meinte ich.

»Ich glaube auch, obwohl ich persönlich noch nicht viele kennenlernen konnte«, meinte sie ein wenig hintergründig. Dann fuhr sie eher kindlich fort: »Aber das wird mir nicht passieren. So eine Ehe, niemals.«

Über den Zustand des Pfarrers wurden wir laufend unterrichtet. Alle besuchten ihn im Krankenhaus, und auch Larry und ich waren dort. Er sah sehr erholt aus, und die Ruhe tat ihm gut. Er berichtete, das Bein heile gut, und als wir aufbrachen, sagte er: »Grüßen Sie bitte Tony von mir.«

Ich richtete Tony die Grüße aus, und wir beide wußten, daß der Wunsch des Pfarrers nichts mit der deprimierenden Atmosphäre eines Krankenhauses zu tun hatte. Ihre Worte an diesem

denkwürdigen Tag waren ein Schock für ihn gewesen und hatten ihm die Augen geöffnet. Er wußte genau, daß bei Tony ein schwerwiegender, seelischer Schaden angerichtet würde, wenn man die Verbindung nicht sofort und konsequent abbrach.

Den Geburtstag Tonys begingen wir sehr still. Paul paßte das gar nicht. »Wie wäre es mit einer Party? Nur im engsten Kreise. Das würde ihre Stimmung heben.«

»Wenn ich an deine Leidenschaft für Partys denke, bin ich ehrlich gesagt ziemlich überrascht von deinem Vorschlag.«

Er sah sehr selbstbewußt aus. »Na ja, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre alt wird, aber laß mal. Du weißt schon, was das Beste ist.«

Ich glaube, auch Tony weiß das. Sie möchte wirklich keine Party. Ich stimmte ihr zu, sie zu verschieben und später dann eine große Einladung zu geben.

»Hm«, sagte Paul. Und dann etwas schüchtern: »Ich nehme doch an, daß wir ihr ein oder zwei Geschenke geben, oder? Übrigens habe ich da etwas für sie. Es ist ein Geheimnis, auch dir gegenüber!«

Das war noch überraschender, denn Paul sind Geschenke normalerweise fremd. Er bezahlt sie zwar, aber das ist schließlich etwas anderes.

Und diesmal hatte er selbst ein Geschenk besorgt. Ich konnte nur hoffen, daß es sich nicht um irgendein Kleidungsstück handelte, und bereitete mich gedanklich bereits darauf vor, dieses Geschenk umzutauschen, ohne Paul zu kränken.

Am Morgen von Tonys Geburtstag übergaben wir ihr die Geschenke. Ich schenkte ihr eine sehr schöne Handtasche, die sie gesehen und bewundert hatte, als wir in der Stadt einkaufen waren. Sie hatte der Versuchung widerstanden, weil sie noch eine sehr gute Handtasche für den täglichen Gebrauch besaß. Auch die beiden Kinder hatten je ein kleines Geschenk für sie; ich hatte einen Kuchen gebacken, und der Tag begann sehr festlich und aufgereggt. Aber wo war Pauls Geschenk denn?

Er sagte kein Wort, und nach dem Frühstück ging er nach draußen und rief laut: »Hallo, Tony, komm doch mal eben nach draußen. Mein Geschenk kommt nicht gerne ins Haus!«

Wir alle stürzten nach draußen, und dort stand eine schöne, kleine Stute vor dem vorderen Zaun. Sie wäre ein herrliches Polo-Pony gewesen. Sie war sehr schön gewachsen, und ich wagte nicht, daran zu denken, was das Tier wohl gekostet hatte.

Tony stand nur da und starrte die Stute an. Dann schnappte sie nach Luft und rief: »Nein, die ist doch nicht für mich. Das kann doch nicht wahr sein.«

»Na ja, wenn das nicht wahr ist, dann weiß ich nicht, wer sie reiten soll. Es ist allerhöchste Zeit, daß du ein eigenes Pferd bekommst, und Moses habe ich Susan zurückgegeben. Schönes Tier, nicht wahr? Ein glücklicher Zufall, daß ich sie kaufen konnte. Einer der Viehhändler hörte, sie sei zu kaufen, weil sie für den Züchter zu klein geraten ist. Bei der letzten Ausstellung fuhr ich vorbei, um sie mir anzusehen. Gestern abend stellten wir sie bei Sam ein, und ich habe sie heute morgen noch schnell herübergeholt. Schließlich sinnlos, sie hier zu haben, wo ihr beiden doch alles seht.«

Das war die aufregendste Sache seit dem neuen Auto. Tony war ganz blaß geworden. Langsam ging sie auf das Tier zu und streichelte dessen Hals. Dann warf sie Paul ihre Arme um den Hals und brach in Tränen aus. Paul war über diese Umarmung überrascht und über die Tränen erschreckt, aber er klopfte ihr dann auf die Schulter und sagte: »Na, na«, so als sei sie die kleine Prudence, und als Tony sich dann wieder gefaßt hatte, brummte Paul: »Na ja, Frauen zeigen ihre Gefühle eben auf eine komische Art. Schenkt man Susan ein Auto, dann heult sie los. Besorgt man Tony ein Pony, dann ertrinkt sie in einem Meer von Tränen. Was soll man da schon machen?«

Wir alle lachten, und im gleichen Augenblick traf Larry mit ihren Kindern ein, die kleine Geschenke überreichten.

Anschließend arbeitete niemand wirklich, und während ich gegen zehn Uhr das Frühstücksgeschirr weggspülte, spielten alle anderen mit dem Pony. Als Paul hereinkam, um mir zu helfen, sagte ich: »Weißt du, du bist ein richtiger Schatz.« Er sah etwas verlegen aus und meinte: »Das hat dir nichts ausgemacht, oder? Ich weiß, diese Stute steht eigentlich dir zu, und Tony sollte Moses haben, aber . . .«



»Aber unter den augenblicklichen Umständen«, sagte ich und folgte Tonys Beispiel, meinen leidenden Ehemann zu umarmen. »Unter den augenblicklichen Umständen glaube ich, hast du die Stute der richtigen Person geschenkt!«

14

Trotz der Geburtstagsaufregung und der Freude über das eigene Pony ließ Tonys Begeisterung gegen Ende des Tages etwas nach.

Es war schon Abend, und Tony zog sich gerade um, nachdem sie mit Babette ausgeritten war, als ein Ferngespräch ankam. Miss Adams sagte, der Anruf komme aus Wellington, und eine fremde Stimme, die mir nicht bekannt war, fragte: »Mrs. Russel? Hier spricht Alistair Smale.«

Alistair Smale. Zunächst wußte ich nicht, wer das sein sollte. Dann fragte ich: »Tonys Vater? Aber die Vermittlung sagte Wellington, und ich dachte, Sie seien in Australien.«

Er lachte kurz auf, so ähnlich wie Tony, und dann hatte die Stimme doch etwas Familiäres an sich. Die Stimme war der von Tony sehr ähnlich, aber natürlich erwachsener und männlich.

»Ja, normalerweise. Aber ich habe Geschäfte hier drüben und dachte, ich könnte vielleicht einmal vorbeischaun bei Ihnen und Tony. Sie hat mir sehr viel über Sie geschrieben, und ich bin Ihnen äußerst dankbar für alles. Könnte ich vielleicht ein paar Tage bei Ihnen verbringen?«

Ich war sehr angetan davon. Hier ergab sich eine wirksame Ablenkung für Tony. Ich sagte: »Aber natürlich. Wir würden uns sehr freuen, und Tony wird sicher begeistert sein.«

»Was wird Ihr Mann dazu sagen? Schließlich, Sie wissen doch...«

»Natürlich wird auch er sich freuen, Sie zu sehen. Er... er pflegt keine besonders engen Beziehungen zu Claudia!«

Während ich mit ihm sprach, fragte ich mich, ob wohl auch Alistair inzwischen wieder geheiratet hatte. Da Tony in einem regen Briefwechsel mit ihrem Vater stand, dachte ich, müßte ich das eigentlich wissen; aber vorsichtig erkundigte ich mich dann,

bevor er auflegte noch, ob er alleine zu uns kommen würde. Er muß geahnt haben, welche Gedanken durch meinen Kopf gingen, denn er lachte und sagte: »Ganz alleine. Keine Sekretärinnen. Aber ich sehne mich nach Tony.«

So leise, daß Tony nichts hören konnte, sagte ich: »Haben Sie vergessen, daß Tony heute achtzehn Jahre alt geworden ist? Ja, heute!«

»Um Gottes willen, das stimmt ja.« Die Stimme klang beschämt. »Was solche Daten angeht, habe ich ein Gedächtnis wie ein Sieb. Steckt die Kleine irgendwo in der Nähe? Dann könnte ich wenigstens ein paar Worte mit ihr reden, wie früher.«

»Ich hole Tony. Aber das Gespräch kostet ja ein Vermögen.«

Er lachte. Die ganze Unterhaltung schien ihm Spaß zu machen.

Ich rief Tony und sagte: »Da ist jemand am Apparat, der dir zum Geburtstag gratulieren möchte.« Einen Augenblick lang dachte ich, vielleicht hoffe sie, Norman Craig sei am anderen Ende. »Jemand aus Australien?« Ihr Gesichtsausdruck wurde dabei eher traurig als froh. »Sag bloß, es ist Mutter, und sie kommt früher hierher, als erwartet. Na ja, mal sehen«, und sie nahm den Hörer an sich, mit einem eigensinnigen Zug um ihren hübschen, kleinen Mund. Aber dann hellte sich ihr Gesicht sehr schnell auf, und laut und aufgeregt rief sie: »Daddy, bist du es wirklich . . . Ich kann gar nicht glauben, daß du es bist . . . du Lieber . . . Wann kommst du? Ich würde dir so gerne alles zeigen, ich habe jetzt auch mein eigenes Pferd . . . Wie lieb von dir, mich heute anzurufen. Ich habe nicht geglaubt, du würdest dich erinnern. Du kennst doch deine Schwächen.«

Als das Gespräch dann beendet war, leuchteten ihre Augen. Sie meinte: »Oh, Susan, stell dir vor, er ist in Neuseeland. Ich freue mich so, daß du ihn auch einmal kennenlernenst. War er nicht ein Schatz, an den heutigen Tag zu denken?«

Ich stimmte zu und dachte bei mir, Alistair Smale habe das wieder einmal ganz hübsch hingekriegt. Aber es zählte in erster Linie, daß Tony glücklich war. Ich hatte immer schon den Eindruck gehabt, alle ihre Liebe und Zuneigung habe ihrem Vater gegolten.

Er hatte Tony gesagt, um ihn sollte sich niemand kümmern. Er würde einen Firmenwagen nehmen und direkt bis vor unsere Haustür fahren. Am nächsten Abend werde er hier ankommen und zwei Tage bei uns bleiben. Dann hatte er noch gesagt: »Anschließend sehe ich mir eine Woche lang Neuseeland an. Möchtest du nicht mitkommen?«

Das rettete den Tag endgültig, und ich glaube, sogar Norman Craig trat jetzt in den Hintergrund. Sie war so aufgeregt, daß ich plötzlich ein wenig eifersüchtig war: »Wird sie ihn begleiten? Wird er sie zurück nach Australien holen wollen?« dachte ich. Sehr wahrscheinlich, denn er war sehr wohlhabend und hatte nicht wieder geheiratet, und ich war plötzlich sehr traurig. Dann sagte ich allen Ernstes zu Paul, daß das vielleicht das Beste für Tony sei. Sie sollte diese große Chance nutzen.

»Welche Karriere?« fragte Paul. »Tony hat keinerlei Berufsausbildung und hat nur die mittlere Reife. Ich glaube nicht, daß sie plötzlich anfangen will zu büffeln. Natürlich sollte sie sich eine Tätigkeit suchen, die sie interessiert, aber im Augenblick ist sie hier doch ganz gut aufgehoben.«

Von dem Augenblick an, in dem Smale unser Haus betrat, wußte ich, daß unsere Befürchtungen völlig grundlos waren. Er hatte nicht die Absicht, Tony mitzunehmen, und Tony wollte auch nicht mit ihm gehen. Denn diese Art von Verbindung bestand zwischen den beiden nicht. Tony freute sich sehr, ihn wiederzusehen, und war offensichtlich auch sehr stolz auf ihn, aber eine enge und kostbare Bindung war zwischen den beiden nicht gegeben. Alistair strebte solche Bindungen auch nicht an, und ich wunderte mich, wie die Ehe zwischen ihm und der attraktiven Claudia überhaupt so lange hatte halten können. Er war eine sehr anziehende Erscheinung, gutausehend und eine männliche Ausgabe seiner Tochter. Sein brünettes Haar zeigte das erste Grau, seine dunklen Augen schienen immer zu lachen, aber die Gesichtszüge waren regelmäßiger als die von Tony. Auch hatte er diese Fröhlichkeit, die Tony einmal gekennzeichnet hatte und die auch bei ihr heute abend zurückgekehrt war.

Ich war ziemlich sicher, daß er die volle Verantwortung für eine junge Tochter nicht zu übernehmen beabsichtigte.

Auch er war sehr stolz auf Tony, aber die Verbindung erschien mir doch merkwürdig oberflächlich. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, daß Paul sich Prudence gegenüber nie so verhalten könnte.

Andererseits war es undenkbar für mich, mir vorzustellen, unsere Kinder würden jemals so mit Paul umgehen, wie Tony mit ihrem Vater. Sie behandelte ihn wie einen hübschen, älteren Bruder, den man nicht allzu ernst nehmen durfte. Ich nehme an, ein solches Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat durchaus seine guten Seiten. Aber für mich war es neu und fremd.

An ihrem Wohlergehen war er aufrichtig interessiert. Als wir allein waren, sagte er mir in aller Offenheit, er habe sich sehr gefreut, daß Tony seinen Vorschlag aufgegriffen habe, zu uns zu gehen.

»Mir scheint, sie ist seitdem doch ein wenig erwachsener geworden. Doch wohl keine Wachstumsschwierigkeiten, oder?« Die Frage war gezielt gestellt, und die dunklen Augen beobachteten mich scharf. Ich konnte mir vorstellen, daß man diesem Mann so leicht nichts vormachen konnte. Ich meinte darauf, wie ich hoffte, in einem nebensächlichen Ton: »Nicht besonders. Für uns war es eine große Überraschung, daß Tony eines Tages vor unserer Tür stand.«

»Ich wußte schon lange, daß so etwas einmal passieren würde, und dachte an Sie und Paul. Deshalb schickte ich ihr das Geld, heimlich natürlich.«

Eigentlich wollte ich sagen: »Und Sie, für Sie war damit die ganze Verantwortung abgewälzt? Sie hatten nicht das Gefühl, dem Kind geben zu müssen, was ihr bei ihrer Mutter versagt blieb?« Aber statt dessen murmelte ich nur leise etwas von den hundert Pfund.

Aber diesen Mann konnte man nicht hintergehen. Er sah mich scharf an und sagte: »Und Sie meinen, ich hätte nicht richtig gehandelt? Das glauben Sie doch, nicht wahr? Vielleicht haben Sie recht, aber Sie müssen fair sein. Was konnte ich sonst schon für die Kleine tun? Claudia hat das Sorgerecht. Das Kind war auf einer erstklassigen Schule und meinem verderblichen Einfluß entzogen. Und ich, ich hatte meinen Beruf.«

»Ach, und damit hatte sich das?« Diesen Seitenhieb konnte ich mir nicht verkneifen, aber er nahm ihn elegant an.

»Halten Sie mir zugute, wenigstens finanziell alles getan zu haben, was in meiner Macht stand. Ich möchte Tony die Chance geben, ihren Weg zu wählen, und bei dieser Meinung bin ich bis heute geblieben.«

»Ja, aber die Frage ist doch, was will die Kleine wirklich? Damit hätte man sich vielleicht etwas früher beschäftigen sollen.« Ich war jetzt in Fahrt und sehr ernst.

»Sie haben recht, aber bevor ich mich nur umdrehte, kam es zu dieser zweiten Heirat. Ich schrieb Tony, als ich davon hörte, aber sie war bereits weg. Sie haute einfach ab. Und Claudia muß sehr verärgert gewesen sein.«

»Das hat sie sich aber kaum anmerken lassen. Sie wissen doch, daß Claudia in einigen Monaten hierherkommt und Tony wieder mitnehmen möchte? Die beiden besuchen einen Kongreß und besuchen uns anschließend.«

»Natürlich zuerst den Kongreß.«

»Und Sie — Ihre Geschäfte kommen für Sie auch zuerst.«

Er lachte. »Ein netter, kleiner Seitenhieb . . . na ja, die Frage ist immer noch . . . was will Tony? Ich bezweifle sehr, daß sie mit ihrer Mutter zurückgeht.«

»Und Sie? Werden Sie länger in Neuseeland bleiben?«

»Insgesamt vierzehn Tage. Ich habe hier eine Niederlassung meiner Firma eröffnet und werde von Zeit zu Zeit immer einmal wieder hier sein. Für Tony und eine kleine Rundreise habe ich eine Woche Zeit. Meinen Sie, es würde ihr Spaß machen?«

»Großartig sogar.«

»Und anschließend? Wollen Sie sie dann wieder loswerden? Nicht nötig, sich eine Extraperson aufzuhalsen?«

»Tony ist keine Last. Sie gehört nach wie vor zu uns und ist für uns wie eine ältere Tochter.«

Merkwürdig, wie ich mich an etwas gewöhnt hatte, das ich zunächst als unmöglich angesehen hatte.

Natürlich konnte Alistair diese Bemerkung nicht überhören. Er mußte einfach sagen: »Kaum eine ältere Tochter. Komisch, wenn eine Tochter fast so alt wie ihre Mutter ist.«



Ich mußte lachen. »Warum so direkt? Aber jetzt einmal mit allem Ernst, was denken Sie sich, Alistair? Tony ist Ihre Tochter. Sie haben jetzt, da sie achtzehn Jahre alt ist, alle Rechte als Vater. Sie kann wählen, und sie liebt Sie.«

»Auch ich liebe meine Tochter, habe sie immer geliebt, obwohl Claudia uns beiden nie eine richtige Chance ließ . . . aber, egal . . .«, er hielt inne und schaute mich mit einem entwaffnenden Lächeln an, das Claudia sicher schon öfter verrückt gemacht hatte.

»Egal?« Ich wollte ihm keine Brücke bauen.

»Na ja, Susan, diese Freiheit hat mich eine Stange Geld gekostet. Die Alimente waren verteuert hoch, wissen Sie, wenn ich auch sofort darauf einging. Aber auf diese Freiheit habe ich viele Jahre warten müssen . . . und . . .«

»Und Sie wollen diese Freiheit nicht mehr aufgeben?«

Er schaute weg, aus dem Fenster und sah beschämt aus. Dabei war das gar nicht nötig. Wer war ich denn schon, ihn zu beurteilen? Außerdem hatte er genau das gesagt, was ich erhofft hatte, nur vielleicht in anderen Worten. Ich wollte Tony nicht verlieren. Ich konnte diesen Gedanken einfach nicht ertragen. Das Zusammenleben mit Tony hatte manchmal seine Schwierigkeiten, aber die waren durchaus zu meistern. Ich wartete, und er fuhr dann fort: »Sie haben völlig recht. Ich meine damit das, was Sie nicht aussprechen. Ich bin egoistisch. Schrecklich egoistisch. Ich will nur mein eigenes Leben. Ich bin froh, daß wir jetzt eine Niederlassung in Neuseeland haben und ich Tony von Zeit zu Zeit sehen werde, aber . . .«

Unbeherrscht meinte ich: »Arme Tony. Wahrscheinlich gibt es viele Eltern, die so sind und denken. Gehen sie erst einmal auseinander, dann bricht alles zusammen, und keine der beiden Seiten ist besonders an den Kindern interessiert, vor allem, wenn sie schon erwachsen sind.«

»Seien Sie doch nicht so ernst, Susan. Das steht Ihnen überhaupt nicht.«

Da war wieder der alte Charmeur, und meine Haare sträubten sich, denn keine Frau in meinem Alter möchte so offensichtlich zurechtgewiesen werden. Er aber fuhr ernst fort: »Es wäre

sehr schwierig für mich, die direkte Betreuung Tonys auf mich zu nehmen. Sie müssen doch zugeben, daß es für einen Jungesellen wie mich fast unmöglich ist, die Aufsicht über ein Mädchen in ihrem Alter zu übernehmen. Auch, weil sie schon sehr anziehend ist. Sehen Sie, ich reise sehr viel. Das ist mein Beruf, den ich sehr liebe und mit Erfolg ausübe. Was könnte ich denn mit Tony anfangen? Ich könnte sie nicht immer mitnehmen, und sie in einem Haus allein lassen, das möchte ich auch nicht.«

»Das wäre sehr schwierig, und sie würde auch nicht glücklich sein.«

»Ganz sicher nicht. Und ich habe überhaupt kein eigenes Haus. Wenn ich nicht auf Reisen bin, wohne ich im Club. Natürlich könnte ich ein Haus kaufen, aber das würde mein ganzes Leben ändern, und das will ich nicht.«

»Dann bleibt Tony doch wohl besser hier bei uns. Und das wünschen Paul und ich uns auch. Wir hätten es sehr ungern gesehen, wenn Sie Tony mitgenommen hätten, aber wir wollten Sie natürlich nicht beeinflussen. Sie fühlt sich hier wohl und kann so lange bei uns bleiben, wie sie möchte.«

»Und dann? Es würde mich sehr überraschen, wenn sie jemals zu ihrer Mutter zurückginge.«

»Na ja, dann wird sie das tun, was alle anderen Mädchen auch tun. Sie wird sich einen Job suchen oder sich für einen Job ausbilden lassen, und an Feiertagen und während des Urlaubs, oder wann immer sie möchte, zu Hause vorbeischaun. Wir würden uns freuen, glauben Sie mir!«

Tony hier zu behalten war eine Freude für uns, aber sicher nicht immer ganz einfach. Alistair Smale fühlte sich sichtlich erleichtert, hatte aber dennoch genügend Gewissensbisse, um zu sagen: »Natürlich, ich wähle wie immer den einfachsten Weg. Aber man sollte auch Tony fragen. Da ist sie ja. Nichts schöner, als über den Zaun zu springen.«

Tony sah in ihrer neuen Reithose und einer schicken Bluse sehr hübsch aus. Die Bluse war ein Geburtstagsgeschenk von Larry. Alistair schaute sie bewundernd an, dann stand er auf und legte seinen Arm um ihre Schulter.

»Da ist ja meine erwachsene Tochter... sehr hübsch. Mein

Liebling, wir haben gerade über deine Zukunft gesprochen. Was möchtest du eigentlich selbst? Möchtest du hierbleiben oder mit deinem alten Herrn nach Australien zurückgehen, um dort die Freude seines Alters zu sein?«

Er war viel größer als Tony, sie lehnte sich an seine Schulter und schaute überrascht und fragend zu ihm auf. Dann schaute sie ihn noch einmal prüfend an und begann zu lachen: »Mein armer Schatz, dein Herz klopft doch sicher wild in Erwartung? Ich fühl' das genau. Deine alten Tage? Davon sind aber noch keine Anzeichen zu sehen, und du willst doch sicher nicht, daß ich jetzt sage: ›Ja, Daddy, ich möchte furchtbar gerne mit dir kommen!‹ Aber keine Angst, mein Herz, sei ganz beruhigt, ich komme nicht mit dir. Ich möchte viel lieber hier bei Susan, Paul, den Kindern und meiner kleinen Babette bleiben!«

An diesem Abend meinte Paul: »Ich habe mich mit Smale unterhalten. Sieht so aus, als würde Tony für immer bei uns bleiben. Bist du einverstanden?«

»Sei nicht komisch, Paul. Das weißt du doch. Herrlich, alles soweit besprochen zu haben, nicht wahr?«

»Darauf solltest du dich nicht allzusehr verlassen. Schließlich wird Claudia noch hier auftauchen.«

Eine der weniger liebenswerten Eigenschaften meines Mannes ist die, immer auf der absoluten Logik zu bestehen. Jedenfalls nennt er es so. Larry ist mit mir darin einer Meinung, daß es sich dabei um eine Leidenschaft handelt, Menschen in ihren optimistischsten Augenblicken den Mut zu nehmen.

Zwei Tage später reiste Tony mit ihrem Vater ab. Sie schienen sich prächtig zu amüsieren, und von allen möglichen bekannten Orten trafen Telegramme bei uns ein. Am Wochenende traf Tony wieder bei uns ein, mit Geschenken beladen, die ihr Vater als verspätete Geburtstagsgeschenke bezeichnet hatte. Sie hatte ein paar sehr hübsche Kleider, ein eigenes Bankkonto und Geschenke für uns alle, Larry und ihre Familie wie auch Anne.

Diesmal fuhr sie in einem Taxi, nicht aber in dem Lieferwagen des Supermarktes vor. »Lächerlich«, rief sie, als sie ins Haus stürmte. »Ich sagte Daddy, da sei eine Busverbindung, aber er hatte nicht mehr die Zeit, mich hierherzubringen, und setzte mich

einfach in ein Taxi und zahlte den Fahrpreis für mich. So ist er nun einmal.«

Später, als wir dann alleine waren, meinte Tony nachdenklich: »Daddy ist wirklich ein Schatz. Ich bin gerne für eine kurze Zeit bei ihm. Aber er ist natürlich nicht der Typ, dem man sich anvertrauen kann. Das wäre für beide Teile peinlich. Oh, Susan, es ist herrlich, wieder zu Hause zu sein. Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich auf der Stelle zu Babette hinüberlaufe und nach ihr sehe?«

## 15

Aber egal, Tony hatte sich verändert. Das mußte natürlich so kommen. Trotzdem, ich glaubte nicht, daß diese Veränderung mit der Rundreise zu tun hatte oder damit, daß Tony, nach Pauls Worten, jetzt eine unabhängige Dame mit eigenen Mitteln geworden war. Es war einfach so, daß sie immer noch Norman Craig nachtrauerte und daß dieser Kummer sie hatte reifen lassen. Das Mädchen, das einmal weit jünger gewirkt hatte, als es eigentlich gewesen war, wurde langsam zur Frau.

Wir alle spürten das sehr genau, obwohl Tony liebenswert und nett wie immer erschien. Aber sie war von einer Art trauriger Erfahrung gekennzeichnet, die ihre Umwelt sicher anziehend finden würde. Als wir einmal allein waren, sagte Paul: »Ich nehme an, es liegt daran, daß Tony eine ganze Reihe älterer Menschen kennengelernt hat.«

Ich sagte, ich glaube nicht, die Hotels, die Geysire und anderen Dinge seien der Grund, sondern Tony hole ganz einfach die Jahre auf, die ihr noch fehlten. Keiner von uns beiden sprach noch über diese unglückliche Geschichte, die wir vergessen und begraben wollten. Aber trotzdem fuhr Paul zurückhaltend fort: »Natürlich kann man von einem Mädchen nicht erwarten, daß es immer zu Hause bleibt. Heutzutage gibt es das nicht mehr.«

Ich erwiderte, auch in meinen jungen Jahren sei es durchaus üblich gewesen, als Mädchen einen Beruf auszuüben. »Natürlich ist Tony an der Farm interessiert, aber für eine junge Frau bietet die Landarbeit doch nicht gerade die richtige Zukunft. Sie ist

unbedingt kontaktfreudig, aber bei uns hier gibt es sowenig junge Leute in ihrem Alter.«

Abwertend meinte Paul, ich spiele doch sicher auf junge Männer an, und was denn mit Barry Lusk sei?

»Ich glaube kaum, daß Barry sie jemals interessieren wird. Sie mag ihn zwar, aber er ist nicht ihr Typ. Zu stark, zu gut aussehend und zu erfolgreich.«

Verständlicherweise irritiert, erkundigte sich dann mein Mann, was sich ein Mädchen denn noch mehr wünschen konnte.

Langsam sagte ich: »Ich weiß wirklich nicht. Aber sie braucht eine echte Aufgabe, eine interessante Aufgabe – und vielleicht ein paar Freundinnen, aber die gibt es hier nicht.«

»Aber da ist doch zum Beispiel Cecily Young«, denn Cecily war inzwischen verheiratet und wohnte mit Kenneth zusammen, offensichtlich glücklich und zufrieden. Barry Lusk gegenüber verhielt sich Cecily neuerdings mütterlich. Zu Tony war sie sehr freundlich und sehr darauf bedacht, ihr mit großen Einkäufen zu imponieren, die sie bei Miss Adams tätigte. Von dieser Möglichkeit hielt ich nicht besonders viel. Und die traurige Wahrheit war außerdem, daß Larry und ich zu alt für Tony waren, obwohl sie uns das nie spüren ließ. Paul meinte: »Na ja, ihr Vater hat ja eine Menge Geld. Vielleicht geht sie in irgendeine Stadt an eine Universität.«

Ich war nicht der Meinung, daß eine Universität Tonys Probleme aus der Welt schaffen könnte. Sie war auch nicht so veranlagt und hatte nie den Wunsch geäußert, studieren zu wollen. Sie war sehr belesen und auch sehr intelligent, aber nicht aus dem Holz geschnitzt, das für eine akademische Laufbahn geeignet wäre.

Im großen und ganzen schloß ich mich Larrys Meinung an: »Warum sich den Kopf zerbrechen? Irgend etwas wird schon passieren. Das ist doch immer so im Leben.«

Ich erinnerte sie daran, daß trotz aller dieser optimistischen Pläne zum Beispiel bei Julian und Alison nichts passiert war. Natürlich war der Kapitän im Gespräch. Er war noch zweimal dagewesen, und einmal hatte er bei Larry übernachtet, um zu sehen, wie der Wagen funktionierte, wie er sagte. Das andere



Mal verbrachte er ein langes Wochenende bei den Anstruthers und überbrachte eine Einladung an die ganze Familie, ihn zu besuchen und ein bißchen im See zu angeln. Die Einladung war beiläufig angenommen worden, aber man hatte sich noch nicht auf einen bestimmten Termin festgelegt. So kam die ganze Angelegenheit leider zum Stillstand.

Nur wenige Tage später besuchte Anne uns. Nachdem wir über die Kinder, über Tony und andere Dinge geredet hatten, meinte sie plötzlich: »Susan, ich bin richtig unglücklich über Julian. Er ist so nervös. Zunächst schien er mit seiner Aufgabe, Daddys Farm zu leiten, zufrieden zu sein. Er machte alles prima. Aber in letzter Zeit spricht er öfter davon, nach England zurückkehren zu wollen.«

Ich war entsetzt. Das würde unsere ganzen Hoffnungen zunichte machen. Ich gab ihr offen zu verstehen: »Was soll das denn heißen, jetzt den Colonel im Stich lassen, der die Farm doch nicht mehr schafft? Das hätte ich von Julian nie erwartet.«

»Na ja, von Im-Stich-Lassen kann man eigentlich nicht sprechen. Wie er noch kürzlich zu Daddy sagte, ist es eine sehr schöne Aufgabe, um die ihn mancher beneiden würde. Und er meinte, daß jemand mit mehr Erfahrung vielleicht mehr aus der Farm machen könnte. Schließlich ist Julian hier in Neuseeland immer noch ein wenig fremd.«

»Aber es ging doch alles so gut? Ich glaubte, der Colonel sei sehr zufrieden.«

»Das ist er auch. Was Daddy betrifft, so könnten die Dinge nicht besser stehen. Natürlich kann er oft das Herumkommandieren nicht lassen, aber Julian steht ihm näher als irgend jemand sonst. Sie kommen bestens miteinander aus. Fast wie Vater und Sohn.«

»Vielleicht möchte Julian seinen Vater wiedersehen. Möglicherweise kommt er wieder zurück.«

»Das glaube ich nicht. Ich glaube sogar, er mag seinen eigenen Vater nicht annähernd so gern wie Daddy. Er hat mehrere Brüder, und man braucht ihn dort nicht unbedingt. Und hier fühlte er sich immer so glücklich. Er hatte sich so gut eingelebt. Aber in letzter Zeit . . .«

Sie zögerte, und ich sagte: »Mir fiel auf, daß er stiller geworden ist. Gar nicht mehr der alte. Natürlich war er nie sehr lebhaft, aber er wirkt so niedergeschlagen. Wir haben ihn schon seit Wochen nicht mehr gesehen. Ich wunderte mich schon.«

»Er verbringt mehr und mehr Zeit auf der Farm. Und das macht es noch undenkbarer, ohne ihn auskommen zu müssen. Ach, Susan, hören wir damit auf. Wir wissen beide genau, was los ist. Er ist schrecklich in Alison verliebt, und sie in ihn. Die beiden sehen einfach keine Zukunft, während Mrs. Anstruther sich an Alison klammert und sie völlig mit Beschlag belegt. Sie ist zwar sehr nett; aber diese Tatsache ist ebenso unerfreulich.«

Am nächsten Tag traf ich Larry und erzählte ihr von meinem Gespräch mit Anne. Sie schaute sehr ernst drein. »Ich dachte, Julian hätte die Nase voll. Er wirkt so überreizt, und er lachte nicht einmal, als ich ihm den Verkauf deines Wagens in epischer Breite schilderte. An den Partys nimmt er überhaupt nicht teil, immer ist er zu beschäftigt oder sonstwie verhindert. Ich spüre mehr und mehr, daß wir ihn verlieren werden, und das täte mir sehr, sehr leid. Ich habe ihn immer schrecklich gerne gehabt.«

Ich machte ihr klar, es sei viel schlimmer, wenn Alison ihn verlieren würde, und fügte dramatisch hinzu: »Kannst du dir vorstellen, daß sie auf Lebenszeit Pattys Adjutanten spielen soll? Alles verpassen, bis sie eines Tages alt ist und es nichts mehr zu verpassen gibt?«

»Hör auf, Susan«, unterbrach mich Larry spitz. »Das wäre ja entsetzlich. Gleich breche ich in Tränen aus. Klagen hilft hier nicht viel, man muß handeln!«

»Und was sollte man deiner Meinung nach unternehmen?«

Zunächst schaute sie ein wenig komisch, aber dann meinte sie: »Es muß doch einen Weg geben. Laß mich mal nachdenken. Mir fällt sicher was ein. Du kennst mich doch.«

»Ja, aber nicht immer das Richtige«, meinte ich unbehaglich.

»In Wahrheit ist dem Kapitän noch kein Licht aufgegangen.«

»Na ja, man kann es ihm nicht eintrichtern – daß er Patty heiraten soll, um Alison von ihren Fesseln zu befreien. Das könntest nicht einmal du.«

»Du bist schrecklich pessimistisch, Susan. Als wenn ich so

etwas tun würde. Ich glaube, der alte Knabe mag sie sehr gern, und auch sie mag ihn, aber ich glaube, es ist ihm einfach noch nicht in den Sinn gekommen, sie zu heiraten. Er ist schon so lange Witwer, daß dieser Zustand für ihn zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist. Er ist zufrieden, wenn bei ihm alles so weiterläuft.«

»Aber er scheint gerne hierherzukommen und Patty zu besuchen.«

»Ja, und auch das wird leider zu einer lieben Gewohnheit. Alison sagte gestern, er werde diese Woche sicher hierherkommen. Die Verbindung in ihrer jetzigen Form behagt ihm sehr. So ist das in dem Alter.«

»Du scheinst Spezialistin für Witwer zu sein. Wie machst du das nur?«

»Das ist meine Intuition. Ich kann mit Leichtigkeit anderer Leute Gedanken lesen.«

»Zumindest bist du nicht zu bescheiden. Aber wir sollten nicht so akademisch daherreden, sondern etwas unternehmen, und zwar sofort. Wenn Julian erst einmal nach England abreist, dann kommt er bestimmt nicht mehr wieder. Er wird dem Colonel sehr fehlen. Und uns auch. Für Alison aber wäre das eine Katastrophe.«

Großspurig meinte Larry: »Überlasse das einmal ganz mir. Ich wette fünf Shilling mit dir, daß ich das Ganze hinkriege.«

Für solch eine gute Sache konnte ich gerne fünf Shilling einsetzen. Trotzdem war es schwer, einen Weg zu sehen. Schließlich konnten wir den Kapitän nicht zu Mrs. Anstruther hinschleppen und ihm befehlen, um ihre Hand anzuhalten. Wie also unsere Vorstellung verwirklichen, ohne alles zu ruinieren?

Einige Tage später traf der Kapitän bei den Anstruthers ein. Pflichtbewußt besuchte er auch mich und Larry. Er sagte, er bleibe einige Tage hier. »Es scheint, als hätten Patty und ich eine Menge zu besprechen. Die alten Geschichten. Wenn man älter wird, spricht man gerne über die alten Zeiten. Jemand, den man fragen kann: Erinnerst du dich noch? Wenn ich mit Patty spreche, fühle ich mich wieder jung.«

Ich sehnte mich danach, ihm vorschlagen zu können, er solle

seine Jugend dauerhaft wiederherstellen, indem er Patty heiratete. Aber ich brachte nicht mehr als die Bemerkung hervor, Mrs. Anstruther müsse sehr unterhaltend sein. Er sah sie als eine Art von Jungbrunnen an, während sie auf mich vor allem dann deprimierend wirkte, wenn sie Alison mit diesem Blick des Besitzerstolzes anschaute.

Seit unserer sinnlosen Unterhaltung über diese Sache hatte ich Larry nicht mehr gesehen. Als ich sie anrief und ihr vorschlug, in die Stadt zu fahren und den Stoff zu kaufen, meinte sie geistesabwesend: »Wolle? Winterkleid? Ach ja, das müssen wir bald einmal erledigen, aber im Moment bin ich mit anderen Dingen zu sehr beschäftigt.«

Mißtrauisch fragte ich: »Welche anderen Dinge sind das denn?«

»Ich plane . . . ich denke angestrengt nach.«

»Das muß aber anstrengend sein«, sagte ich hinterlistig, denn Larry weicht mich gewöhnlich immer in ihre Pläne ein.

»Genau. Es handelt sich um die bekannte Situation«, antwortete sie mit geheimnisvoller Stimme. »Und ich glaube, ich habe die Lösung. Aber die verrate ich dir nicht. Sagtest du nicht, du würdest heute nachmittag Anne besuchen? Dann komme ich mit dir. Ich muß Anne unbedingt etwas mitteilen.«

Das Ganze hörte sich schrecklich geheimnisvoll an, und ich war ziemlich gekränkt. Sie war immer noch in dieser überlegenen Stimmung, als ich sie abholte. Sie ließ keinen Ton über ihre Absichten verlauten. Als die Kinder aber dann draußen spielten und wir drei allein waren, kam sie auf Julian zu sprechen. Stimmte es wirklich, daß er mit dem Gedanken spielte, für immer nach England zurückzukehren?

»Ich fürchte, ja. Noch vor wenigen Tagen meinte er, er taue hier nicht viel. Daddy scheint ihn nicht davon überzeugen zu können, daß er genau der richtige Mann ist. Natürlich sieht der alte Herr auch nicht, was mit Julian und Alison los ist.«

»Hat Julian je mit dir darüber gesprochen?«

»Nicht offen. Du weißt doch, wie zurückhaltend er ist. Aber er zitierte das Sprichwort: ›Besser ein Finger weg als die ganze Hand.««

Wir saßen schweigend beieinander und verdauten diesen Ausspruch erst einmal, und dann sagte ich: »Warum von Alison weglaufen? Warum nicht einfach warten?«

»Warum warten?« fragte Larry spitz. »Nein, man muß einen anderen Weg wählen. Sag, Anne, würdest du zugunsten von Julian ein kleines Risiko auf dich nehmen? Nichts Schlimmes, mehr ein Ausweg!«

Anne lächelte: »Aber gerne. Für Julian würde ich alles tun, oder fast alles, solange ich kein Risiko mit Tim oder den Kindern eingehen müßte. Oder auch mit Daddy. Aber das würdest du doch sicher auch nicht von mir erwarten, oder, Larry?«

»Natürlich nicht«, meinte Larry unschuldig. »Mit dem Feuer würde ich nie spielen«, und ich hielt den Atem an, denn genau das hatte Larry in den verschiedensten schwierigen Situationen getan. Sie drehte mir den Rücken zu und fuhr fort: »Anne, mir traust du doch, oder?«

»Aber sicher«, beteuerte die arme, kleine Anne.

»Ich meine, du würdest genau das tun, was ich dir sage, und keinerlei Fragen stellen?«

Vertrauensvoll antwortete Anne: »Ja«, und mein Herz blutete für sie. Aber ich durfte mich nicht einmischen.

Larry dann: »Nichts Besonderes. Nur etwas sagen, eine Kleinigkeit. Morgen ist der Kapitän bei mir zum Tee. Und ich möchte, daß auch du kommst, und Susan auch. Du mußt als erste aufbrechen, und wenn du aufstehst, dann sagst du zu mir: ›Larry, mach dir keine Sorgen. Ich darf nicht egoistisch sein, und sie ist eine sehr nette Frau.‹ Das ist alles. Hast du verstanden? Wirst du das, und nur das sagen?«

»Natürlich, obwohl das eigentlich unsinniges Geschwätz ist und der Kapitän mich für leicht verrückt halten wird. Was hat das zu bedeuten?«

Larry lachte und winkte ab. »Später erfährst du alles. Aber sorg dafür, daß du das sagst, Anne. Versuche, traurig dreinzublicken und auch ein wenig tapfer. Und nur diese Worte.«

Anne wiederholte die Worte Larrys und versicherte, sie werde genauso wie verabredet vorgehen. Larry meinte dann lebhaft: »Ich kann natürlich nichts versprechen. Eine eher verzweifelte



Hoffnung, aber wir müssen den Versuch wagen. Vielleicht klappt die Sache. Nein, die Einzelheiten sage ich euch nicht. Susan könnte plappern oder sich aufregen. Für den Augenblick muß mein Plan noch ein Geheimnis bleiben.«

Ich mag nicht, wenn mich jemand für geschwätzig hält, und stellte keine weiteren Fragen.

Ich nehme an, daß es zwischen zwei Menschen, die jahrelang zusammen leben, so etwas wie eine Gedankenübertragung gibt. Und so hatte ich plötzlich auch eine Vorahnung, was die Pläne von Larry anging. Bevor wir uns trennten, wurde die Vorahnung immer stärker, und sie sagte: »Der Colonel möchte Julian nicht verlieren. Auch er muß bereit sein, ein kleines Risiko auf sich zu nehmen.«

Eindringlich sagte ich: »Hör zu, Larry, Anne sagte ausdrücklich, bezüglich ihres Vaters werde sie auf keinen Fall ein Risiko eingehen wollen. Vergiß das bitte nicht.« Aber Larry schlug die Wagentür fest hinter sich zu, und durch das geöffnete Seitenfenster meinte sie: »Aber, Susan, keine Aufregung. Schließlich kann niemand jemanden anderes gegen dessen Willen heiraten. Selbst Patty nicht. Auf Wiedersehen ... bis morgen um halb vier.«

Sie machte den Eindruck eines Generals vor der Schlacht, und ich schlief in dieser Nacht sehr schlecht.

Wenn ich nicht so unruhig gewesen wäre, hätte mir der Nachmittagstee sogar gefallen. Der Kapitän war in Hochform und erzählte spaßig von unserer Invasion am See. Sein Aufenthalt bei den Anstruthers behagte ihm offensichtlich. Von Patty schwärmte er die ganze Zeit. Wie Larry dann in der Küche bemerkte, während wir den Tee zubereiteten, brauchte es nur eines kleinen Anstoßes, den Mann vor den Altar zu katapultieren. Und ich wußte, daß sie diesen Anstoß geben würde. Gehorsam Larrys Instruktionen befolgend, brach Anne schon bald wieder auf. Sie spielte ihre Rolle hervorragend, sah hilflos und leidend aus und legte ihre Hand flehend auf Larrys Arm. »Liebe Larry, mach dir nicht solche Sorgen, wahrscheinlich wird doch noch alles gut. Und ich, ich darf einfach nicht nur an mich selbst denken. Schließlich ist sie eine bezaubernde Frau.« Nie-

mand hätte geglaubt, daß Anne nicht die geringste Ahnung davon hatte, wovon sie eigentlich sprach.

Larry drückte Annes Hand und meinte: »Arme Anne. Ich kann mir nicht helfen, aber ich mache mir einfach große Sorgen. Mir paßt das alles nicht. Aber na ja, noch ist ja nichts passiert.«

Mir fiel der überraschte Gesichtsausdruck des Kapitäns auf. Larry gab diesem Schauspiel noch den letzten Schliff, als sie zurückkehrte und so tat, als wische sie sich eine Träne aus dem Auge. Er sagte: »Schwierigkeiten, diese junge Frau? Sorgen? Halten Sie mich nicht für aufdringlich, aber wenn ich irgendwie helfen kann . . . schließlich ist sie ein bezauberndes Mädchen.«

Ich wandte mich einem Fenster zu, denn vor meinem Auge erstand eindeutig das Bild von einer Fliege, die sich in einem Spinnennetz verfangen würde. Auf jeden Fall würde das, was nun kommen würde, sehr hart zu verdauen sein, und ich wollte da nicht hineingezogen werden. Ganz gleich, was kam. Aber dann hörte ich Larry in einem sehr besorgten, vertraulichen Ton sagen: »Vielleicht sollte ich Ihnen nichts davon erzählen. Mit mir hat die Sache nichts zu tun, aber Sie und diese Frau sind doch so gute, alte Freunde.«

Der Kapitän schaute verwundert auf. Er meinte: »Alte Freunde? Na ja, das nicht gerade, obwohl ich die junge Dame sehr gut leiden kann. Aber ich bin ihr bisher nur dreimal begegnet.«

»Ach, ich meinte nicht Anne . . . ich – na ja, Sie haben doch sicher gemerkt, daß sie von Mrs. Anstruther sprach.«

»Patty? Was ist mit Patty?« fragte er gespannt und eher im Ton des Beschützers und Besitzenden.

»Aber wissen Sie denn nicht . . .? Sie müssen doch von dem Colonel gehört haben?«

»Colonel? Welcher Colonel? Was meinen Sie eigentlich damit? Gerard? Was ist mit ihm?«

Larry darauf: »Ach, Sie wissen nicht? Ich fürchte, ich war ein wenig indiskret.«

»Indiskret? Überhaupt nicht. Ich bin ein sehr guter Freund von Patty. Eigentlich halte ich mich für . . . Aber vergessen wir das. Was ist mit dem Colonel los? Er stellt doch wohl Patty nicht nach, oder?«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Sie nichts davon gemerkt haben. Alles sieht natürlich sehr normal und natürlich aus, so ist es aber nicht. Und denken wir doch an Anne. Nicht etwa, daß sie eifersüchtig wäre. Dazu ist sie viel zu sanft. Aber sie kennt ihren Vater sehr genau und glaubt nicht, daß diese Verbindung jemals sehr glücklich sein würde. Der Colonel ist zwar ein Schatz, aber gleichzeitig auch ein kleiner Zuchtmeister.«

»So der richtige Feldhase, wie die meisten dieser Leute von der Armee. Ein guter Bursche, aber nichts für Patty. Zum Teufel damit. Also das liegt Ihnen und Ihrer kleinen Freundin auf der Seele? Ich nehme an, daß Anne keinen besonders großen Wert auf eine Stiefmutter legt?«

»Ach, das ist es, glaube ich, gar nicht einmal, obwohl es Anne schwerfallen dürfte, jemanden an dem Platz ihrer eigenen Mutter zu erleben« – die Krönung von Larrys Technik, denn als Annes Mutter starb, war das Mädchen noch viel zu klein, um sich je an diese Frau erinnern zu können. »In Wirklichkeit liegt die Schwierigkeit darin, daß sie einfach nicht glaubt, daß der Colonel Pat richtig nehmen kann . . . Mrs. Anstruther glücklich machen wird!«

»Sehr vernünftig von ihr. Ich habe den Burschen nur zweimal getroffen, aber er scheint mir so ganz und gar nicht Pattys Fall zu sein. Ein richtiger Ladestock. Der feudale Typ. Die können mit Frauen einfach nicht umgehen. Wie weit hat er es denn schon geschafft? Doch nicht verlobt, oder so? Komisch, daß Patty mich das nie merken ließ.«

»Oh, nein, so weit sind die beiden noch nicht. Vielleicht spürt Mrs. Anstruther auch nicht, was der Colonel für sie empfindet. Aber Anne kennt diese Gefühle, denn er hat sich seiner Tochter anvertraut. Und sie glaubt, daß Mrs. Anstruther seinen Antrag gerne annimmt, weil sie sich als eine Last für die jungen Leute betrachtet. Und dabei ist sie doch so uneigennützig«, ein letzter Vorstoß, der mich sprachlos machte.

Der Kapitän lief nunmehr in seiner Aufregung im Zimmer auf und ab. »Also man weiß doch nie, nicht wahr? Das habe ich nicht geahnt. Natürlich ist sie eine bezaubernde Frau. Und verständlich, daß mancher Mann nach ihr schießt. Sie gehört zu

den reiferen Jahrgängen, aber das ändert nichts an der Tatsache.«

Und diese Bemerkung gab Larry eine gewisse Hoffnung für ihre eigene Zukunft, wie sie später zu Sam meinte: »Schrecklich, in ihrem Alter noch einen solchen Fehler zu machen. Ein guter, alter Freund sieht die Dinge objektiver.«

Er lief noch einige Zeit im Zimmer hin und her und murmelte vor sich hin. Dann plötzlich brach er auf, und zwar nicht mit der ihm eigenen Höflichkeit.

Nachdem der Kapitän gegangen war, herrschte zunächst tiefes Schweigen. Dann wandte ich mich vom Fenster aus Larry zu. Sie war wohlwollend genug zu erröten. Dann sagte sie hastig: »Wie sieht es mit der Wette aus? Verdoppeln oder streichen wir?«

Unweigerlich folgte dann der Vorwurf, es sei sehr selbstsüchtig, sich nicht für die Angelegenheiten und Sorgen guter Freunde einzusetzen, und im übrigen könne ich doch wirklich nicht behaupten, der Colonel bewundere Patty nicht.

Drei Tage später erschien Anne, um uns von einem der überraschendsten Ereignisse zu berichten. Mrs. Anstruther hatte sich dazu entschlossen, tatsächlich den alten Kapitän zu heiraten, den wir bei unserem langen Wochenende aufgegabelt hatten.

»Also wird Alison doch endlich frei sein? Larry, du solltest Julians Gesicht gesehen haben, als er davon hörte. Für einen Augenblick vergaß er seine sonst so reservierte Haltung und seinen Spott. Dann riß er sich zusammen und zitierte einen alten Spruch: ›Wenn man denkt, ist es mit der Liebe vorbei‹, und dergleichen.«

»Aber Julian ist doch nicht verschlagen? Was sagte er denn?«

»Er ist verschwunden. Ich bin sicher, daß er bei Alison ist. Ist das nicht die erstaunlichste und ungewöhnlichste Entwicklung?«

Larry schaute mich an und meinte, wenn diese Entwicklung auch nicht unerwartet sei, so sei sie dennoch herrlich. Zu Annes Erstaunen wechselte sie das Thema und sagte, ich schulde ihr fünf Shilling.

Und Anne meinte: »Übrigens, Larry, hast du mir verspro-

chen, später die Bedeutung dieser merkwürdigen Abschiedsworte zu erklären, die ich aufzusagen hatte. Sofort, nachdem wir die Neuigkeiten aus dem Hause Anstruther gehört hatten, erzählte ich Julian die ganze Geschichte, und er starrte mich für einen Augenblick an und brach in ein lautes Lachen aus: »Mein Gott, diese Frau ändert sich nie«, und dann verschwand er. Aber was bedeuteten diese Worte eigentlich? Weshalb solltest du dir wegen mir Sorgen machen? Das Ganze klang so verrückt, aber ich tat, was du mir aufgetragen hattest, und jetzt ist es an dir, die Sache zu erklären.«

Zweifelnd schaute Larry Anne für einen Moment an, und dann sagte sie: »Hast du nicht die Veränderung an Julian bemerkt? Und kannst du einen kleinen Spaß nicht vertragen, wenn er sich gegen den Colonel richtet? Denn, heute mag ich ihn wirklich gerne, aber ich sah keinen anderen Ausweg . . .«

Dann tischte sie die ganze Wahrheit auf.

## 16

Wir hatten nicht mehr Zeit, uns von allen Aufregungen zu erholen, denn Claudia war zwei Monate vor dem ursprünglich geplanten Termin bereits auf dem Anmarsch nach Neuseeland. Wir hörten, Macgregor Maclean müsse vor einer Kommission erscheinen und seine Frau begleitete ihn. Knapp eine Woche vor ihrer Abreise schrieb sie uns. »Das Ganze ergab sich sehr plötzlich. Aber der Besuch wird sehr kurz sein, denn mein Mann muß innerhalb von acht Tagen wieder zu weiteren Vorlesungen zurück sein. Dennoch halte ich diese Reise für eine gute Gelegenheit, Antonia mit uns zu nehmen. Sie hat inzwischen eine sehr ausgedehnte Ferienzeit in Neuseeland verbracht, und es ist höchste Zeit, daß sie aufhört, euch zur Last zu fallen.«

Sehr bestimmt und kein Wort von Sehnsucht nach ihrer Tochter. Ich brauche kaum zu betonen, daß ich Tony diesen Brief nicht zeigte, und gab statt dessen den Inhalt nur im wesentlichen weiter. Schließlich konnte es ja auch sein, daß Claudia zu den Leuten zählte, die, von ihren Briefen her beurteilt, sehr gefühls-



kalt waren, sich aber bei einem persönlichen Zusammentreffen als sehr nett entpuppten. Das hoffte ich.

Ich meinte: »Tony, deine Mutter und dein Stiefvater treffen nächste Woche in Neuseeland ein.«

»Zu welchem Zweck? Um Gottes willen, Macgregor hat doch wohl hier drüben nicht etwa eine Stelle angenommen?«

»Nein, nein. Er muß vor irgendeiner Kommission erscheinen. Die beiden bleiben nur eine Woche.«

»Muß ich nach Wellington, um sie dort zu treffen? Zu Hause bin ich hier, aber ich würde nichts dagegen haben, mit Mutter eine Woche lang zusammen zu sein.«

»Davon ist nicht die Rede. Aber die beiden wollen dich natürlich sehen. Sie wollen sicher ein paar Tage bei uns verbringen.«

»Nicht Macgregor. Er ist ständig mit Vorträgen und Radio-sendungen beschäftigt. Außerdem mag er das Land ebensowenig wie mich. Er wird bestimmt nicht kommen, Gott sei Dank.«

Das Ganze klang nicht sehr ermutigend, und ich zwang mich selbst zu der Feststellung: »Deine Mutter rechnet fest damit, daß du mit ihr nach Australien zurückkehrst.«

Tony starrte mich für einen Augenblick an, und langsam bekamen ihre Wangen Farbe. Dann passierte etwas Erstaunliches. Sie drehte völlig durch.

»Warum sollte ich überhaupt? Warum, zum Teufel, sollte ich? Sie hat sich nie um mich gekümmert. In ihrem Herzen war sie zutiefst erleichtert, als ich ausriß und zu euch flüchtete. Jetzt meint sie auf einmal, sie brauche nur zu pfeifen, und ich komme zurückgelaufen. Aber da täuscht sie sich sehr.«

»Aber Tony, ist das fair von dir? Wenn sie dich nicht zurückhaben wollte, dann würde sie nicht so deutlich auf diese Absicht hinweisen.«

»Ach, darum geht es doch gar nicht. Sie hat diesen Wunsch nur deshalb, weil irgend jemand peinliche Fragen gestellt hat. Irgendeine von diesen alten Schachteln, wichtig natürlich, sonst hätte Mutter überhaupt nicht reagiert. Sie mißt dem Klatsch große Bedeutung zu.«

»Ach, Tony, keinem von uns wird das Ganze wirklich gefallen.«

»Aber Mutter meint immer, sie müßte in jeder Beziehung perfekt sein, erhaben über jede Art von Kritik. Diese Einstellung führte auch zu dem Bruch zwischen ihr und Daddy, der sich um solche Dinge nicht im geringsten kümmert. Jetzt, nachdem sie einen Professor geheiratet hat, wird sie schlimmer denn je sein. Sie wird ständig von der Position Macgregors sprechen, und daß die Angehörigen sich nach dieser Position zu richten haben – und dieser ganze Quatsch. Aber ich denke nicht daran, nur deshalb wieder in Australien zu leben, weil Mutter meint, sie müsse nach außen hin das Bild der perfekten Ehefrau abgeben – und natürlich der vollkommenen Mutter.«

Ein regelrechter Wutausbruch und bestimmt nicht der letzte. Ich konnte sie nicht dazu bringen, auch vernünftigen Argumenten zuzuhören, und es schien daher das beste zu sein, daß sie sich austobte. Hilflos hörte ich zu, und ich mußte erkennen, daß Tony durchaus nicht so gleichgültig zu ihrer Mutter eingestellt war, wie wir alle zunächst gedacht hatten. Ein tiefer Groll hatte sich in ihr festgefressen.

Als ihr dann keine weiteren Beschimpfungen mehr einfielen, meinte Paul sanft: »Na und? Was soll das alles? Warum sollst du denn gehen, wenn du uns nicht verlassen willst?«

Er sagte dies so sanft und gleichzeitig so selbstverständlich, daß Tony aufsprang und ihn anstarrte. Auch ich war ziemlich überrascht. War es denn möglich, daß Paul es fertigbrachte, irgendein Kind zu ermutigen, sich gegen seine Eltern zu stellen? Ich sagte: »Aber Paul, Claudia ist Tonys Mutter, und Tony ist noch nicht einundzwanzig!«

»Sie ist achtzehn und alt genug, ihre Wahl allein zu treffen. Das heißt, wenn sie wirklich weiß, was sie will!«

»Aber – kann man mich nicht dazu zwingen, mitzugehen?« fragte Tony. »Ich dachte, Eltern könnten einen zu allem zwingen, bevor man einundzwanzig ist.«

Paul meinte: »Ich kenne die Gesetze nicht so genau. Aber da gibt es gewisse Einschränkungen. Übrigens weiß ich außerdem bestimmt, daß Claudia nichts unternehmen wird, was Staub aufwirbeln könnte. Du hast doch selbst eben gesagt, sie wolle dich nur zurückholen, um den äußeren Schein zu wahren, ob-

wohl du in dieser Beziehung vielleicht ein wenig übertreibst. Also gut, wenn du recht hast, dann sagst du einfach, dein Alter erlaube dir zu wählen, bei welchem der beiden Elternteile du leben möchtest. Und dann bestehst du darauf, bei deinem Vater zu leben!«

»Ich würde bestimmt viel lieber bei Daddy leben, aber ich möchte das nicht, und auch Daddy liegt nicht besonders viel daran. Jedenfalls nicht für immer.«

Ihre Stimme klang traurig, aber Paul blieb fest und sachlich.

»Aber nun hör doch auf, du brauchst ja nicht wirklich. Du drohst ganz einfach damit. Und das Risiko wird deine Mutter nicht eingehen wollen. Sie wird dann den Ausweg wählen zu erzählen, du seist sehr gerne in Neuseeland, und deine Tante brauche dringend deine Hilfe.«

Tony holte tief Atem. »Paul, du bist schrecklich klug. Du meinst also, ich brauche Mutter nur zu sagen, wenn ich hier weg-müsse, dann ginge ich zu Daddy, und sie wird sofort nachgeben?«

»Wenn sie sich nicht sehr verändert hat, bestimmt! Claudia gibt nie nach. Sie wird sagen, nach eingehenden Überlegungen (das war schon immer ein Lieblingsausdruck) habe sie entschieden, das Leben hier auf dem Lande sei das beste und gesündeste für dich.« Paul schaute mich ein wenig schuldbewußt an, denn er forderte zur Doppelzüngigkeit auf.

Höflich fragte ich: »Was hast du also vor?« Aber er antwortete nur mit einem Blick, der eine Bitte ausdrückte, der ich nicht widerstehen konnte. Wir mußten zusammenstehen und Tony gemeinsam helfen. Ich meinte dann munter: »Natürlich, genau so muß Tony vorgehen. Sie muß auf ihrem Recht bestehen, ihre Wahl selbst zu treffen, und sich dann für ihren Vater entscheiden. Warum auch nicht? Ich kenne zwar auch das Gesetz nicht, aber das Gericht möchte ich sehen, das entscheidet, Tony dürfe nicht bei ihrem eigenen Vater leben. Paul, das war die Idee!«

Tony war ganz plötzlich beruhigt. »Wißt ihr, ich könnte euch jetzt einfach nicht verlassen. Nicht dich, Paul, Larry und meine kleine Babette. Hier bin ich zu Hause, und nie fühlte ich mich anderswo zu Hause!«

Aber Paul war noch nicht fertig. Der Erfolg mußte ihm zu Kopf gestiegen sein, wie ich ihm später sagte, und wurde zum Meister der Schöpfung und der Schicksale der ihn umgebenden Frauen. Er meinte: »Du weißt doch, wie die Dinge stehen, Tony. Wir haben dich gerne bei uns. Aber früher oder später mußt du dein eigenes Leben leben. Du mußt dir einen Job suchen.«

Diese Erklärung meines viktorianischen Ehemannes erstaunte mich sehr. Paul änderte sich doch mit der Zeit erheblich.

»Hier lebt man gut – wenn man verheiratet ist. Aber es ist nicht das richtige für Jungen und Mädchen in deinem Alter, wenn sie keinen festen Beruf haben. Ich könnte dir morgen schon eine solche Aufgabe übertragen, zum Beispiel die Schafe zu hüten, den Garten zu pflegen und Susan zu helfen – und dergleichen mehr. Aber das führt doch zu nichts. Du bist dann doch nur eine Art von Hausgehilfin mit Glorienschein.«

»Aber genau das möchte ich doch sein«, wandte Tony ein.

»Jetzt vielleicht – aber was ist in zehn Jahren?«

Tony wich zurück. Im Alter von achtzehn Jahren ist der Gedanke an die Zeit zehn Jahre später immer sehr entmutigend. Sie sagte: »Na ja, dann bin ich . . . dann bin ich verheiratet, oder so etwas!«

»Ich hoffe sehr, daß du eines Tages heiraten wirst, aber nicht deswegen, weil du keinen Beruf hast und keinen Job finden kannst«, meinte Paul sehr bestimmt. »Aber jetzt haben wir für ein ganzes Jahr genug geredet. Aber so ist das nun einmal, Tony – wenn wir dich unterstützen und dir Mut machen hierzubleiben, dann mußt du dir auch ernstliche Gedanken über deine berufliche Zukunft machen. Vielleicht Stenotypistin, oder so. Das kannst du durch Fernunterricht erlernen«, meinte Paul leise, und offensichtlich fiel ihm an diesem Punkt nichts weiter ein. Dann fügte er noch hinzu: »Oder möchtest du die Geflügelzucht erlernen? In Massey gibt es eine Schulfarm.«

Larry war ganz begeistert von Pauls Einfall, und als er ihr offen seine Meinung über das Manöver sagte, durch das der Kapitän in eine Ehe hineingetrieben wurde, bot sie ihm eine gleichberechtigte Partnerschaft für alle zukünftigen Vorhaben an.

Und dank des Einfallreichtums, den Paul gezeigt hatte, waren wir alle bestens gegen alle möglichen Attacken Claudias gewappnet. Diese Angriffe erwiesen sich jedoch nach deren Eintreffen als weitaus harmloser, als wir befürchtet hatten.

Sie traf mit dem Zug in Te Rimu ein, wo Paul sie abholte. Zu Hause erwarteten Tony und ich ihre Ankunft mit nervöser Spannung. Als ich hörte, daß Tony es strikt ablehnte, ihre Mutter am Zug zu begrüßen, und sie besorgt auf die Straße starren sah, dachte ich bei mir, wenn einmal eines meiner Kinder mich so ängstlich erwarten würde, dann müßte ich mich schämen, jemals Mutter genannt worden zu sein.

Aber das Ganze berührte Claudia nicht. Man brauchte nur ihr sanftes, hübsches Gesicht und ihr gut geschnittenes Kostüm, ihre Manieren zu sehen . . . alles derart zugeschnitten, daß es den Begriff ›versagen‹ in ihrem Leben einfach nicht gab. Sie war eine erfolgreiche, selbstbewußte, charmante Person, und ich neigte zunächst dazu, sie nicht gerade gerecht beurteilt zu haben. Offenbar war Claudia, wie ich auch gehofft hatte, eine der Frauen, die am schlimmsten dran sind, wenn sie eine Feder zur Hand nehmen.

Sie begrüßte ihre Tochter liebevoll, wenn nicht überschwenglich. Sie tauschten artige Küsse aus, und Claudia sagte: »Du siehst wirklich gut aus, Antonia. Muß ich dich mit Tony anreden? Der Name ist so barbarisch. Schade, ich gab dir doch einen so wunderschönen Vornamen.«

Tony, die fest entschlossen war, sich gut zu benehmen, antwortete ruhig: »Natürlich, Mutter, nenn mich ruhig Antonia. Das war doch immer so.«

»Ja, aber die Welt, in der du jetzt lebst, ist so anders. Du wirkst direkt wie ein anderer Mensch«, meinte Claudia. Und ich glaubte zu sehen, wie ein Schatten von Ungewißheit über ihr Gesicht huschte. Wie sollte man diese reifer gewordene, erfahrenere und offensichtlich auch verdorbenere Tochter am besten angehen?

Tony brach das momentane Schweigen durch eifrige Fragen, so zum Beispiel nach Annie, und nachdem Claudia alle diese Fragen beantwortet hatte, wandte sie sich mir erleichtert zu.



Offensichtlich, wie ihr Benehmen zeigte, eine liebenswerte, kleine Person, die man nicht besonders vorsichtig oder weich anzufassen brauchte. »Wie nett du zu meiner Tochter gewesen bist, Susan. Wirklich, plötzlich von einem völlig fremden, jungen Mädchen überfallen zu werden . . .«

Der Tee verlief ein wenig schwierig, die Unterhaltung kam nur sehr schwer in Gang. Wir alle waren etwas gehemmt. Ich fragte Claudia so interessiert über ihre Anreise aus, als sei sie gerade vom Südpol bei uns eingetroffen. Paul äußerte höflich sein Bedauern darüber, daß der Professor (ein Titel, den er sehr zungenfertig über die Lippen brachte) nicht die Zeit gefunden hatte, ebenfalls mit nach Tiri zu kommen.

»Er hat so wenig Zeit. Aber auch ihm tat es leid. Vielleicht ergibt sich eine Möglichkeit, wenn wir anlässlich des wissenschaftlichen Kongresses erneut nach Neuseeland reisen«, und so weiter.

Nachdem Claudia sich ein wenig ausgeruht und wir zu Abend gegessen hatten, saßen wir gemeinsam um das offene Feuer des Kamins, auf das wir an diesem Herbstabend nicht verzichten konnten. Plötzlich sagte Claudia: »Ja, Antonia, es wird dir sicher nicht leichtfallen, dich von allen diesen schönen Dingen zu trennen, nicht wahr? Ich kann mir gut vorstellen, wie schön ein Mädchen wie du es hier findet«, eine Konzession an uns, die aber in Wirklichkeit gleichzeitig bedeutete: »Aber es ist natürlich nichts für ein zivilisiertes Mädchen.«

Es folgte eine Minute des Schweigens, und dann sagte Tony sehr beherrscht und ruhig: »Aber ich werde mich nicht von hier trennen, Mutter. Warum sollte ich auch?«

Claudias Stimme klang sanft und liebenswürdig: »Mein liebes Kind, weil dein Zuhause bei mir in Sydney ist.«

»Da bin ich anderer Meinung«, und Tonys Stimme zitterte jetzt ein wenig. »Ich mochte Sydney nie. Deshalb ging ich dort weg. Ich möchte leben.«

»Aber, mein liebes Kind, für eine solche Entscheidung bist du noch viel zu jung. Du gehörst an die Seite deiner Mutter.«

Sehr tapfer, aber Paul um Unterstützung bittend, meinte sie: »Oder an die Seite meines Vaters. Schließlich habe ich zwei Elternteile.«

»Zu deinem Vater?« Das war der Angelpunkt, den Paul erwartet hatte. Ich hätte ihm in diesem Augenblick gerne anerkennend auf die Schulter geklopft. Claudia hielt einen Augenblick inne, und dann sagte sie langsam: »Dazu würde ich nie meine Einwilligung geben.«

Aber Tony hatte sich einen Vorteil erkämpft, den sie nicht preisgeben würde. Sehr kühl meinte sie: »Weißt du, Mutter, du wirst mich nicht daran hindern können. Ich bin achtzehn Jahre alt. Kinder können selbst wählen, wenn sie achtzehn sind. Zumindest können sie bei einem Gericht ihr Recht finden, wenn sie nicht so ohne weiteres ihre Wahl treffen dürfen.« Sie bluffte natürlich und hatte von den einschlägigen Gesetzen nicht die geringste Ahnung.

»Beim Gericht.« Sie schnappte entsetzt nach Luft. »Aber, mein liebes Kind . . .«

»Ja, das werde ich tun«, meinte Tony. Deutlich waren Zeichen zu erkennen, daß sie erneut ihre Beherrschung verlieren würde. »Ich wünschte, du würdest endlich damit aufhören, mich dein liebes Kind zu nennen. Erstens bin ich kein Kind mehr, und zweitens gehöre ich nicht mehr zu dir, und außerdem war ich niemals dein liebes Kind.« An diesem Punkt mischte sich Paul klugerweise und liebenswürdig ein: »Jetzt aber genug. Deine Mutter verträgt ein Nein als Antwort, ohne daß du damit beginnst, die Dinge hochzuspielen. Tut mir leid, Claudia . . . Ich vergaß, wie sehr du dieses gute, alte Wörtchen haßt. Aber unterhalten wir uns doch einmal in aller Ruhe und ganz vernünftig.« Und von da ab übernahm er die Leitung des Gesprächs, sehr zu Claudias Überraschung.

Schließlich war er ihr wesentlich jüngerer Bruder und hatte sich nie besonders ausgezeichnet.

Claudia tat mir doch irgendwie leid, denn sicher würde sie eine Niederlage erleben. Ich hatte das Gefühl, dies war eine völlig neue und sehr erschütternde Tatsache für diese Frau. Sie wußte inzwischen, daß Tony nicht ohne Kampf mit ihr gehen würde. Es wäre doch dazu gekommen, daß Tony schließlich zu ihrem Vater gegangen wäre – eine Situation, die Claudia sich einfach nicht vorstellen konnte.

Kurz gesagt, wir empfahlen einen vernünftigen Ausweg, und Claudia stimmte im großen und ganzen dankbar zu.

Aber sie wollte nicht länger bleiben. Ihr reichten die beiden Tage, und obwohl ich mich bemühte, nett und liebenswürdig zu sein, reichte auch mir diese kurze Zeit. Sie war klug und tüchtig, aber Paul hatte immer schon behauptet, Claudia sei nicht mein Fall.

In einer Beziehung aber blieb ich fest. Ich gestattete Larry nicht, unseren Gast zu inspizieren.

Tony empfand keine besonderen Gefühle bei dem Abschied von ihrer Mutter, außer vielleicht einer großen Erleichterung.

Sie war höflich und freundlich, aber Claudia hätte ebenso gut eine zufällige Bekanntschaft gewesen sein können. Genauso war es auch eigentlich bei den beiden — sie waren sich gegenseitig fremd. In meinen Augen war dies eine echte Tragödie.

In einem Punkt stimmten Paul und Claudia völlig überein. Tony mußte einen Beruf ergreifen. »Jungen Mädchen bietet sich heute jede Möglichkeit. Was möchtest du werden?« fragte sie.

Tony schaute ein wenig ungewiß und erwähnte Pauls Vorschlag, Geflügelzucht zu erlernen. Vielleicht konnte sie aber auch Hunde züchten. Claudia war entsetzt, und ich konnte ihr deswegen nicht böse sein. Spitz bemerkte sie: »Keine dieser beiden Beschäftigungen würde ich als Lebensaufgabe bezeichnen.« Tony murmelte unwillig, sie sei schließlich nicht an einer Lebensaufgabe interessiert. Jedenfalls noch nicht. Aber Paul ergriff die Partei seiner Schwester, und Claudias letzte Worte waren die: »Also, Antonia, ich darf erwarten, bald zu hören, daß du einer sinnvollen Beschäftigung nachgehst. Dein Vater sagte, Geld spiele keine Rolle. Es gibt also keine Entschuldigung für einen weiteren Aufschub.«

Und mit dieser Forderung erklärte Paul sich dann später absolut einverstanden.

Nachdem Paul zu Bett gegangen war, meinte Tony ein bißchen falsch: »Ich glaube, ich fange mit einem Fernkursus für Stenotypistinnen an.« Das war am Abend der Abreise ihrer Mutter. »Oder soll ich Säuglingsschwester werden? Aber dann müßte ich euch auf der Stelle verlassen.«

»Das wird in jedem Falle unumgänglich sein. Aber du brauchst dich ja nicht sofort in irgendeine Sache hineinzustürzen. Vielleicht liegt dir auch eine karitative Arbeit. Aber wir haben Zeit genug, das noch eingehend zu überlegen.«

Sowie Claudia in sicherer Entfernung war, erzählte ich Larry die ganze Geschichte:

»Larry, Tony ist ein kleines Problem. Ich meine, sie sollte sich mit irgend etwas beschäftigen, sich eine interessante Tätigkeit aussuchen. Wenn nicht, dann wird sie sich bestimmt wieder unglücklich verlieben oder den falschen Mann heiraten!«

Larry sagte: »Warum sollte sie sich denn nicht verlieben? Und ich habe eine tolle Idee. Ich kenne genau den richtigen Mann. Ein neuer Arzt kommt nach Tiri.«

»Ich weiß. Hast du ihn schon gesehen? Wäre er der Richtige?«

»Sie wird ihn anbeten. Er kränkelt, und man sagt, er habe ein schweres Schicksal gehabt – seine Frau verunglückte tödlich, und er hat Bronchitis oder so etwas. Er ist eher häßlich, wenig anziehend und scheu, ein Stotterer. Aber ganz gleich, er scheint der richtige Mann zu sein, und über eine geeignete Tätigkeit für Tony würde ich mir an deiner Stelle den Kopf nicht zerbrechen.«

## 17

Larry war überzeugt davon, irgend jemand würde auf der Bildfläche auftauchen, auch wenn der anfällige, melancholische und wenig anziehende Arzt nicht die richtige Lösung war. Wir versicherten uns gegenseitig: »Wenn der Winter erst einmal vorbei ist«, und verkrochen uns gemütlich an den offenen Kaminfeuern vor den Stürmen, der Kälte und dem Schlamm. Eines Tages meinte Larry gedankenvoll: »Na ja, eine aufregende Zeit war das schon. So viele Veränderungen. Neue Menschen, neue Autos, Cecily verheiratet und Tony ein ständiges Mitglied unserer Familie. Claudia ist aus dem Spiel, und Patty und der Kapitän werden glücklich zusammen leben – wie wir hoffen dürfen –, und ich bin sicher, der gute Julian wird seine Verlobung mit Alison bald auch perfekt machen.«

»Die warten nur, bis die Mutter ihnen nicht mehr im Wege steht. Wie die sich in letzter Zeit verändert hat, was, Larry?«

»Die Wirkung des starken Mannes. Kannst du dir den Kapitän vorstellen, wie er um die zarte Blume herumtanzt? Nein, nein, Patty hat eine Menge Verstand. Sie weiß, daß diese Zeiten endgültig vorbei sind. Jetzt ist sie eine Seemannsbraut und kann sich an all den Dingen erfreuen, auf die sie während ihrer langen Ehe verzichtete. Sie kann endlich angeln und Bootsausflüge machen.«

»Richtig erbärmlich, wie rücksichtsvoll er mit ihr umging.«

»Ja, aber vergessen wir nicht das eigentliche Ziel. Wichtig allein ist, daß Julian und Alison freie Bahn haben. Wirklich, Susan, wir sind eine Menge Sorgen los, vor allem weil es Tony schon wieder besser geht. Sie sieht heute wieder so aus wie früher. Ich habe das Gefühl, sie ist schon bald reif für das nächste Abenteuer. Ganz gleich, wie dieses Abenteuer aussehen wird. Im Augenblick haben wir nur eine Sorge – den Supermarkt! Wir haben zwar hier und da unsere Geschütze gegen Freeman aufgefahren, aber er scheint noch immer gute Geschäfte zu machen. Das heißt, daß er Tantchen eine Menge Umsatz wegnimmt.«

»Trotzdem scheint sie nicht besorgt zu sein. Und ich wünschte, uns würde etwas Passendes einfallen.«

Larry sagte das gleiche zu Julian, als er vorbeikam, um mit Paul über seine Sorgen mit dem Vieh des Colonel zu reden. Es tat richtig gut, den alten Julian wiederzusehen, heiter, witzig und immer zu einem kleinen Waffengang mit Larry bereit.

Als wir das Problem des Supermarktes ihm gegenüber erwähnten, warf er Larry einen rätselhaften Blick zu und sagte: »Wirst du jemals die Tatsache in deinen dummen, hübschen Kopf hineinbekommen, daß du nicht der Alleinherrscher über Tiri bist? Warum entspannst du dich nicht und überläßt es anderen Leuten, sich den Kopf über ihre Geschäfte zu zerbrechen?«

»Das nenne ich aber sehr undankbar, nach all dem, was wir für dich getan haben.«

»Was zum Beispiel?« und Julians Augen blitzten, während Larry zögerte. So gerne sich die beiden auch mögen, so zählt er doch zu den wenigen Leuten, bei denen Larry sich nicht allzu



viele Freiheiten herausnimmt. »Na ja, geh du ruhig nach Hause und denke einmal scharf nach, die Antwort auf deine Frage fällt dir dann sicher noch ein.«

»Du sprichst von Nachdenken! Wenn ich an den armen, unschuldigen Colonel denke... denk daran, daß ich in Zukunft etwas gegen dich in der Hand habe. Noch ein einziger Trick oder Schachzug, und er erfährt die ganze Geschichte von mir.«

Beleidigt über seine versteckte Art meinte Larry: »Und als Abwechslung könntest du jetzt vielleicht einmal versuchen, etwas für andere Leute zu tun. Irgend jemand muß doch eine Lösung für den Unsinn mit dem Supermarkt finden.«

»Mit irgend jemand ist doch sicher die allmächtige Mrs. Lee gemeint. Aber endlich kannst du dich von deiner gottgleichen Aktivität ausruhen. Freeman ist weg.«

»Weg?« riefen wir beide gleichzeitig. »Wohin?«

»Das weiß der liebe Himmel, nicht einmal die Polizei und die Distriktverwaltung wissen etwas.«

»Die Polizei? Was meinst du damit, Julian? Typisch für dich, die ganze Zeit dazustehen und dummes Zeug zu reden, anstatt uns von dieser sehr wichtigen Entwicklung zu berichten. Erzähl doch, was ist geschehen? Was ist mit Freeman los?«

Wir glotzten Julian regelrecht an, was er offensichtlich sehr genoß. Dann sprach er weiter: »Hat eine Menge getan, wie mir scheint. Aber eine Sache zählt besonders. Larry, mach deinen Mund zu, deine ganze Schönheit geht sonst zum Teufel. Fest zu. So ist's richtig, Liebling.«

Larry klappte ihren Mund mit einem Schnappgeräusch zu und schaute Julian mit mordlustigen Blicken an: »Es gibt Leute«, aber Julian winkte nur elegant ab, sagte, er habe keine Zeit, sich Unterbrechungen gefallen zu lassen, und im übrigen neige Larry in letzter Zeit dazu, sich ständig zu wiederholen. Dann bestieg er sein Pferd, um davonzureiten und Paul zu suchen.

Als sich Larry dann genügend über Julians hassenswerte Manieren ausgelassen hatte, sagte sie: »Weg. Das verstehe ich nicht. Es hörte sich so an, als sei etwas Kriminelles im Spiel. Susan, wir sollten Tantchen heute nachmittag einen Besuch abstatten.«

Genau das wollte auch ich gerade vorschlagen. Diese Span-

nung war zu unerträglich. Wenn Freeman wirklich etwas verbochen hatte und vor den Behörden geflohen war, dann war das Problem Supermarkt ein für allemal aus der Welt geschafft.

»Trotzdem ist es eine Schande, daß die Tiefkühlanlage wieder hier verschwinden soll«, meinte Larry hinterlistig. »All das schöne Rindfleisch . . .«

Wir besuchten Tantchen zusammen mit Tony, so schnell wir nur von zu Hause wegkonnten.

Als wir am Supermarkt vorbeifuhren, waren wir überrascht, daß die Ladentüren wie immer weit offenstanden. Wir sahen außerdem Mrs. Freeman geschäftig bei der Arbeit. Hatte Julian uns zum Narren gehalten? Wir hatten halbwegs erwartet, den Supermarkt unter der Bewachung von Polizeibeamten vorzufinden. Vielleicht hatte Freeman trotz allem nichts besonders Schwerwiegendes getan.

Tantchen war beschäftigt und sanft wie immer. Natürlich wußte sie ganz genau, was uns zu ihr brachte, aber sie meinte nur: »Ich frage mich immer noch, wer es sein könnte, wenn der große Wagen vorfährt. Seid ihr zu vornehm, um in die Küche zu gehen und den großen Wasserkessel aufzusetzen? Ich komme sofort nach.«

Tony meinte: »Lassen Sie die beiden gehen, ich bleibe im Laden und helfe Ihnen. Ich möchte so gerne. Ja, ich weiß, wo die Seife ist, und Wechselgeld zählen kann ich auch sehr gut«, und schon war sie hinter der Theke und nahm sich mit der Ware im Laden Freiheiten heraus, wie Larry und ich es nicht im Traum gewagt hätten. In Sekundenschnelle hatte sie für einen Buschmann, der sie nötig zu haben schien, ein Stück Seife geholt und machte ein paar Witze, bevor sie sich einem kleinen Maori-Mädchen zuwandte, das »einen Fisch in der Dose« und einen »Lappen für den Teller« kaufen wollte, ein Küchenhandtuch also. Sie lächelte die Kunden an, ganz die Tony, wie sie vor einigen Monaten gewesen war. Larry seufzte, als sie den Kessel anstellte und Tassen aus dem Schrank holte.

»Wie ich, als ich ein Mädchen war. Erinnert das nicht schrecklich an die Jahre, die entschwinden? Sag, erwähnt Tony den Namen Norman Craig ab und zu noch einmal?«

»Nein, aber der alte Bob Sutton hat ihr zweimal geschrieben. Er scheint sich in dem Heim sehr wohl zu fühlen und hat dort auch noch einen anderen Viehtreiber getroffen, den er früher einmal kannte. Sie verbringen die meiste Zeit damit, über die alten Zeiten zu reden.«

»Ich nehme an, die Hütte wird eines Tages zusammenfallen?«

»Ja, das glaube ich auch. Das Gras überwuchert bereits die Eingangstreppe, aber Tony war verschiedentlich oben und pflegt das Grab des Hundes.«

»Rührend. Das Kind hat sicher das Gefühl, dort ihre große Liebe begraben zu haben. – Da ist ja Tantchen!«

Tony kam auch herein, aber energisch meinte sie: »Jetzt trinken Sie aber Ihren Tee, Miss Adams. Ich kann durchaus den Laden machen, und wenn ich etwas wissen muß, komme ich und frage Sie. Wenn keine Kunden im Laden sind, kann ich schon ein paar Tüten Kartoffeln vorbereiten. Je sechs Pfund und zwölf Pfund. Denn so kaufen die meisten Leute ja ein. Und das spart Zeit beim Bedienen.«

Tantchen fügte sich. Sie wurde in das Wohnzimmer geschoben, in einen Sessel gesetzt und bekam ihren Tee. Tony stürzte in den Laden zurück, im Vollgefühl ihrer Bedeutung und Nützlichkeit. Miss Adams seufzte.

»Ein liebes Kind. Ich bin ihr wirklich für ihre Hilfe sehr dankbar. Ich werde jetzt langsam alt.«

Diese Worte trafen uns sehr. Bei Tantchen hatten wir nie an das Wort Alter gedacht. Klein, schlank und aufrecht, mit etwas ergrauten Haaren, die sie, allen modischen Einflüssen zum Trotz, geflochten aufgesteckt trug. Überhaupt nicht verändert und sicher nicht alt.

Allein der Gedanke, ohne sie auskommen zu müssen, entsetzte mich. Gewisse Veränderungen machen mir absolut nichts aus, aber eine solche Veränderung wollte ich einfach nicht. Wenn man sich vorstellte, auf Gedeih und Verderb Freemans Gnade und seinem Supermarkt ausgeliefert zu sein?

Und hier fiel mir der eigentliche Grund für unseren Besuch wieder ein. Natürlich gehörten Freeman und sein Laden bereits der Vergangenheit an. Er, und nicht etwa Tantchen, würde von

der Bildfläche verschwinden. Larry und ich hatten uns schon über dieses Thema verbreitet. »Ist Freeman wirklich etwas zugestoßen? Julian erzählte uns heute morgen so eine komische Geschichte, aber er wollte nicht so richtig mit der Sprache heraus. Alles, was wir von ihm erfahren konnten, war, daß Freeman verschwunden ist. Stimmt das?«

Tantchen schaute sehr traurig drein: »Ich fürchte, ja.«

»Fürchten?« rief Larry aus. »Aber das sind doch herrliche Neuigkeiten. Das Ende dieses verfluchten Supermarkts, der Ihnen die Geschäfte wegstehlen wollte. Übrigens, warum ist der Laden noch offen, wenn die Freemans weg sind?«

»Nicht beide. Die arme Mrs. Freeman ist noch da. Ich habe sie dazu überreden können, den Supermarkt offenzuhalten.«

»Sie haben sie überredet? Also wirklich, Tantchen, ich kann Sie nicht mehr verstehen.«

»Warum nicht? Es ist ganz gut für sie, wenn sie abgelenkt ist.«

»Heißt das, daß sie hierbleibt?«

»Das hoffe ich sogar.«

Das war mir zu hoch, und ich war froh, als Larry sehr direkt meinte: »Tantchen, jetzt machen Sie aber einen Punkt. Machen Sie sich lustig? Warum so geheimnisvoll, so bewußt versteckt, obwohl Sie doch wissen, daß wir gerade deswegen schleunigst zu Ihnen gekommen sind?«

»Natürlich weiß ich das. Wie tüchtig das Mädchen doch ist. So nett zu den Kunden. Ich fragte mich . . .«, und wieder hielt sie inne, in einer für uns qualvollen Pause.

»Bitte weichen Sie nicht vom Thema ab. Was hat Freeman getan? Oder ist das Ganze ein Geheimnis?«

Tantchen spannte uns nicht weiter auf die Folter und fuhr ernst fort: »Lange wird das kein Geheimnis bleiben. Die Polizei sucht ihn. Er verschwand vor drei Tagen und sagte, er wolle nur nach Te Rimu fahren. Wo er von dort aus hinfuhr, ist niemandem bekannt. Er hat die ganzen Einnahmen des letzten Monats mitgenommen. Er wird also durchkommen. Man glaubt auch, daß er einen gültigen Paß bei sich trägt.«

Wir starrten sie an. Hatte mitten unter uns ein Verbrecher gelebt? »Hat er jemanden ermordet?« fragte Larry tonlos.

»Nein, das zwar nicht, aber schlimm genug. Tatsächlich sucht man ihn wegen doppelter Bigamie. Er scheint in England eine Frau und in Australien eine zweite sitzengelassen zu haben.«

»Ja, aber dann . . . Mrs. Freeman . . .?«

»Mrs. Freeman, die arme, treue Seele ist gar nicht Mrs. Freeman. Und dafür wird sie sicher noch einmal sehr dankbar sein, wenn sie über den ersten Kummer hinweg ist.«

»Bringen sie Freeman hierher zurück?« fragte ich.

»Wohl kaum. Außerdem hat er drei Tage Vorsprung und genügend Geld bei sich.«

Wir saßen sprachlos zusammen und dachten über die Geschichte nach. Natürlich empfanden wir zunächst ein tiefes Mitgefühl für Mrs. Freeman.

Larry fragte: »Wird sie denn mit dem Laden fertig? Ich meine, was wird denn nun aus dem Supermarkt?«

»Der Laden gehörte Freeman längst nicht mehr.«

Diese Eröffnungen wurden mir langsam zuviel. Wir verdauten sie für einige Minuten, dann meinte Larry: »Also bleibt der Supermarkt geöffnet. Ich meine, wenn irgendein Kapitalist ihn aufkauft, dann wird der Laden offenbleiben und Ihnen Kunden wegnehmen.«

Tantchen lächelte gemütlich und nahm noch eine Tasse Tee.

»Das macht mir keine Sorgen, Larry. Ich bin froh, daß Mrs. Freeman ein Heim und ihr Auskommen hat. Natürlich wird sie eine Hilfe brauchen, wenn viele Kunden zu bedienen sind, und jemanden, der den Lieferwagen fahren kann. Irgend jemand, der sie unterstützen und später den Laden vielleicht ganz übernehmen kann, wenn die arme Person sich entscheidet, den Ort für immer zu verlassen, an dem sie so unglücklich war.«

Wir beide dachten an Tony. Wenn der Supermarkt nur nicht so unsympathisch wäre. Wie gut das alles sich ergeben könnte. Aber das war natürlich in bezug auf den Supermarkt einfach undenkbar.

Ich sagte: »Wie ungewöhnlich, daß ein wenig anziehender, kleiner Mann drei Frauen zur Ehe überreden konnte. Er war so gar kein Adonis. Aber diese Frau tut mir wirklich von Herzen leid. Ich wünschte, wir könnten etwas für sie tun.«



»Warum schauen Sie nicht einmal bei ihr herein und sagen ihr ein paar freundliche Worte?«

»Das möchte ich nicht so gerne, wenn ich nicht dort einkaufe. Und wir alle haben uns geschworen, nicht ein Pfund Tee dort zu kaufen.«

Tantchen lächelte mich freundlich an. »Susan, du bist zwar eine sehr treue Seele, aber du machst auch manchmal sehr große Fehler.«

Larry war ein wenig gekränkt über diese Äußerung. Sie hatte sich in der Sache Tantchen sehr klar verhalten, vor allem, wenn sie öfter sehnsüchtig von diesen Eiskuchen und den Würstchen sprach. Sie sagte: »Was meinen Sie damit, Tantchen? Natürlich geben wir uns mit dem Laden da drüben nicht ab. Unsere Männer würden sehr wütend sein. Tatsächlich hat mich Sam deswegen einmal angebrüllt. Er meinte, mich davor warnen zu müssen, im Supermarkt Rindfleisch einzukaufen.«

Es war merkwürdig, wie Larry immer wieder auf Eiskuchen, Rindfleisch und Würstchen zu sprechen kam, denn sie war kaum als gefräßig zu bezeichnen. Als ich sie darauf hinwies, explodierte sie: »Du hast keine Sorgen, Susan. Acht Jahre lang hast du kalte Platten gemacht. Und acht Jahre gab es nur Hammelfleisch bei euch. Ich habe aber bereits elf Jahre hinter mir, und das wird man langsam leid. Besonders Hammelkoteletts.«

»Also«, meinte Tantchen trocken, »warum dann nicht auf in den Supermarkt. Heute abend. Und Rindfleisch eingekauft, eine angenehme Abwechslung.« Larry blickte Tantchen finster an. »Sie wissen ganz genau, daß nichts auf der Welt mich dazu bringen kann, die Straße zu überqueren und auch nur einen Penny in diesem verdammten Laden auszugeben.«

»Ich weiß«, antwortete Tantchen sanft. »Und das habe ich während der letzten Monate oft genug bedauert.«

»Bedauert?« riefen wir beide aus und waren völlig sprachlos. Warum sollte Tantchen unsere Treue bedauern? Wir erwarteten keine besondere Dankbarkeit. Denn wir würden immer in ihrer Schuld sein. Aber warum hatte sie diese Meinung?

Sie lächelte uns an und fuhr fort: »Natürlich habe ich das bedauert. Mein Geschäft ging etwas zurück, und ich habe jetzt

wieder die Möglichkeit aufzuholen, nachdem Freeman verschwunden ist.«

Wir kamen einfach nicht mehr mit. Wir saßen da, wartend, und dann setzte Miss Adams von neuem an.

»Es tut mir leid, daß ich so geheimnisvoll tat, aber eure Gesichter waren zu komisch. In Wirklichkeit gehört mir der Supermarkt schon seit einiger Zeit.«

»Der Supermarkt gehört Ihnen? Dann war Freeman gar nicht der Besitzer? Auch die Tiefkühlabteilung und die Torten? Mein Gott, Tantchen, warum haben Sie uns davon nie erzählt?«

»Weil zwischen Freeman und seiner Frau – leider ist die arme Kleine jetzt plötzlich gar nicht mehr seine Frau – und mir als abgemacht galt, daß er für weitere drei Monate als Inhaber auftreten sollte. Ich nehme an, er hatte das alles sehr wohl ausgeheckt. Es fiel ihm leichter, Geld aufzutreiben, wenn er als der Inhaber eines gutgehenden Geschäftes auftreten konnte. Also ließen wir alles wie es war und machten niemandem Mitteilung.«

»Aber Tantchen, warum haben Sie den Supermarkt aufgekauft? Ein Laden genügt doch sicher?«

»Nicht in unseren Tagen, in denen sich diese Gegend so schnell entwickelt. Es war zu erwarten, daß Freeman eines Tages aufgekauft würde, und ich dachte, es sei besser, ich würde diejenige sein. Er kam zu mir, als er Geldsorgen hatte. Natürlich hatte er sich von Anfang an übernommen. Als er dann verkaufen wollte, sah ich meine Chance gekommen, und ich griff zu. Auch den Namen, obwohl ich ihm dafür nicht besonders viel bot. Jetzt aber, nachdem das mit Freeman passiert ist, darf jedermann ruhig davon erfahren. Das Geschäft bleibt geöffnet, unter der Bezeichnung Supermarkt, auch wenn Ihre Männer etwas dagegen haben. Und die Tiefkühlabteilung bleibt bestehen, und es wird dort Torten und Kuchen für die faulen, jungen Frauen zu kaufen geben, die nicht selbst backen möchten.«

Das war zu schön, um wahr zu sein. Tantchens Geschäfte nicht nur abgesichert, sondern blühender denn je. Wir saßen da, fühlten uns glücklich und erleichtert und träumten von Steaks, Brötchen und Kuchen, der wie zu Hause gebacken aussah. Tantchen meinte: »Ja, der Supermarkt hat einen festen Platz bei uns.

Das ist auch eine dieser Veränderungen unserer Zeit, auf die wir nicht mehr verzichten können.«

»Ja, weg vom Hammelfleisch«, sagte Larry fast automatisch.

»Sehen Sie, Susan, es war eine kluge Geldanlage, denn früher oder später hätte sowieso ein zweiter Laden eröffnet werden müssen, und ich habe hier im Laufe der Jahre ganz schön verdient. Meinen eigenen kleinen Laden werde ich weiter betreiben, und ich hoffe, daß ich auch das Amt des Postmeisters noch ein paar Jahre ausüben kann.«

»Warum nur für ein paar Jahre?«

»Weil eine dichtbesiedelte Gegend ein richtiges Postamt mit einer großen Vermittlungszentrale braucht. Ihr alle seid sehr geduldig mit mir gewesen und habt die Nachteile dieser primitiven Zentrale bewundernswert ertragen.«

»Meinen Sie eine Zentrale, die vierundzwanzig Stunden am Tag besetzt ist?«

»Ja«, meinte Tantchen. »Wir müssen ein richtiges Postamt haben, und das wird auch in absehbarer Zeit gebaut werden.«

In diesem Augenblick erschien Tonys Kopf in der Tür, und sie fragte: »Kostet diese Büchse 2 Shilling 6 oder 2 Shilling 11?«

»Zwei und sechs. Versuche nicht, zuviel zu verdienen«, lächelte Miss Adams, und der Lockenkopf verschwand. »Susan, ich mag Tony sehr, sehr gern. Was soll aus ihr werden?«

»Wissen Sie, daß ihre Mutter einverstanden ist, daß die Kleine zunächst noch hier bleibt?«

»Dank der geschickten Taktik von Paul. Ja schon, aber er erzählte mir, daß er mit seiner Schwester darin übereingekommen war, daß sie etwas Vernünftiges lernen soll. Was möchte sie eigentlich werden? Wir haben bisher nichts Passendes entdecken können außer reiten und in Ihrem Laden helfen«, gab ich zurück. »Aber ich sagte ja bereits, ich werde langsam alt. Mrs. Freeman und ich könnten unmöglich diese beiden Läden alleine betreiben. Wir brauchen dringend Hilfe, und es muß jemand sein, der auch den kleinen Lieferwagen fahren kann, um Kommissionen auszuliefern. Könnte Tony nicht von Montag bis Freitag bei mir wohnen? Sie könnte ihr Pferd hier auf dem Grundstück halten und die Wochenenden bei Ihnen verbringen.«

Ich sagte: »Das scheint mir eine großartige Lösung. Das Ganze ist natürlich nur so lange in Ordnung, solange Sie noch hier sind, aber wenn Sie eines Tages verkaufen . . . ich meine, vielleicht sagt ihre Mutter, die Sache habe keine Zukunft!«

»Auch daran habe ich schon gedacht. Ich zweifle nicht daran, daß Tony eines Tages heiraten wird, aber darauf sollte man sich nie ganz verlassen. Vor allem bekommt sie hier eine Grundausbildung in sämtlichen Postangelegenheiten und der Bedienung einer Telefonzentrale, und wenn dann das neue Postamt gebaut wird, hat sie eine erstklassige Chance, eine Dauerstellung zu finden. Und draußen, bei den neuen Siedlern, kann sie auch eine ganze Reihe netter, junger Leute kennenlernen.«

»Ja, das würde ihr sicher guttun. Wir sind schließlich alle verheiratet und schon wesentlich älter als sie.«

»Alles das findet sie bei mir, und nehmen wir an, sie ist noch nicht verheiratet, wenn ich mich zur Ruhe setze, was aber kaum zu erwarten sein wird, weil ich noch einige Jahre tätig sein möchte, dann wäre auch in den Läden eine Zukunft für sie, denn die Geschäfte gehen schließlich weiter.«

Larry sagte: »Das ist großartig, denn Susan sagt, Tonys Vater sei sehr wohlhabend und würde ihr jeden Start ermöglichen. Ich hoffe natürlich, Tantchen, daß Sie uns noch für viele Jahre erhalten bleiben und sich noch lange Zeit nicht zur Ruhe setzen, und daß Tony verheiratet ist und zwölf Kinder hat, bevor das soweit ist. Also, was habe ich dir immer gesagt, Susan? Irgend etwas ergibt sich immer, und genau das ist soeben passiert.«

Ich meinte: »Das sieht ganz wie die perfekte Lösung aus.«

»Jedenfalls eine vorläufige Lösung. Fahr nach Hause und sprich mit Paul und dann mit Tony. Ich glaube, sie wäre sehr glücklich, und ich selbst hätte sie sehr gerne bei mir.«

Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann brachen wir auf. Ich bemerkte, daß Larry ein wenig nervös wurde, und dann sagte sie: »Ich glaube, wir müssen nach Hause, Sam erwartet mich sicher schon.« Dann wandte sie sich noch einmal Tantchen zu und sagte: »Ich kann es nicht erwarten. Ich zittere vor Aufregung.«

»Wegen Tantchens Vorschlägen?« fragte ich mit einem war-

nenden Blick in Richtung Tony, die langsam hinter der Theke  
vorkam.

»Deswegen auch, ja, eine wundervolle Idee, aber nicht nur  
darüber.«

»Was denn?«

»Ach, Susan, tu nicht so, als schwebe dein Verstand ständig in  
höheren Regionen. Sicher weißt doch auch du, daß wir nunmehr  
mit reinem Gewissen den Supermarkt betreten können? Ich  
werde jetzt Massen an unverdaulichen Kuchen und pfundweise  
Rindfleisch und meterweise Würstchen einkaufen.«

Atemlos folgten Tony und ich ihr, während sie in Richtung  
Supermarkt die Straße überquerte, während Tantchen uns von  
der Tür ihres altmödischen Ladens ermutigend zuwinkte.

ENDE

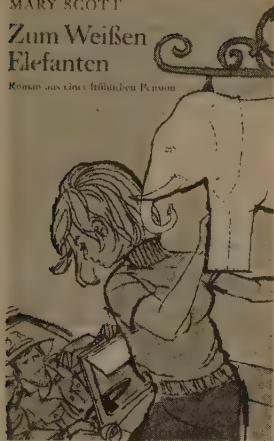


**HEITERE BÜCHER**  
**WITZIG · SPRITZIG · LEICHT**

MARY SCOTT

**Zum Weißen  
Elefanten**

*Roman aus einer fröhlichen Pension*



Leinen

DM 14.50

**MARY SCOTT**

»... die populärste Unterhaltungs-  
schriftstellerin unserer lachbedürf-  
tigen Tage.«

*Süddeutscher Rundfunk*

**ZUM WEISSEN ELEFANTEN**

*Roman aus einer fröhlichen Pension.*

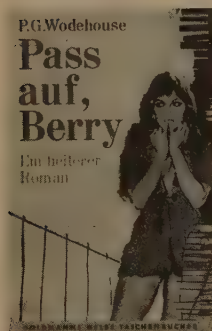
Hausbesitzer zu sein ist gar nicht so einfach, und wenn dann noch die Mieter wegbleiben, wird die Lage ernst. Aber Katherine und Jane lassen sich nicht unterkriegen; kurzerhand verwandeln sie das alte Haus an der Küste in eine Fremdenpension. Mit den ersten Gästen kommt Leben in den »Weißen Elefanten«, und bald löst ein komisches Ereignis das andere ab . . .

**Deutsche Gesamtauflage der Romane von Mary Scott  
über 1,7 Millionen**

**WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN**

## P. G. WODEHOUSE

Die Geschichten des Autors, die meist im typisch englischen Milieu spielen, sind humorvolle Darstellungen kleiner menschlicher Schwächen und der daraus resultierenden Verwicklungen voll Komik und Witz. Die genannten Preise entsprechen dem Stand vom Herbst 1971 und können sich nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten ändern.



**Pass auf, Berry.** Eine heitere Verwechslungsgeschichte, in der ein hübscher, junger Mann die Braut seines Freundes liebt und sie am Ende, nach vielen Komplikationen und verzwickten Situationen, auch bekommt. Roman. Band 1672. DM 3.–



**Vertauschte Rollen.** Ein englischer Landsitz und ein Frisiersalon in London sind die Schauplätze des aufregenden Geschehens um einen echten und einen falschen Lord. Liebenswürdige Ironie und Sinn für Situationskomik geben diesem typisch englischen Roman seinen fröhlichen Charme. Band 1715. DM 3.–

**Die Feuerprobe** und andere Geschichten aus dem Drohnclub. Mit Witz und Ironie erzählt der englische Humorist köstliche Episoden aus dem mitunter recht turbulenten Leben seiner Landsleute – einem Leben voll herrlich unfreiwilliger Komik. Band 2339. DM 3.–

## ROBERT TIBBER

Unter dem Pseudonym Robert Tibber verbirgt sich die temperamentvolle Engländerin Rosemary Friedman. Als Frau eines Arztes hat sie selbst all die Nöte und Freuden eines Arzthaushalts kennengelernt, die sie in ihren Romanen so lebensnah schildert. Die genannten Preise entsprechen dem Stand vom Herbst 1971 und können sich nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten ändern.



**Heirate keinen Arzt.** Auf keinen Fall will das Mannequin Sylvia, das sich in einen Arzt verliebt hat, eine Arztfrau werden. Wie sie nach langem Widerstreben dann aber doch »Frau Doktor« wird, erzählt dieser amüsante Roman. Band 1912. DM 3.-

**Kleiner Kummer, großer Kummer.** Eine erfrischende Plauderei aus der Praxis eines vielbeschäftigten Vorstadtarztes, in der nicht nur die Patienten, sondern auch seine junge, tüchtige Frau eine Rolle spielen. Der Roman ist eine in sich abgeschlossene Fortsetzung von »Heirate keinen Arzt«. Band 1950. DM 3.-

**Die lieben Patienten.** Als der vielgeplagte Familiendoktor einen Assistenzarzt und ein Dienstmädchen zu seiner Entlastung anstellt, wird sein Leben dadurch keineswegs ruhiger. Dieser vergnügliche Roman setzt die turbulenten Ereignisse der beiden vorhergehenden Bände fort, ist aber trotzdem in sich abgeschlossen. Band 1996. DM 3.-



## COMPTON MACKENZIE

In Deutschland ist der schottische Autor durch seine heiteren Romane bekanntgeworden, in denen er mit köstlicher Ironie seine Landsleute schildert. Die genannten Preise entsprechen dem Stand vom Herbst 1971 und können sich nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten ändern.



**Herrlich und in Freuden.** In ein aufregendes Abenteuer begibt sich der Schotte Donald Macdonald, als er eine Reise nach Indien unternimmt, um seinem dort stationierten Sohn eine keineswegs »standesgemäße« Heirat auszureden. Roman. Band 1456. DM 3.–

**Das Whiskyschiff.** Auf den schottischen Inseln ist der Whisky ausgegangen. Ausgerechnet jetzt strandet dort ein Schiff mit 50 000 Kisten Whisky. Daraus entstehen heillose Verwirrungen. Roman. Band 1716. DM 3.–



**Der Herr im Hochmoor.** Ein heiterer Roman über den heroischen Kampf eines querköpfigen Hochländers mit dünnblütigen Städtern, die mit Zelten und Kofferradios in sein Revier eindringen. Eine Geschichte voll komischer Situationen. Band 1848. DM 3.–

**Ein Häuschen auf dem Lande.** Was einem Stadtbewohner, wenn er Besitzer eines Landhauses wird, alles passieren kann, erzählt dieser heitere Roman aus Schottland mit hintergründigem Humor. Band 1863. DM 3.–

## EUGEN SKASA-WEISS

Als Meister des Feuilletons erwarb sich der Autor viele begeisterte Leser, die seine überschäumende Phantasie und seine freche Fabulierkunst auch in seinen hintergründig-heiteren Büchern immer wieder bewundern. Die genannten Preise entsprechen dem Stand vom Herbst 1971 und können sich nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten ändern.

### Eugen Skasa-Weiß Zimmerherr mit schwarzer Katze

*Heiteres und  
Nachdenkliches  
über Katzen*



Die skurrilen Abenteuer des Grafen Erlensbar. Heiter-amouröse Erzählungen. Band 1486. DM 3.-

Wo versteckt man Liebesbriefe? Die Unmöglichkeit, Verstecke für Liebesbriefe zu finden, ist nur eine der vielen alltäglichen Tücken, die der Autor unter die Lupe nimmt. Erzählungen. Band 1739. DM 3.-

Das sind Lausbuben. Die vier Buben des Autors, eine fröhliche Lausebande, halten ihn und die Leser in Atem. Band 1910. DM 3.-

### Eugen Skasa-Weiß



### Amors fliegender Mantelknopf

*Heiter-skurriale Geschichten*



Selbst in den besten Tierkreisen. In dieser heiteren astrologischen Plauderei belächelt der Autor die kleinen menschlichen Schwächen und Tugenden, für die man die Sterne verantwortlich macht. Band 2355. DM 3.-

Zimmerherr mit schwarzer Katze. Heitere und nachdenkliche Skizzen und Plaudereien über Katzen. Band 2600. DM 3.-

Amors fliegender Mantelknopf. 15 heiter-skurriale Geschichten. Band 2856. DM 3.-



## MARCEL VALMY

Der gebürtige Berliner machte sich als Drehbuchautor einen Namen. Seine heiter-ironischen oder grotesken Romane sind flott und spannend erzählt und voll hintergründiger Phantasie. Die genannten Preise entsprechen dem Stand vom Herbst 1971 und können sich nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten ändern.



**Himmel ohne Geigen.** Erst erlebt ein junger Musiker seine eigene Beerdigung mit, dann stürzt er sich in Paris von einem Abenteuer ins andere. Ein phantastischer Roman mit viel Charme. Band 1383. DM 3.–

**Nur noch Engel sind so rein.** Eine turbulente Detektivgeschichte voll komischer Situationen und aufregender Erlebnisse für Leute, die mit Vorliebe temperamentvolle Romane lesen. Band 1722. DM 3.–

**Der Mann, dem das Geld nachlief.** Ein kleiner Angestellter wird plötzlich wider seinen Willen reich. Bei seinen vergeblichen Versuchen, das Geld wieder loszuwerden, wird sein Vermögen nur noch größer. Ein liebenswürdiger Roman. Band 1980. DM 3.–



**Die wundersamen Nächte des Monsieur Lacombe.** Aus einem verträumten, armen Klavierlehrer wird für einige Tage ein erfolgreicher, berühmter Schlagerkomponist. Aber nicht alles geht in diesem modernen Märchen mit rechten Dingen zu. Roman. Band 1998. DM 3.–

Verehrter Leser,

senden Sie bitte diese Karte ausgefüllt an den Verlag. Sie erhalten sofort kostenlos den illustrierten Gesamtkatalog zugestellt.

**WILHELM GOLDMANN VERLAG 8 MÜNCHEN 80**

**Bitte hier abschnelden**

---

**Diese Karte entnahm ich dem Buch:**

---

**Kritik + Anregungen:**

---

**Ich wünsche die kostenlose und unverbindliche Zusendung des Verlagskataloges und laufende Unterrichtung über die Neuerscheinungen des Wilhelm Goldmann Verlages.**

**Name:**

---

**Beruf:**

---

**Ort:**

---

**Straße:**

---

**Ich empfehle, den Katalog auch an die nachstehende Adresse zu senden:**

**Name:**

---

**Beruf:**

---

**Ort:**

---

**Straße:**

---

Aus dem WILHELM GOLDMANN VERLAG  
8 München 80, Postfach 80 07 09 bestelle ich  
durch die Buchhandlung

[illegible]

Bitte mit  
Postkarten-  
Porto  
frankieren.

**Wilhelm Goldmann Verlag**

**8000 MÜNCHEN 80**  
**Postfach 8007 09**

**Unterschrift:**





## MARY SCOTT

Mary Scott ist Neuseeländerin, lebt in Neuseeland und schreibt über Neuseeland. Sie wurde an der Bay of Island geboren. Ihre Vorfahren kamen mit den ersten weißen Missionaren auf die Insel. Mary Scott wurde in Auckland erzogen, nach einer zweijährigen Tätigkeit als Lehrerin heiratete sie einen Farmer und zog mit ihm in die Wildnis, fernab aller Zivilisation. Heute lebt die Schriftstellerin wieder in Auckland. Ihre heiteren Romane, die zum großen Teil autobiographisch sind, spielen alle in ihrer Heimat.

Von Mary Scott sind in Goldmanns GELBEN Taschenbüchern erschienen:

»Es ist ja so einfach« (Band 1904); »Es tut sich was im Paradies« (Band 730); »Frühstück um Sechs« (Band 1310); »Mittagessen Nebensache« (Band 1636); »Tee und Toast« (Band 1718); »Und abends etwas Liebe« (Band 2377); »Truthahn um Zwölf« (Band 2452); »Macht nichts, Darling« (Band 2589); »Wann heiraten wir, Freddie?« (Band 2421); »Ja, Liebling« (Band 2740); »Das waren schöne Zeiten« (Band 2782); Mary Scott und Joyce West, »Lauter reizende Menschen« (Band 1465).

»Daß Humor am besten über manches Ärgernis hinweghilft, beweist uns Mary Scott mit ihrer fröhlichen Erzählergabe; sie würzt alles mit einem Schuß gelungener Situationskomik und erreicht damit, daß sie ihren Lesern uneingeschränkte Freude bereitet.« National Zeitung, Basel.



In der Reihe Goldmanns GELBE Taschenbücher erscheinen Werke der Weltliteratur, Biographien, Reiseberichte, heitere Bücher, moderne Romane, Gesetzesausgaben, Sachbücher.